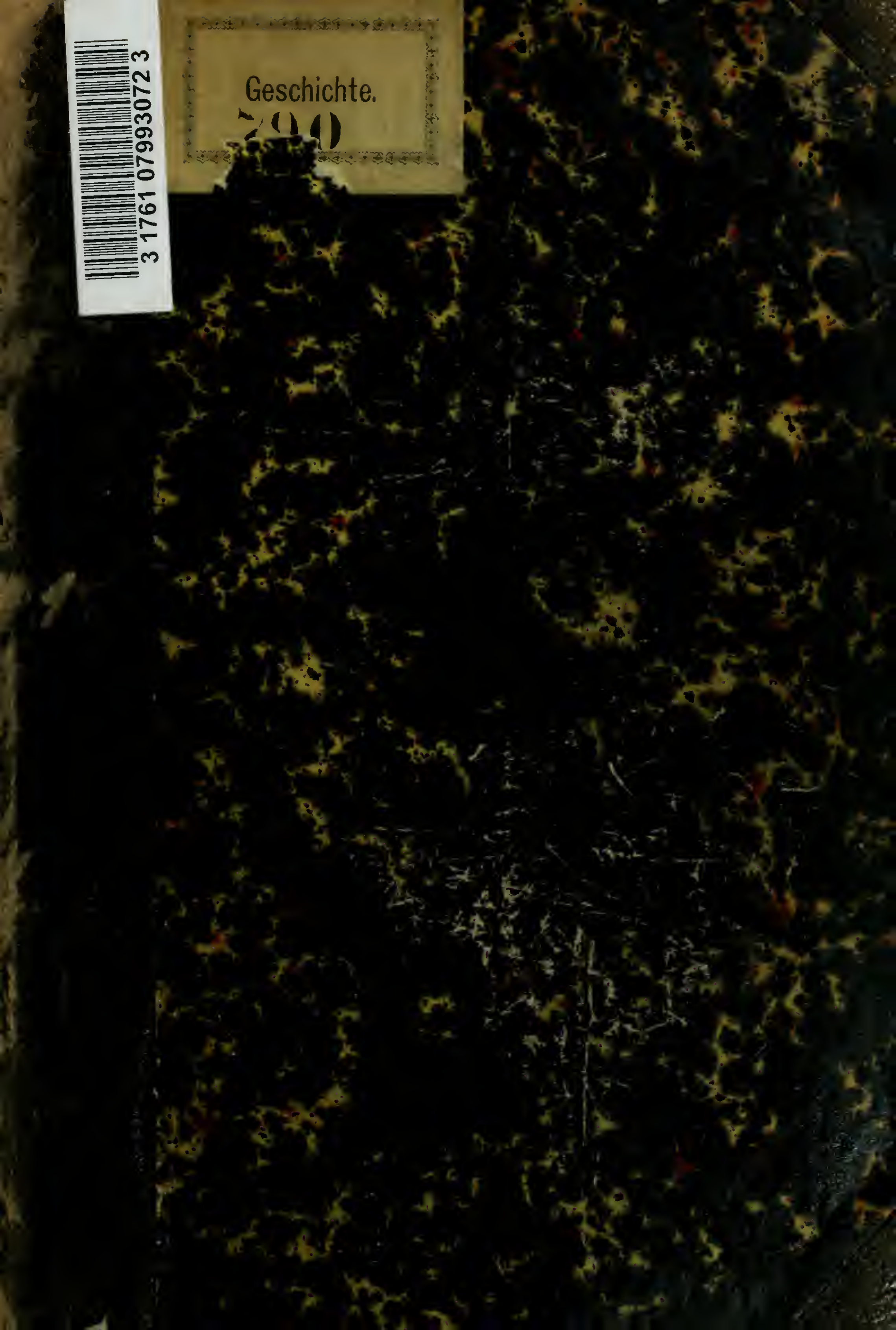


Geschichte.
3 1761 07993072 3

29-47 [illegible] 72
47 [illegible]
76 [illegible]
91 [illegible]
95 [illegible]
99 [illegible]
111 [illegible] 100 95
108 [illegible]
132 [illegible]
99 [illegible]



ST. PETERSBURG UND LONDON

ERSTER BAND



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

ST. PETERSBURG UND LONDON

IN DEN JAHREN

1852—1864

AUS DEN DENKWÜRDIGKEITEN

DES DAMALIGEN

K. SÄCHSISCHEN AUSSERORDENTLICHEN GESANDTEN UND BEVOLLMÄCHTIGTEN MINISTERS
AM K. GROSSBRITANNISCHEN HOFE

CARL FRIEDRICH GRAF VITZTHUM VON ECKSTÄDT

ERSTER BAND





STUTTGART
VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG
1886


LIBRARY
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO



Vorwort.

Die nachstehenden Denkwürdigkeiten geben geschichtliche Rückblicke auf die Ereignisse, welche Europa in den Jahren 1852—1864 bewegt haben. Der Verfasser war während dieser Zeit zuerst am kaiserlich russischen, seit 1853 am königlich grossbritannischen Hofe mit der Leitung der königlich sächsischen Gesandtschaft betraut.

Seine amtlichen Berichte in französischer Sprache sind in den sächsischen Staatsarchiven deponirt und konnten für die gegenwärtige Arbeit nicht benutzt werden; denn nach Abberufung des Gesandten von London im Jahre 1866 mussten auch die Concepte seiner Berichte mit sämmtlichen Gesandtschafts-Acten dem Ministerium übergeben werden.

In London stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, die amtliche Correspondenz durch vertrauliche Berichte und Privatbriefe zu ergänzen und zu erläutern. Diese Aufzeichnungen — weder für die Kanzlei noch für die Acten bestimmt — wurden zumeist ohne Concept flüchtig auf das Papier geworfen und

sollten, nachdem der Minister davon Kenntniss genommen, verbrannt werden. Dieselben hatten den Zweck, dem Minister persönlich von den Stimmungen und Urtheilen der leitenden britischen Staatsmänner im engsten Vertrauen Kenntniss zu geben. Es wurden darin vorwiegend zeitweilige Geheimnisse behandelt. welche schon aus Rücksicht auf die Quellen in den amtlichen Depeschen keinen Platz finden durften.

Der königlich sächsische Staatsminister des Auswärtigen, Freiherr von Friesen, liess im Spätherbste 1866 einen Theil dieser vertraulichen Schriftstücke dem Verfasser im Originale zurückstellen; von anderen fanden sich Abschriften oder Auszüge in dessen Privatacten.

Wenn wir daraus eine Auswahl veröffentlichen, so geschieht dies in der Ueberzeugung, dass für uns Deutsche Alles. was vor dem Jahre 1866 liegt, der Geschichte angehört. Die Veröffentlichungen der Herren von Poschinger und Busch, die Biographie des Prinzen Albert *(Prince Consort)* von Sir Theodore Martin. die Memoiren Stockmar's, Charles Greville's, Lord Malmesbury's und anderer beweisen, dass diese Auffassung in Deutschland wie in England getheilt wird.

Man wird uns daher die Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten nicht verargen. Wir erfüllen damit die Pflicht, die einem jeden obliegt, welcher während welterschütternder Krisen in einem der grossen Mittelpunkte des europäischen Lebens Menschen und Dinge zu beobachten Gelegenheit gehabt, die Pflicht, ein Scherflein zur Steuer der Wahrheit beizutragen und den Geschichtschreibern der Zukunft Materialien zu liefern zu einer objectiven Auffassung unserer Epoche.

Die Jahre von 1852—1864 brachten die orientalischen Wirren und den Krimkrieg, die Phasen der westmächtlichen Allianz und den Pariser Congress, den indischen Aufstand und den Krieg mit China, den italienischen Feldzug von 1859 und die Bildung des Königreichs Italien, die polnischen Unruhen, den amerikanischen Bürgerkrieg und das mexicanische Abenteuer, die deutschen Reformbestrebungen und den deutsch-dänischen Krieg.

Alle diese Ereignisse, über welche im Zusammenhange amtlich berichtet werden musste, wurden in der Privat-Correspondenz als bekannt vorausgesetzt. Dieselbe ist daher selbstverständlich lückenhaft. Um diese Lücken einigermassen auszufüllen, fügen wir den an den Freiherrn von Beust (königlich sächsischer Staatsminister des Auswärtigen in den Jahren 1849 bis 1866) gerichteten vertraulichen Meldungen mehrere Schreiben des Verfassers an andere Personen chronologisch bei. Auch einige eigenhändige Briefe bekannter Persönlichkeiten sind mitaufgenommen worden.

Wir betrachten und behandeln diese Aufzeichnungen unter Weglassung des auf das Dienstverhältniss Bezüglichen nur als Tagebuchblätter, welche Beiträge zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten: des Kaisers Nikolaus, des Kaisers Napoleon III., des Königs Victor Emanuel, des Prinzen Albert, Lord Derby's, Mr. Disraeli's, Lord Palmerston's, Lord Clarendon's, Lord Russell's, Mr. Gladstone's, der Grafen Walewski und Persigny, des Grafen Cavour, Garibaldi's und anderer liefern, sowie oft die eigenen Worte wiedergeben, mit welchen dieselben in vertraulichen Unterredungen die Ereignisse beurtheilten.

Ein Gesammtbild der Erlebnisse eines jeden Jahres würde aus diesen unter dem momentanen Eindrucke niedergeschriebenen Blättern kaum zu gewinnen sein, auch lagen aus den Jahren 1852 und 1853 mittheilungswerthe Privatbriefe nicht vor. Wir stellen daher für jedes Jahr eine Uebersicht voran, um dem Leser das Verständniss der photographischen Augenblicksbilder zu erleichtern.

Auf Vollständigkeit machen diese Randglossen zur Zeitgeschichte keinen Anspruch, da nur Selbstbeobachtetes und Selbsterlebtes darin aufgenommen wurde. Der Moment, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben, ist noch nicht gekommen.

Baden-Baden, im August 1886.

Inhalt

des ersten Bandes

1852—1859.

St. Petersburg

1852—1853.

Am 4. Juni 1852 warf das von Stettin kommende Postdampfschiff, der „Preussische Adler“, die Anker im Hafen von Kronstadt. Die Ueberfahrt war eine glückliche gewesen. Einige vornehme Russinnen und ihre Männer hatten mir während derselben oft mit Stolz von ihrem grossen Czaren und mit Enthusiasmus von dem heiligen Russland gesprochen. Der Eindruck, welchen die Festungswerke von Kronstadt auf meine Reisegefährten machten, war charakteristisch. Die Heiterkeit, die bisher an Bord geherrscht hatte, verschwand. Anstatt der Freude, welche sonst den Heimkehrenden ergreift, wenn er sein Vaterland wiedersieht, lag tiefe Trauer auf allen Gesichtern. Es war, als kehrten Gefangene, denen man für einige Zeit Freiheit gewährt, wieder in ihren Kerker zurück. Pässe in das Ausland waren damals Gunstbezeugungen, auch für den Reichsten und Vornehmsten schwer erreichbar.

Ich eilte sofort nach St. Petersburg, wo ich die Leitung der königl. sächsischen Gesandtschaft als Geschäftsträger für ein Jahr übernehmen sollte.

Die Einfahrt auf der majestätischen Newa hat etwas Imposantes, wenn die goldenen Kuppeln der Isaakskirche hell durch den Morgennebel schimmern. Der erste Eindruck verschwindet jedoch bald, denn St. Petersburg trägt, oder trug damals, im Sommer wenigstens, trotz seiner grossen aber öden Plätze und seiner endlosen, breiten aber menschenleeren Strassen im Vergleiche mit Paris und London das Gepräge einer Provinzialstadt. Man sieht diesem durch den Willen eines gewaltigen Herrschers aus grundlosen Morästen emporgehobenen Häusermeere sofort an, dass Grund und Boden wie Menschenleben hier noch nicht denselben Werth haben als in älteren, naturwüchsigen Grossstädten. Wie die improvisirten Centralpunkte Australiens und Amerikas entbehrt die russische Residenz der geschichtlichen Weihe, und man begreift vollkommen, trotz allem, was Peter I. und Katharina II. für Petersburg gethan, dass die Altrussen Moskau einzig und allein für die wahre Hauptstadt des Reiches halten.

Vierundzwanzig Stunden darauf hatte ich mein Beglaubigungsschreiben dem Vertreter des wie sein Kaiser selbst noch abwesenden Grafen Nesselrode übergeben, auch die nöthigen Besuche bei den Mitgliedern des diplomatischen Corps und den anwesenden Notabilitäten abgestattet.

Ich machte unter anderem am Tage meiner Ankunft die Bekanntschaft einer Persönlichkeit, von welcher bald viel die Rede sein sollte. Es war dies der Marine-Minister und Generaladjutant des Kaisers, Fürst Menschikoff, ein hochgewachsener, stattlicher alter Herr von strammer, militärischer Haltung, ausnehmend höflich, um dessen Lippen jenes sarkastische Lächeln spielte, welches seine berühmten Bonmots zu begleiten pflegte. Der Fürst gehörte zu den wenigen, die das volle Vertrauen des Kaisers Nikolaus besassen und ihm alles sagen durften. Freilich musste dies mit Vorsicht geschehen und die Pille der Wahrheit scherzend versüsst werden. Niemand verstand diese Kunst besser als Fürst Menschikoff.

So galt es einmal, den Kaiser auf die Unterschlagungen aufmerksam zu machen, welcher sich ein in hoher Gunst stehender General, der mit der obersten Leitung der Moskauer Eisenbahn betraut war, schuldig gemacht hatte. Menschikoff übernahm das undankbare Geschäft, dem Kaiser die Augen zu öffnen. Eines Sonntags, nach der Parade, erschien der Fürst in grosser Uniform, mit allen seinen Orden geschmückt. Auf die Frage des Kaisers, woher er komme, erwiderte er: „Aus der Isaakskirche; da ist mir etwas ganz Wunderbares passirt. Ich trat in einen Beichtstuhl, um einem mir völlig unbekannten Popen meine Beichte abzulegen. ‚Die Absolution,' raunte mir der Unverschämte ins Ohr, ‚wird zu nichts nützen, wenn Sie mir nicht alle Ihre Sünden beichten. Sie sind ein grosser Herr und haben wahrscheinlich noch ganz andere Dinge auf dem Gewissen. Bedenken Sie, dass, wenn Sie auch vor den Menschen straffrei ausgehen, Gott jeden Unterschleif sieht, den Sie begangen haben könnten.' Ich brauche Ew. Majestät die Entrüstung nicht zu schildern, mit welcher ich diese Verdächtigung zurückgewiesen habe. Der Pope schüttelte den Kopf, ertheilte mir aber doch die Absolution, und ich nahm das Abendmahl. Als ich später aus der Kirche an das Tageslicht trat, warf sich mein Beichtvater mir zu Füssen und stammelte händeringend: ‚Vergebung, Herr! In der Dunkelheit habe ich Sie für einen anderen gehalten; ich glaubte in Ihnen den General X. zu erkennen.'"

„Was! Der auch?" rief der Kaiser lachend. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, welche den Verdacht des Popen vollkommen bestätigte, und General X. verlor seinen einträglichen Posten.

Die Corruption in den höchsten Kreisen der Verwaltung war so offenkundig, dass man das Vertrauen begreift, welches Kaiser Nikolaus den wenigen schenkte, die reine Hände hatten. Zu diesen gehörten in erster Linie Menschikoff und Orloff.

Petersburg besass damals weder Eisenbahnverbindungen mit dem Auslande noch den elektrischen Telegraphen. Das diplo-

matische Corps war daher von dem eigentlichen Weltverkehre abgeschnitten und auch sonst auf sich selbst angewiesen. Unter allen Vertretern der fremden Höfe galt der preussische Gesandte, Generallieutenant von Rochow, für den am besten unterrichteten und einflussreichsten. Er war, nachdem er im verflossenen Jahre der Wiedereröffnung des Bundestages beigewohnt und Herrn von Bismarck-Schönhausen als seinen Nachfolger in Frankfurt eingeführt hatte, wieder an den russischen Hof zurückgekehrt und galt dort für eine *persona gratissima*. Redselig, gutmüthig, wenn auch ohne grosse staatsmännische Bedeutung, gehörte Rochow ganz der alten Schule an und hatte sich in die Ideen des Kaisers Nikolaus so eingelebt, dass dieser gern mit ihm plauderte, oft laut vor ihm dachte und ihm mehr Vertrauen schenkte als seinen eigenen Ministern. Oft ist es vorgekommen, dass, wenn der Kaiser dem preussischen Gesandten hochwichtige politische Entschliessungen anvertraute, von welchen Graf Nesselrode keine Ahnung hatte, Rochow um die Erlaubniss bat, den Staatskanzler davon im Interesse der Sache unterrichten zu dürfen. Dieser wundersame Geschäftsgang ist bezeichnend für die Stellung, welche der leitende Minister in jener Zeit einnahm.

Der Vertraute des Kaisers Alexander I., der Freund Metternich's, der Mitunterzeichner der Wiener Verträge von 1815, der Staatsmann, der im Auslande für die Seele der russischen Politik galt, war in den Augen Nikolaus' I. nichts als ein Tschinownik (Beamter), der sein Vertrauen nur insoweit besass, als es für die Geschäfte erforderlich. Auch in der Gesellschaft konnten die angenehmen Formen und der hohe Dienstrang des Grafen nicht vergessen machen, dass er der Sohn eines Ausländers war und der orthodoxen griechischen Kirche nicht angehörte. Auf einem englischen Kriegsschiffe geboren, nach dem Ritus der anglikanischen Kirche getauft, hatte der Graf nie daran gedacht, seine Confession zu wechseln, und verrichtete regelmässig seine Andacht in der Kapelle der englischen Botschaft. Bei seinen Untergebenen war er sehr beliebt; im Dienste streng aber leut-

selig, legte er grossen Werth auf klare und elegante Redaction. Er war fest überzeugt, dass alle Kanzleien ihn um seinen getreuen Labensky — so hiess sein Chef-Redacteur — beneideten. Doch redigirte er selbst gern und verlor viel Zeit mit dem sorgfältigen Ausfeilen seiner Depeschen.

Seine Gewächshäuser auf den „Inseln“ versäumte er darum nicht, namentlich wenn die Camelien blühten. Blumen und Musik waren seine Leidenschaft. Den Frauen blieb er bis in sein hohes Alter geneigt.

Eines Tages, als gerade die Camelien blühten, sass der kleine Mann mit der grossen Brille im Schlitten, als ein Feldjäger eintraf. Nesselrode nahm die Depeschen zu sich und liess Labensky nachkommen. Als dieser in die Gewächshäuser eintrat, hatte der Kanzler die Berichte bereits gelesen, welche die erste Nachricht von der Pariser Februar-Revolution brachten. Er stand vor einer Gruppe hochrother Camelien und sagte Labensky, auf die Blumen deutend: „So sieht es jetzt in Paris aus, die Republik ist proclamirt.“

Nesselrode rühmte sich, in seinem Gehirne Fächer zu haben, die er nach Belieben öffne und schliesse; so konnte er alles vergessen, um seine volle Geisteskraft nur der gerade vorliegenden Frage zu widmen. Diese Gabe der Concentration erleichterte es ihm, die Masse der ihm obliegenden grossen und kleinen Geschäfte zu bewältigen. Wirkliche Genialität kann ihm kaum zugesprochen werden. Er producirte keine Ideen, wusste aber die Gedanken anderer zu verwerthen und klarzustellen. An gesundem Menschenverstande war ihm Metternich überlegen, wie Talleyrand diesem; doch möchte gerade in dieser Geistesgabe, wie in seiner zähen, unermüdlichen Arbeitskraft, das Geheimniss seiner langjährigen, unter drei Kaisern fortgesetzten Amtsthätigkeit zu suchen sein. Geschmeidig wusste er sich in die Umstände zu fügen, wie in die Launen der Herrscher. Dies erklärt die Widersprüche, die man hie und da in seinen Staatsschriften zu entdecken geglaubt hat. Er war

unter Kaiser Alexander I. ein anderer als unter Kaiser Nikolaus, und wieder ein anderer unter dem zweiten Alexander. Seine grosse Geschäftskenntniss half ihm diese Widersprüche zu überbrücken. So sehr er von Natur Mann des Friedens und des Rechtes war, so stand doch seine Feder dem Monarchen immer zu Gebote, wenn es galt, Gewaltacte, die zu einem ihm selbst widerwärtigen Kriege führen konnten, als unabweislich darzustellen. Massgebenden Einfluss besass er kaum, wenigstens nicht unter Kaiser Nikolaus, vor dem er zitterte.

Nur unter einem solchen ersten Minister war die Stellung Rochow's denkbar. Er verdankte dieselbe vornehmlich der Kaiserin. Die Tochter Friedrich Wilhelm's III. war auf dem russischen Throne preussische Prinzessin geblieben. Die bedenkliche Bewegung, welche Kaiser Nikolaus bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1825 bewältigen musste, hatte die Nerven der hohen Frau um so mehr erschüttert, als sie gerade damals ihren zweiten Sohn, den Grossfürsten Constantin, unter dem Herzen trug. Diese erschütterten Nerven machten dem Kaiser fortwährend Sorge, und eine Erinnerung daran genügte, um Zornausbrüche zu mässigen und übereilte Entschliessungen hintanzuhalten, wenn — was seit 1848 häufig vorkam — die Haltung der preussischen Regierung sein Missfallen erregte.

Der homöopathische Arzt der Kaiserin, Dr. Mandt, welcher auch den Kaiser behandelte — nicht immer sachgemäss, wie seine Collegen behaupteten, — diente als Mittelsperson zwischen dem preussischen Gesandten und dem Kaiser.

Noch sympathischer war dem Czaren der eben erst zum k. k. Gesandten ernannte frühere Flügeladjutant des Kaisers Franz Joseph, Graf Alexander Mensdorff-Pouilly, FML, derselbe, der nach Rechberg's Rücktritte das Ministerium des Auswärtigen übernehmen musste. Mensdorff, welchen Kaiser Nikolaus schon in Wien kennen gelernt, hatte dessen ganzes Herz durch das freimüthige Geständniss gewonnen, er würde weit lieber in Kecskemet eine Cavallerie-Brigade commandiren, als

in Petersburg den Gesandten spielen, da er von der Politik gar nichts verstehe. Durch seine Mutter, Schwester des regierenden Herzogs von Coburg, des Königs Leopold und der Herzogin von Kent, war Mensdorff mit allen Höfen verwandt und wurde als Vetter der Grossfürstin Constantin, einer Herzogin von Sachsen-Altenburg, fast wie ein Mitglied der kaiserlichen Familie behandelt. Man überschüttete ihn mit Artigkeiten, und die Gesellschaft wetteiferte mit dem Hofe, um dem neuen Günstlinge des Kaisers alle nur denkbaren Aufmerksamkeiten zu erweisen. Bei den Frauen, die sich wie auf Commando in diesen *beau ténébreux* verliebten, hatte er höchstens Einen Rivalen, den Tenor Mario, der in jener Zeit seine Stimme noch nicht verloren und die Russinnen bezauberte. Ohne sichtliche Anstrengung, und die kleinen Winkelzüge der alten diplomatischen Schule verschmähend, erreichte Graf Mensdorff durch die vornehme Ruhe seiner geraden, einfachen Natur mehr für Oesterreich, als ein älterer Geschäftsmann.

Der bedeutendste unter den Vertretern fremder Höfe war ohne Zweifel Sir George Hamilton Seymour, der englische Gesandte. Derselbe hatte Jahre lang den Vertrauensposten eines Privatsecretärs bei Lord Castlereagh, dem späteren Marquis of Londonderry, bekleidet und so Gelegenheit gehabt, im *Foreign Office* alle europäischen Angelegenheiten gründlich zu studiren. Von vornehmer Herkunft — der Marquis of Hertford ist Chef des Hauses Seymour —, war Sir Hamilton kurz nach dem tragischen Tode Londonderry's zum Gesandten befördert worden und hatte England in Florenz, Brüssel und Lissabon vertreten. In Florenz rettete er auf Bitten der Königin Hortense den Prinzen Louis Napoleon aus den Verlegenheiten, in welche der spätere Kaiser der Franzosen durch das Abenteuer von Forli gerathen war. In Lissabon schützte er den Thron der Königin Maria da Gloria gegen die Aufständischen von Oporto, indem er dem englischen Admiral, der zufällig im Tajo lag, auf eigene Faust befahl, die unter Marquis de Loulé nach

Lissabon segelnde Flotille der Rebellen, es koste was es wolle, von einer Landung abzuhalten. Der Admiral hatte die Schiffe der Insurgenten beschossen und letztere gefangen genommen. Sir Hamilton sandte einen Aviso mit der Meldung seiner eigenmächtigen Handlung nach London und legte zugleich, für den Fall, dass man sein Verfahren nicht billigen sollte, sein Entlassungsgesuch bei. Glücklicherweise blieb Lord Palmerston seiner Gewohnheit treu, nie einen Agenten zu desavouiren, und sandte Seymour anstatt seines Abschiedes das Grosskreuz des Bath-Ordens. Man sieht, Sir Hamilton war kein Neuling, als ihn Kaiser Nikolaus in den ersten Monaten des Jahres 1853 mit jenen Eröffnungen überraschte, welche später so wesentlich dazu beitragen sollten, die öffentliche Meinung Englands für den Krimkrieg zu erregen. Eifrig und thätig, dabei ruhig und geschäftserfahren, war Seymour doch nicht der Mann, einem Monarchen wie Kaiser Nikolaus zu imponiren.

Der französische Gesandte, General Castelbajac, mit einer Tochter des Herzogs von La Rochefoucauld vermählt, gehörte zu jenen eingeschobenen Militär-Diplomaten, deren Geschäftstact oft manches zu wünschen übrig lässt. Man gab ihm Schuld, bei der ersten Parade, der er in der Suite des Kaisers beiwohnte, diesen, als man bei dem Palaste vorüberritt, in welchem der Kaiser Paul ermordet worden, mit der naiven Frage überrascht zu haben: „*N'est-ce pas là, Sire, que votre père a été assassiné?*“ Nach Ausbruch der Orient-Krisis mag dieser General, der das „*l'empire c'est la paix*“ für baare Münze nahm, unwillkürlich viel dazu beigetragen haben, den Czaren in seinen Illusionen über die Unmöglichkeit der englisch-französischen Allianz zu bestärken. So erbat er sich eigens eine Audienz, um seine Glückwünsche zu dem russischen Siege bei Sinope darzubringen, ohne zu ahnen, dass dieser Sieg den Bruch mit den Westmächten unvermeidlich gemacht hatte.

Uebrigens würde auch für einen gewiegteren Diplomaten die Aufgabe des französischen Gesandten eine sehr schwierige

gewesen sein, wie ich aus einer vertraulichen Unterredung entnahm, in welcher mir General Rochow die Sachlage auseinandersetzte.

Der General begann damit, mir sein Herz auszuschütten über den wenige Monate vorher verstorbenen Fürsten Felix Schwarzenberg. Dass der preussische Gesandte diesen Staatsmann nicht liebte, konnte nicht überraschen. Es fiel mir jedoch auf, dass er ihn auch über das Grab hinaus mit so glühendem Hasse verfolgte. Ich forschte nach dem Grunde.

„Mein Gott,“ rief Rochow, „dass dieser Schwarzenberg uns in Deutschland um unsere Stellung beneidet und alles gethan hat, um sie uns zu entreissen, das begreife ich. *De mortuis nil nisi bene.* Aber das war Einer! Und wir können Gott nur dafür danken, dass er uns von dieser Persönlichkeit befreit hat. Ich meinestheils kann ihm alles vergeben, nur Eins nicht: dass er, ein Fürst Schwarzenberg und ein erster Minister des Kaisers von Oesterreich, alle Traditionen seines Hofes und seines eigenen Hauses vergessen konnte, um für diesen Abenteurer von Strassburg und Boulogne zu schwärmen und das Princip der Legitimität mit Füssen zu treten.“

„Erlauben Sie mir, General,“ fiel ich ein, „da gehen Sie doch wohl zu weit und scheinen nicht gut unterrichtet.“

„Nicht gut unterrichtet? Aber ums Himmels willen, ich habe ja das Schreiben gelesen, in welchem dieser Unglückliche kurz vor seinem Tode sein politisches Glaubensbekenntniss dem Grafen Nesselrode abgelegt hat, und *notabene,* das war keine Depesche, wie sie ein vielbeschäftigter Minister zuweilen unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben; das war ein eigenhändiger Privatbrief, der einzige, den Nesselrode von ihm erhalten hat.“

Jetzt wusste ich, um was es sich handelte, so wenig ich auch die Aufregung meines Unterredners begriff.

Der k. k. Ministerpräsident hatte in diesem eigenhändigen geheimen Privatschreiben, welches im März 1852 expedirt worden sein dürfte, zunächst seine Ueberzeugung ausgesprochen,

Louis Napoleon werde das Jahr (1852) nicht vorübergehen lassen, ohne die Kaiserwürde anzunehmen. Es sei daher geboten, sich, bevor dieses Ereigniss eintrete, über die Haltung zu verständigen, welche die drei nordischen Höfe dem neuen französischen Imperator gegenüber zu beobachten haben würden.

„Die Verträge,“ so ungefähr fuhr Fürst Schwarzenberg fort, „schlössen kategorisch jeden Bonaparte von dem Throne Frankreichs aus. Kraft dieser Verträge würden Oesterreich, Russland und Preussen vollkommen berechtigt sein, dem neuen Kaiser ihre Anerkennung zu versagen und Frankreich den Krieg zu erklären. Sei dies der Wille des Kaisers Nikolaus und des Königs von Preussen, so werde das immer vertragstreue Oesterreich nicht zurückbleiben und eine Armee von 300,000 Mann seinen Alliirten vorläufig zur Verfügung stellen. Trage aber das russische Cabinet Bedenken, die Annahme der Kaiserkrone seitens Louis Napoleons zu einem *casus belli* zu machen, so sei zu wünschen, dass die Wiederholung des Fehlers vermieden werde, welchen man im Jahre 1830 durch die unfreundliche Anerkennung Louis Philippe's begangen. Von einer dritten Restauration der Bourbonen könne man sich eine dauernde Wiederherstellung des legitimen Königsthrones kaum versprechen. Allerdings könne Heinrich V. mit fremden Bajonetten nach Paris zurückgeführt werden, aber dass er sich dort halten werde, sei nach den bisherigen Erfahrungen kaum anzunehmen. Jedenfalls habe der Erbe Napoleon's I. noch mehr Chancen als der Erbe des heiligen Ludwig, in dem durchwühlten Lande die Monarchie wiederherzustellen. Wolle er dies, so werde er im eigenen Interesse genöthigt sein, wie sein Oheim die Zügel der Regierung straff anzuspannen und Front gegen die Revolution zu machen. In diesem Punkte sei das Interesse der Mächte identisch mit dem seinigen. Wenn man ihn daher unter der *conditio sine qua non* seiner ausdrücklichen Unterwerfung unter die Verträge von 1815 und mit der bestimmten Versicherung, die drei Mächte würden jeden Eroberungsversuch als Kriegsfall

auffassen, anerkenne, so müsse dies in zuvorkommender Weise geschehen, wolle man auf seine aufrichtige Mitwirkung gegen die Umsturzpartei rechnen können."

Jeder Unbefangene wird heute die in dem vorgedachten geheimen Privatschreiben Schwarzenberg's niedergelegte Auffassung als vollkommen sachgemäss anerkennen müssen. Vielleicht hätte der Krimkrieg vermieden werden können, wäre dieser Rath in Petersburg befolgt worden. Der preussische Staatsmann, welcher Herrn von Rochow in Frankfurt und später in Petersburg ersetzte, würde die Entrüstung seines Vorgängers kaum getheilt haben. Wenigstens sind in dem „Eigenhändigen Mémoire betreffend die Beziehungen Preussens zu Frankreich", welches Herr von Bismarck am 2. Juni 1857 niederschrieb, Ideen entwickelt, die eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Grundgedanken des Schwarzenberg'schen Schreibens bekunden [1]).

Wie dem auch sei, Rochow's ungeheuchelte Entrüstung war charakteristisch für die anti-bonapartistische Stimmung, die damals am russischen Hofe vorherrschte, und kann ich mir nicht versagen, die Schlussbemerkungen des Generals zu verzeichnen.

„Gott sei Dank," rief er, „es ist mir, wenn auch nicht ohne Mühe, gelungen, den Kaiser Nikolaus zu einer correcten Auffassung der Sachlage zurückzuführen. Der kleine Nesselrode, ganz vergessend, dass er die Verträge von 1815 mitunterzeichnet, war selbst von diesen corrupten Schwarzenberg'schen Ideen angesteckt und hatte seinen Kaiser schon dafür gewonnen. Es würde mir kaum möglich gewesen sein, den letzteren umzustimmen, wenn wir nicht wieder einen S t a a t s m a n n in Wien hätten. Kaiser Nikolaus hat den Grafen Buol während seiner hiesigen Mission verkannt und, allen meinen Gegenvorstellungen

[1]) Siehe: Preussen im Bundestage 1851—1859, herausgeg. von Poschinger, IV. Bd., S. 274 u. ff.

zum Trotz, schlecht behandelt. Und doch ist Buol wie gesagt ein Staatsmann und hat es bewiesen, indem er gleich bei seinem Amtsantritte das Legitimitätsprincip wieder zu Ehren gebracht und vorgeschlagen hat, diesen Napoleon zwar anzuerkennen, ihm aber den Brudertitel zu verweigern. Dieses Auskunftsmittel wird dem Emporkömmlinge beweisen, dass die Kaiser von Oesterreich und Russland ihn ebensowenig wie mein allergnädigster Herr als ihres gleichen betrachten."

Ueber die staatsmännische Befähigung des Grafen Buol machten sich während des Krimkrieges und nach demselben Ansichten geltend, die mit dem Prognostikon, welches Herr von Rochow diesem Minister stellte, nicht allenthalben übereinstimmten. Ebenso bekannt ist das Schicksal des mit vorzeitigem Enthusiasmus begrüssten Auskunftsmittels. Der Kaiser von Oesterreich und der König von Preussen besannen sich eines Besseren und verweigerten dem Kaiser der Franzosen den von Buol zuerst beanstandeten Brudertitel nicht. Leider versäumte man in Wien und Berlin das russische Cabinet von dieser Sinnesänderung zu unterrichten, und Kaiser Nikolaus blieb bei der Verabredung, indem er Napoleon III. zwar anerkannte, ihn aber wie den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit „*Mon grand ami*“ anredete. Die durch Buol's Vorschlag provocirte Verstimmung des französischen Machthabers traf daher ausschliesslich Russland und sollte nicht ohne Folgen bleiben.

Bei der Parade am Weihnachtsfeste von 1852, welcher Mensdorff und Rochow beiwohnten, machte sich der Zorn des Kaisers Nikolaus in Vorwürfen Luft, mit denen er in Gegenwart der russischen Generale die Vertreter Oesterreichs und Preussens überhäufte, weil, wie er sagte, seine Bundesgenossen ihn in der Anerkennungsfrage verlassen und verrathen hätten. Der General von Rochow mag durch diese allen Anwesenden höchst peinliche Scene um so schmerzlicher berührt worden sein, als er sich daran erinnern musste, dass er selbst die Befolgung

der vernünftigen Rathschläge Schwarzenberg's hintertrieben und Buol's staatsmännischen Takt offenbar überschätzt hatte.

Mir gaben diese vertraulichen Mittheilungen des preussischen Gesandten auf diesem mir ganz unbekannten Terrain den Schlüssel zu manchen Phänomenen. Wie beschränkt musste doch thatsächlich die Machtsphäre des angeblich leitenden Ministers sein, wenn Graf Nesselrode in einer für die Interessen Russlands hochwichtigen Angelegenheit, obgleich er die Logik für sich hatte, den Einflüsterungen eines fremden Gesandten weichen musste!

Auch in diesem grossen Reiche bestätigte sich sonach der bekannte Ausspruch des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna. Es war dies um so auffallender, als allem Anscheine nach Nikolaus I. in jener Zeit den Zenith seiner Macht erreicht hatte und sich allen Ernstes einbildete, ganz Europa liege zu seinen Füssen.

Nachdem ich mich. über die *dramatis personae* einigermassen orientirt hatte, begann das Drama selbst mit der Rückkehr des Czaren in seine verwaiste Hauptstadt.

Kaiser Nikolaus nahm mit der Kaiserin seine Residenz in Peterhof, wo bald darauf die zahlreichen Gäste eintrafen, welche zu den grossen alljährlich im Sommer stattfindenden Manövern bei Krásnoje-Selo Einladungen erhalten hatten.

Diesem militärischen Feste beizuwohnen waren auch die Prinzen Albert von Sachsen und Friedrich Wilhelm von Preussen von Kaiser Nikolaus persönlich aufgefordert worden. Beide junge Prinzen waren die ältesten Söhne der präsumtiven Thronerben und machten damals ihren ersten Besuch am russischen Hoflager. Ausser denselben waren die hervorragendsten Persönlichkeiten der österreichischen und der preussischen Armee gekommen, und bald füllten sich Peterhof und die umliegenden Lustschlösser mit einer Menge glänzender Uniformen. Der Kaiser selbst hatte die Prinzen auf seiner Yacht in Kronstadt empfangen und zuerst in das Winterpalais geführt. Als aber Prinz Albert nach wenigen Tagen nach Peterhof übersiedelte,

erhielt ich der Sitte gemäss für die Dauer der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit eine Wohnung in demselben Schlosse angewiesen. Der alte Rochow war mein Nachbar, und es bot sich daher mehr als einmal Gelegenheit zu vertraulichem Gedankenaustausche.

Sonntag am 8. (20.) Juli nach der Messe empfing mich der Kaiser. Es war dies wider die Etiquette, da der Kaiser in der Regel nur Botschaftern und Gesandten Privataudienzen ertheilte. Wegen der Anwesenheit des Prinzen Albert wurde eine Ausnahme gemacht, der ich eine der interessantesten Stunden meines Lebens verdanke. Der Ceremonienmeister hatte mich bis an das Cabinet gebracht und blieb unschlüssig an der Thür stehen, nicht wissend, ob er dieser ungewohnten Audienz beizuwohnen habe oder nicht. Ohne ein Wort zu sagen, nur mit dem Zeigefinger energisch auf die Thüre weisend, beantwortete der Kaiser die stumme Frage des Hofbeamten. Wir blieben allein, und ich befand mich zum ersten Male unter vier Augen mit dem mächtigsten und gefürchtetsten Monarchen der Welt. Trotz der 56 Jahre, die er zählte, waren die classischen griechischen Züge und die Hünengestalt Nikolaus' I. noch jugendlich kräftig. Phidias hätte einen Zeus oder einen Kriegsgott nach diesem Modell meisseln können. Er trug die kleine Uniform eines Garderegimentes, einen zweireihigen blauen Waffenrock. Ich beobachtete den schon fast entblössten Schädel und bemerkte eine niedrige, wenig entwickelte Stirn, mit welcher die männliche Nase eine und dieselbe Linie bildete. Das Hinterhaupt, wo die Phrenologen die Willenskraft suchen, schien aussergewöhnlich stark und der kleine Kopf auf einem des farnesischen Herkules würdigen Nacken zu ruhen.

Die ganze Erscheinung hatte etwas Ritterliches, ja Imposantes, und ich verstand nun, wie der Koloss, der vor mir stand, die bei Ausbruch der Cholera drohende Revolution mit einer Handbewegung hatte dämpfen können. Er war an jenem Tage, in seinen Mantel gehüllt, allein mitten unter die Tausende, die

auf dem weiten Isaaksplatze laut schreiend die Regierung der Brunnenvergiftung beschuldigten, getreten, hatte dann den Mantel fallen lassen und mit einer Handbewegung den Massen befohlen, sich auf die Kniee zu werfen. Niemand wagte stehen zu bleiben. Da rief der Kaiser mit donnernder Stimme: „Ihr Elenden! Nicht die Brunnen sind vergiftet, aber Ihr habt mit Euren Sünden Euch selbst vergiftet. Nun betet zu Gott, dass er Euch vergebe und die Plage von uns nehme.“ Ein tausendstimmiges „Hurrah! Hoch lebe unser Herr und Vater!“ war die Antwort der aufrührerischen Menge, und ohne einen einzigen Polizeisoldaten war die Bewegung wie mit einem Zauberschlage überwunden. Dieser grosse Moment stand mir vor der Seele, als ich dem Kaiser in die Augen blickte. Sie schienen mir etwas unsicher, diese Augen. Und ein nervöses Zucken um die Mundwinkel hatte etwas Unheimliches, Krankhaftes.

Nachdem mir Kaiser Nikolaus mit gewinnender Liebenswürdigkeit über den Prinzen Albert und die Freude gesprochen, die ihm sein Besuch mache, schien er ganz zu vergessen, dass er einen jungen Diplomaten vor sich hatte, den er nie gesehen, und über welchen er kaum etwas gehört haben konnte. Mit einer Vertraulichkeit, als richteten sich seine Worte an einen alten Bekannten, sprach er mir von seiner eben beendeten Reise. Er war in Berlin gewesen, in Dresden, in Wien, hatte die Kaiserin Maria Anna in Prag aufgesucht, auch an Weimar und Darmstadt war er nicht vorübergegangen, ebensowenig an Stuttgart, wo er seine Tochter umarmt. Ueberall hatte sein Adlerblick in wenigen Tagen alles gesehen, und er sprach mit einer Rückhaltslosigkeit ohne gleichen von dem, was er auf dieser Inspectionsreise beobachtet. Am schlimmsten war er auf Berlin zu sprechen. Er ereiferte sich förmlich in seinen Klagen über die Schwäche seines Herrn Schwagers.

Als ich es versuchte, diese unerwarteten Zornausbrüche mit der allerdings banalen Bemerkung zu beschwichtigen, der König habe trotz alledem die besten Absichten und die liebens-

würdigsten Eigenschaften, da donnerte der Czar: „*Tant pis pour ses qualités aimables! Quant à ses bonnes intentions, je vous dis, moi, qu'il ne sait jamais ce qu'il veut. Ce n'est pas un roi cela; il nous gâte le métier. Sachez-le donc:*“ — hier stampfte er mit dem Fusse — „*le sol sous mes pieds est miné comme sous les vôtres. Nous sommes tous solidaires. Nous avons tous un ennemi commun: la révolution. Si on continue à la cajoler comme on le fait à Berlin, l'incendie deviendra bientôt général. Ici je ne crains rien pour le moment. Tant que je vivrai on ne bougera pas. Car moi, je suis soldat; Monsieur mon beau-frère ne l'a jamais été. — Tel que vous me voyez,*“ fuhr er mit beruhigter Stimme und mit dem vollen Zauber seines wohltönenden Organes fort, „*tel que vous me voyez j'ai trente-huit ans de service, car j'ai fait mes premières armes en 1813. Oui, je suis soldat. C'est mon métier à moi. L'autre métier que la providence m'a imposé*“ — diese Worte sprach er sehr langsam, beinahe flüsternd — „*je le fais, parce qu'il faut bien le faire et qu'il n'y a personne pour m'en délivrer. Mais ce n'est pas mon métier.*“

Es lag etwas Tragisches in diesem Bekenntnisse. Man fühlte, wie schwer die Regierungssorgen auf ihm lasteten, die er nun schon seit siebenundzwanzig Jahren, beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch, allein zu tragen gehabt hatte. Sein schönes Auge hatte sich ganz umdüstert, und sein Blick war unstät geworden. Auf das wohlwollendste vom Kaiser verabschiedet, verliess ich das sonnenhelle, aber fast unheimlich gewordene Gemach.

Vor dieser Audienz war ich der Kaiserin vorgestellt worden in dem Speisesaale, wo sie zwischen den beiden deutschen Prinzen, und von mehr als hundert fremden und russischen Generalen umgeben, das Luncheon einnahm. Gleich nach vollendeter Mahlzeit schritt die Kaiserin auf mich zu. Die Schönheit der hohen Frau war längst verblüht. Aber man sah in den leidenden Zügen die Spuren der Aehnlichkeit mit ihrer reizenden Mutter, der Königin Louise. Die Nerven, von denen

ich während meines kurzen Aufenthaltes in Petersburg schon so viel gehört hatte, waren offenbar sehr erschüttert. Die hagere Gestalt in lichtem Gewande erinnerte unwillkürlich an die weisse Frau, die im Berliner Schlosse umgehen soll. Peinlich namentlich war das unfreiwillige Kopfnicken, welches sich wie bei einer chinesischen Pagode alle Secunden wiederholte.

Die ersten Worte, die Ihre Majestät an mich zu richten geruhte, waren nicht eben ermuthigend und hätten mich mitten in dieser fremden zahlreichen Gesellschaft leicht in Verlegenheit setzen können. „Warum schickt uns denn der König nur einen Geschäftsträger?“ lautete die erste in der entschieden schlechtesten Laune an mich gerichtete Frage. Ich sah die Kaiserin einen Augenblick ruhig an und antwortete, ohne eine Miene zu verziehen: „Ich kann Ew. Majestät versichern, ich wäre weit lieber als Botschafter gekommen.“ Die Kaiserin lachte und unterhielt sich mit mir auf das liebenswürdigste.

Der Aufenthalt in Peterhof war angenehm und sehr lehrreich, da ich sozusagen sofort *medias in res* eingeführt wurde. Auch fand ich unter den österreichischen und preussischen Offizieren eine grosse Anzahl alter Bekannter, den Grafen Clam, den FZM Hess und andere, welche mir Nachrichten aus der Kaiserstadt brachten, nach der ich noch ein wahres Heimweh empfand.

Unter den Festen, die zu Ehren der Prinzen gegeben wurden, zeichnete sich der Ball aus, welchen die Grossfürstin Maria Nikolajewna, Herzogin von Leuchtenberg, in der Villa veranstaltete, die sie in der Nähe von Peterhof besass. Die damals noch wunderschöne Frau hatte ganz das griechische Profil ihres Vaters geerbt und galt für dessen Lieblingstochter. Sie war ebenso geistreich als heiter. Eher klein von Gestalt, aber schlank und gut gewachsen, trug sie gern auffallend kurze Kleider, um, wie die böse Welt meinte, mit ihrem kleinen Fusse zu kokettiren. Der arme Herzog, ihr Gemahl, war todtkrank, musste aber trotzdem das Bett verlassen, um den Kaiser zu

empfangen. Dieser erschien etwas später als er erwartet worden, trat vor mich hin und sagte, auf den Prinzen Albert deutend, der eben mit der Grossfürstin tanzte: „*Les décrets de la Providence sont inscrutables. Voyez votre jeune prince! Je me connais en hommes. Eh bien, c'est vraiment dommage; il aurait les qualités pour gouverner le plus grand empire du monde, tandis que je connais*“ — fügte er seufzend hinzu — „*des héritiers de grands états à qui je ne voudrais pas confier une compagnie.*“

Der heldenmüthige Führer der Sachsen in der Schlacht von St. Privat, der Sieger von Beaumont, der Prinz, welcher sich in dem Kriege von 1870—1871 nach Moltke's Ausspruch als Feldherr gezeigt, hat die Menschenkenntniss des Kaisers Nikolaus nicht Lügen gestraft.

Bemerkenswerth war auch die grosse Revue, welche die Manöver beschloss. Der Kaiser commandirte in Person die vor der Kaiserin defilirenden Truppen. Der Vorbeimarsch dauerte mehrere Stunden, da angeblich — ich habe sie nicht gezählt — 100,000 Mann defilirten. Der Kaiser hielt mit gezogenem Säbel auf einem kleinen Hügel, der ihm die Umschau über das Blachfeld gestattete. Man hatte mich mit einigen Damen dicht hinter den Kaiser, dem Wagen der Kaiserin gegenüber, gestellt. So gewann ich den besten Ueberblick über dieses grossartige militärische Schauspiel. Es unterhielt mich, zu beobachten, dass die Pferde, welche der Kaiser während dieser Heerschau mehrere Male wechselte, alle, wenn auch nicht sehr gross, so doch ausnehmend kräftig gebaut waren. Vortrefflich dressirt bewegten sie kaum ein Ohr, geschweige denn einen Fuss. Aber länger als eine Stunde hielt keines der edlen Thiere das Gewicht des Reiters aus. Dann begann ein Zittern in allen Gliedern, und der Kaiser musste schnell ein anderes Schlachtross besteigen.

Prinz Albert hatte schon am ersten Manövertage die Sympathien des Czaren gewonnen, da er jedes der betheiligten Regimenter bei seinem russischen Namen nennen konnte. Auch gefiel, dass, als ihm Seine Majestät die Wahl der Waffen-

gattung des ihm zu verleihenden Regiments freistellte, der Prinz die einfache Uniform der Jäger der glänzenderen der Husaren vorzog. Nikolaus erkannte in dieser Wahl, wie er mir sagte, den echten Soldaten.

Kurze Zeit nach dem Schlusse der Manöver traten zwei Todesfälle ein, welche den Kaiser nahe berührten. Der alte Fürst Peter Wolkonski, einer der vertrautesten Beamten des kaiserlichen Hofes, starb nach einer langen, schmerzhaften Krankheit. Er zerfiel sozusagen bei lebendigem Leibe. Aber sein Einfluss auf die kaiserliche Familie blieb bis zum letzten Athemzuge derselbe. Der Kaiser, die Kaiserin, die Grossfürsten und die Grossfürstinnen besuchten ihn täglich. Und als eines Morgens die Grossfürstin Marie des entsetzlichen Geruches wegen die übliche Umarmung unterliess, wurde der Sterbende ungehalten und rief: „Nun, Marie, warum küsst Du mich denn heute nicht?“ Die Grossfürstin erfüllte das Begehren.

Der Kaiser hatte befohlen, der Leichenfeier den grösstmöglichen Pomp zu geben. Das diplomatische Corps und alle Würdenträger des Reiches mussten dabei erscheinen. Mitten im Schiff der Kirche war ein Katafalk errichtet, auf welchem der unverschlossene Sarg, von tausenden von Wachslichtern beleuchtet, ruhte. Man erkannte kaum die Züge des Verstorbenen, da die Estrade sehr hoch war. Die Geistlichkeit in vollem Ornate feierte die Todtenmesse und las die üblichen Gebete. Als der Augenblick kam, den Sarg zu schliessen, stieg der Kaiser die Stufen hinauf, küsste die Leiche und kniete dann lange vor dem Sarge. Dann erhob er sich und gab zwölf Unteroffizieren des Regimentes, dessen Inhaber der Verstorbene gewesen, das Zeichen, den Sarg zur Beisetzung in die Gruft zu tragen. Als der Zug sich eben in Bewegung setzen wollte, schob Seine Majestät den Flügelmann beiseite, ergriff selbst eine Handhabe und trug die Leiche des treuen Dieners in die Gruft. Die Feierlichkeit dauerte über eine halbe Stunde, während welcher alle Blicke auf den Kaiser gerichtet waren. Man hat gesagt, Napoleon I. habe vor jeder Feierlich-

keit, wie z. B. vor seiner Krönung, Talma um Rath gebeten und die Rolle gewissermassen mit ihm eingelernt. Kein Talma konnte Nikolaus I. die Würde und Grazie seiner Bewegungen und Stellungen einstudirt haben. Er war von Natur ein vollendeter Künstler, und die grössten Schauspieler würden von ihm haben lernen können. Es schien Alles so einfach, so natürlich, und doch fühlte man durch, dass Alles auf den Effect berechnet war. Ich dachte an Goethes „Man fühlt die Absicht . . .“ Die Absicht war offenbar, allen Anwesenden zu imponiren, namentlich aber sich als den demüthigsten und gläubigsten Sohn der orthodoxen Kirche zu zeigen. Desshalb die grosse Uniform und die in Diamanten funkelnden Ordenssterne. Es war der Kaiser aller Reussen, der einem treuen Diener die letzte Ehre erwies.

Wie ganz anders war die Haltung desselben Monarchen bei der Leichenfeier seines wenige Tage darauf verstorbenen Schwiegersohnes. Der Herzog von Leuchtenberg war katholisch, und seine Leiche musste daher in einer unscheinbaren Kapelle beigesetzt werden. Der Schwiegervater konnte oder wollte dabei nicht fehlen, aber der orthodoxe Czar durfte nur im strengsten Incognito an den Feierlichkeiten einer Kirche theilnehmen, die er nicht als die rechtgläubige anerkannte. In kleiner Uniform, ohne alle Decoration, nachlässig an einen Pfeiler gelehnt, blieb Nikolaus zerstreut und theilnahmlos während der ganzen Ceremonie. Er hatte den Verstorbenen wohl wenig geliebt und nur gewählt, weil derselbe sich verpflichtet, in Petersburg zu residiren und den Kaiser nicht von seiner Tochter zu trennen.

Die studirte Gleichgiltigkeit, welche der Kaiser zur Schau trug, galt wohl nicht dem Verstorbenen, sondern dem katholischen Clerus und Cultus, die er nur mit Widerstreben duldete. Ich stand zufälligerweise ganz in der Nähe des Kaisers und konnte sein Mienenspiel genau beobachten. Nichts erinnerte an den orthodoxen Czaren bei Wolkonski's Todtenamt. Aber man merkte wiederum die Absicht. Es war etwas Gesuchtes in der

ganzen Erscheinung. Auch hier musste man das zur zweiten Natur gewordene mimische Talent bewundern.

Nach den Manövern machten die Prinzen, kurz bevor sie heimkehrten, mit den österreichischen und preussischen Generalen, den Gästen des Kaisers, einen Ausflug nach Moskau. Graf Mensdorff konnte sie nicht begleiten, da er an einem typhösen Fieber erkrankt war. Wahrhaft väterlich sorgte der Kaiser für den Kranken, welchen er mehrmals mit seinem Besuche beehrte. Um die Mitte September begab sich Mensdorff nach Tschugujew, um mit dem Kaiser den dortigen grossen Cavallerie-Uebungen beizuwohnen. Dies bot ihm Gelegenheit, den versäumten Besuch von Moskau nachzuholen, und er schlug mir vor, ihn dahin zu begleiten.

Mein Entschluss war schnell gefasst. Wir bestiegen den für den General bereitgehaltenen kaiserlichen Salonwagen und waren vierundzwanzig Stunden darauf in Moskau. Die Reise selbst bot wenig Anziehendes, denn die Eisenbahn berührt nicht Eine grössere Stadt. Kaiser Nikolaus hatte die Linie dieser ersten russischen Eisenbahn, ganz unbekümmert um die Verkehrsverhältnisse, mittelst eines Rothstiftes auf die Karte gezeichnet. Die Ingenieure hatten nicht gewagt, von dieser kaiserlichen Trace abzuweichen, obgleich dieselbe durch zahllose Moräste führte, was den Bau eben nicht erleichterte. Nur einmal erblickt man von weitem die Thürme von Twer. Die Bahnhöfe, mitten in der Steppe, waren neu erbaut und die sehr reinlich gehaltenen Wartezimmer mit reichen Buffets versehen. Alle nur erdenklichen Erfrischungen waren zu haben, und der in Russland so beliebte Champanski fehlte in keiner Station. Wir waren so gemächlich untergebracht, dass wir uns nicht veranlasst fanden, auszusteigen. Nachdem wir einen dieser Wartesäle aus Neugier besucht, hatten wir alle gesehen, denn einer gleicht dem andern.

Einige Stationen vor Moskau meldete sich der russische Oberst Fürst Abamelech, welcher, dem Grafen Mensdorff für

die Dauer seines Aufenthaltes beigegeben, ihn und seinen Adjutanten nach dem Kreml geleitete.

Ich liess mich in ein dem Palaste nahe liegendes Gasthaus führen und war nicht wenig überrascht, einige Minuten nach meiner Ankunft eine Einladung zur kaiserlichen Tafel zu erhalten, eine Aufmerksamkeit, die ich dem Hofmarschall Baron von Bode verdankte. Fürst Abamelech bewährte sich als ortskundiger Cicerone. Hofequipagen standen überall bereit, und so konnten wir ohne Mühe in drei Tagen die Sehenswürdigkeiten Moskau's besser kennen lernen, als andere Touristen in dreissig.

In allen öffentlichen Instituten, die wir besuchten, empfingen uns die Beamten in kleiner Uniform, und in dem berühmten Findel- und Waisenhause — eine der grossartigsten frommen Stiftungen der Welt — waren die Ammenregimenter in ihrem Sonntagsschmucke aufgestellt. Jedes dieser Regimenter zeichnet sich durch eine andere Farbe des Kakoschnik aus, und das Gewand entspricht der Farbe dieses Kopfputzes. Diese grün, blau oder roth angezogenen Ammen hatten ihre Säuglinge an der Brust, und man behauptete, sie nährten sie auf Commando. Wir schlugen in dem grossen Register, in welches die Findlinge eingezeichnet werden, das Jahr 1812 auf und fanden dort während der kurzen Zeit der französischen Einquartierung eine beträchtliche Anzahl kleiner „Napoleons“, offenbar damals der Lieblingsname für die Findelkinder.

Der Kreml selbst ist nicht ein blosses Schloss, sondern eine innere befestigte Stadt. Die Gemächer desselben sind seit der grossen Feuersbrunst von 1812 reich, aber in etwas asiatischem Geschmacke restaurirt worden. Unverändert soll der grosse gewölbte Saal geblieben sein, in welchem die früheren Czaren Brautschau über die Bojarentöchter hielten. Der Czar erschien dabei in der oberen Galerie, während die jungen Damen, eine jede in Begleitung ihrer Mutter oder einer älteren Verwandten, die Kleider ablegen und alle ihre Reize enthüllen

mussten; eine barbarische Ceremonie, die daran mahnt, dass Moskau damals noch tief in Asien lag.

Uebrigens ist das asiatische Gepräge der Stadt durch den grossen Brand von 1812 keineswegs verwischt worden. Aber grossartig ist der Anblick der Häusermassen Moskau's, dessen räumliche Ausdehnung ausser allem Verhältnisse zu seiner Bevölkerung steht. Hunderte von goldenen Kuppeln, eine Menge mit hohen Bäumen bewachsener Gärten zeigen sich dem Beschauer, wenn er auf der Strasse von Smolensk von der Höhe hinabsieht. Das war der Punkt, von welchem aus Napoleon Moskau zuerst erblickte. Seine Armee jubelte und glaubte in diesem Eldorado Labung und Heilung für alle überstandene Mühsal zu finden. Das Bild Eiwasowski's, des berühmten Marinemalers, ist natürlich nur Phantasiestück, versinnlicht aber künstlerisch diesen patriotischen Brand, der fast den Charakter eines Naturereignisses annahm.

Auch sonst fehlt es nicht an Erinnerungen an die für Russland so glorreiche Epoche der Vernichtung der grossen Armee. Einige dieser Erinnerungen haben ihre komische Seite. So hat man eine Sammlung aller in Schnee und Eis aufgelesenen Kanonenläufe angelegt und der erstaunte Mujik kann, wenn er lesen gelernt, aus den dort aufgestellten Tafeln erfahren, dass diese Kanonen den zweiundzwanzig gegen das heilige Russland verschworenen Nationen abgenommen worden sind.

Baron Bode, der mit einer Nichte der Gräfin Julie Stroganoff vermählt war, wollte es sich nicht nehmen lassen, Mensdorff und mich bei sich zu sehen. So speisten wir denn eines Abends statt auf dem Kreml in seinem Hause und bemerkten bald, dass unser liebenswürdiger Wirth zu den Frömmsten unter den Frommen gehörte. Die griechische Kirche entwickelt eine eigene Gattung von Pietismus, und der Cultus der Familienheiligen erinnert an die Penaten des alten Rom oder an die Verehrung der Altvordern im chinesischen Reiche.

Nach dem Diner reichte uns Baron Bode Cigarren, und als

der Kaffee servirt wurde, öffnete der Hausherr geheimnissvoll das Allerheiligste. Es war dies ein kleines, mit allerhand byzantinischem Bilderschmucke kapellenartig verziertes Gemach, viele Kerzen brannten darin, wie an einem deutschen Weihnachtsabende, und in der Mitte, von mehreren schweren silbernen Kandelabern beleuchtet, stand ein offener Sarg. Darin lag, mit Goldblech verziert, in einen altrussischen Kaftan gehüllt, eine dunkelbraune Mumie. Die Farbe des Gesichtes erinnerte vollkommen an die berühmte schwarze Muttergottes. Das war der Familienheilige. Bode konnte sich nicht von ihm trennen. Er bekreuzte sich und knixte jedesmal, wenn er sich dem Sarge näherte. Aber die Anwesenheit dieses Todten unter den Lebendigen war doch etwas so Langgewohntes, Alltägliches, dass es durchaus nicht als Profanation erschien, wenn wir unsere Cigarren an den geweihten Kerzen anzündeten.

Am Tage darauf führte uns Abamelech zu dem letzten der Bojaren, dem mehr als achtzigjährigen, steinreichen Fürsten Sergius Michaelowitsch Galizin, welcher in der Nähe Moskau's ein fast königliches Schloss bewohnte und stets offenes Haus, um nicht zu sagen Hof hielt. Er war einer der grössten Würdenträger, und die Sage ging, die Kaiserin Katharina II. habe ihm das Grosskreuz des Andreasordens verliehen. Wenn dies wahr ist, müsste er es in der Wiege erhalten haben. Jedenfalls besass er die höchste Auszeichnung des Reiches, das sogenannte Doppelporträt, Miniaturen des Kaisers und der Kaiserin, reich in Diamanten gefasst. Kaiser Nikolaus versäumte niemals, wenn er nach Moskau kam, den alten Fürsten zu besuchen. Dieser machte beinahe den Eindruck eines Automaten oder einer Wachsfigur mit seiner blonden Perücke und seinen falschen Zähnen. Aber er war ein gastfreier, wohlwollender Greis, der wieder aufthaute, wenn von den guten alten Zeiten seiner Jugend die Rede war. In Dresden war er gewesen; das letzte Mal zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Was seitdem in Deutschland geschehen, schien ihm völlig unbekannt. Er er-

kundigte sich angelegentlichst nach dem Kurfürsten und der Frau Kurfürstin zu Sachsen und nach einem Minister, dessen Name mir völlig fremd war. Die Schlachten von Jena und Leipzig waren spurlos an ihm vorübergegangen. Doch sprach er von dem Brande von Moskau, als wäre es gestern gewesen. Kutusoff und Rostopschin waren seine Jugendfreunde. Er liess uns durch einen seiner Neffen die Oekonomiegebäude zeigen. Wir sahen da Ställe voll der schönsten Kühe. Der Alte sah sie gern von seinen Fenstern aus im Parke weiden. Ich fragte nach der Race und erfuhr, dass es ausgesuchte Yorkshire-Vollblutkühe seien, direct importirt auf eigens dazu gemietheten Schiffen. Unser Führer versicherte, diesen Luxus würden die Erben kaum fortführen können, denn der Liter Milch koste seinem Oheim etwas mehr als ein Liter Champagner. Auch an schönen Pferden fehlte es nicht, meist von der berühmten Traber-Race aus dem Orloff'schen Gestüte. Es war mit einem Worte eine Musterwirthschaft im grössten Style, mitten in der Steppe. Der Schmutz der schlechtgehaltenen Strassen gemahnte jedoch immer an Russland. Heute sind die Bojaren mit dem Fürsten Sergius Michaelowitsch ausgestorben, und von diesen Mammuths der vornehmen Gesellschaft werden bald nur noch die Knochen übrig sein.

Nachdem ich Mensdorff unter dem Schutze eines kaiserlichen Feldjägers nach dem Süden hatte abfahren sehen, dampfte ich allein wieder nach Petersburg zurück. Es folgten stille Wochen, die Stadt war ziemlich leer, doch in den Landhäusern der Umgebung, namentlich auf den Inseln, sah man sich täglich. Abends traf man sich an der sogenannten Pointe, der westlichsten Spitze der Inseln, wo man in der Ferne das Meer erblickte. Es war dort ein buntes Gemisch von Equipagen aller Art, ein stillstehender Corso; die Männer verliessen ihre einspännigen Droschken, um von Wagen zu Wagen zu gehen, dort einer Fürstin, hier einer Schauspielerin, die gerade in der Mode war, ihre Huldigungen darzubringen. Es war für die

Damen eine gefundene Gelegenheit, ihre Pariser Toiletten gegenseitig zu mustern, für die Männer, in allen Kreisen der Petersburger Welt Bekanntschaften zu machen. Man erfuhr dort ausser dem geselligen Klatsche auch die Neuigkeiten des Tages, da sich Diplomaten zahlreich einfanden.

Was mir auffiel und später, als sich die Salons öffneten, noch mehr auffallen sollte, war der freie Ton, mit welchem Regierungsmassregeln oft ganz unbefangen besprochen und bekrittelt wurden. Der Marquis Posa würde es kaum für nöthig befunden haben, um Gedankenfreiheit zu bitten; denn nicht nur die Gedanken, auch die Worte waren frei genug, wenn sie nur nicht gedruckt wurden.

Das angenehmste Haus auf den Inseln machte die Grossfürstin Helene, Wittwe des Grossfürsten Michael, jüngsten Bruders des Kaisers. Sie war eine württembergische Prinzessin, hochgebildet und geistreich, die Schutzpatronin vieler Künstler. Rubinstein z. B. verdankt ihr seine Ausbildung und seinen Ruf. Sie war so liebenswürdig, so einfach, dass ich ihr einmal sagen durfte: „Wie schade, Kaiserliche Hoheit, dass Sie eine Grossfürstin sind! Wie angenehm würde es sich mit Ihnen plaudern, wenn man Ihnen ohne alle Etiquette nahen könnte.“ Sie lachte und meinte, um Etiquette habe sie sich in ihrem Leben blutwenig gekümmert. Nachdem sie mehrere Töchter verloren, war sie glücklich, die letzte, die jüngste, in ihrer Nähe behalten zu können, denn die Grossfürstin Katharina, mit dem Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz vermählt, residirte wenigstens im Winter immer in Petersburg. Ich kannte deren Gemahl von Berlin aus und fand auch in ihrem Hause die wohlwollendste Aufnahme.

Der Winter war herbeigekommen; ich meine den weissen Winter, der in Petersburg acht bis neun Monate dauert, während für den grünen Winter, wie man dort den Sommer nennt — Frühling und Herbst sind unbekannt — nur drei bis vier Monate abfallen. Und mit dem Winter kamen die Stürme.

Graf Nesselrode war inzwischen auch heimgekehrt und hatte seine Tochter, Frau von Seebach, bei sich, welche die Hausfrau im Salon des Wittwers ersetzte.

Die von dem französischen Botschafter Lavalette geschürten Eifersüchteleien zwischen der griechisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Geistlichkeit in Jerusalem spitzten sich zu einem ernsten Streite zu, und bald stand das heikle orientalische Problem wieder einmal auf der europäischen Tagesordnung. Kaiser Nikolaus, der, wie Nesselrode sagte, kein Diplomat war, empfand einmal wieder das Bedürfniss, von dem „kranken Manne“ zu sprechen. Er liess Sir Hamilton Seymour kommen und hatte mit ihm die bekannten Unterredungen, welche dieser wahrheitsgetreu wiedergegeben hat [1]).

Lord Aberdeen, Staatssecretär des Aeussern im Jahre 1844, als Nikolaus zum letzten Male in London gewesen, war jetzt — zur grossen Freude des Czaren — als Premierminister an die Spitze eines allem Anscheine nach starken Coalitionsministeriums getreten. Lord Aberdeen, ein alter Schotte, in Staatsgeschäften ergraut, hegte, wie die meisten Anhänger Sir Robert Peel's, eine gewisse Neigung für die griechisch-orthodoxe Kirche, in welcher diese Politiker Spuren der urchristlichen, apostolischen Gemeinde zu entdecken wähnten. Diese religiöse Tendenz hatte Kaiser Nikolaus im Jahre 1844 zu bestärken und zu benutzen gewusst, um in England eine Verständigung über die orientalische Frage vorzubereiten. Positives war nichts verabredet worden; aber man mochte über gewisse Eventualitäten Gedanken ausgetauscht und in dem zuweilen sehr optimistischen Kaiser die Ueberzeugung geweckt haben, Russland könne unbedingt auf England rechnen, sobald Lord Aberdeen am Ruder. In Erinnerung an

---

[1]) Siehe die „Communications respecting Turkey made to Her Majesty's Government by the Emperor of Russia, with the Answers returned to them. January to April 1853.“ (Correspondence respecting the Rights and Privileges of the Latin and Greek Churches in Turkey. London 1854. Part V, p. 873—908.)

all dies glaubte der russische Monarch nun die Stunde für ein Protokoll gekommen, ähnlich dem, welches der Herzog von Wellington im Jahre 1826 mitunterzeichnet hatte. Bevor er jedoch mit dieser Idee heraustrat, wünschte er zu wissen, ob und unter welchen Bedingungen England in eine Vertreibung der Türken aus Europa und in eine Theilung des osmanischen Reiches willigen würde. Seine schon sehr bedenkliche Reizbarkeit machte sich in Schmähungen über den „kranken Mann" Luft, und Sir Hamilton steigerte vielleicht noch, ohne es zu wollen, diese Irritabilität, anstatt sie zu beschwichtigen. Letzteres wäre, nach des Fürsten Metternich Ansicht, die Aufgabe Seymour's gewesen.

Ich verdanke Sir Hamilton selbst die Mittheilung der nachstehenden Unterredung, welche er nach dem Tode des Kaisers Nikolaus und lange nach dem Pariser Frieden, als er in Wien als Gesandter beglaubigt war, mit dem greisen Staatskanzler gehabt hat.

„Wissen Sie, lieber Sir Hamilton," begann der Fürst, „dass Sie ein Glückskind sind? Ich habe Ihre *Secret and Confidential Correspondence*, so wenig ich mit deren Veröffentlichung auch einverstanden bin, mit Interesse gelesen und den Eindruck gehabt, dass Sie von Glück zu sagen haben."

Sir Hamilton verstand nicht, worin dieses sein Glück gelegen haben solle.

„Eh bien!" fuhr Fürst Metternich fort, „Sie waren mit dem Kaiser Nikolaus allein unter vier Augen. Wenn nun der Herr seine Worte abgeleugnet hätte? Was dann? Wie gesagt, Sie haben von Glück zu sagen, dass er es nicht gethan hat, denn ganz Europa würde nicht Ihnen, sondern dem Kaiser geglaubt haben."

Sir Hamilton schwieg betroffen und konnte die Logik dieser Bemerkung nur richtig finden. Der Fürst aber hatte ihn nun da, wo er ihn haben wollte, und schenkte ihm nicht die letzte bittere Pille.

„Was ich damit, ohne Ihnen zu nahe zu treten, sagen will, ist, dass es sehr gefährlich und keineswegs Ihre Aufgabe war, dem Kaiser die Würmer aus der Nase zu ziehen. Sind Sie doch nicht der Erste, welchem er vom ‚kranken Manne' gesprochen. Mein Gott, diese fixe Idee peinigt ihn seit Jahren! Ihre Aufgabe war, ihn gar nicht zu Worte kommen zu lassen oder doch wenigstens gleich zum Schweigen zu bringen. Wollen Sie wissen, wie ich das gemacht habe, als er mir vom ‚kranken Manne' sprach? Es war in Münchengrätz bei Tafel. Ich sass den Majestäten gegenüber. Da, über den Tisch sich beugend, fragte mich der Czar: *‚Prince Metternich, que pensez-vous du Turc? C'est un homme malade, n'est-ce pas?'* Ich überhörte die Frage und stellte mich ebenso taub, als er sie zum zweiten Male an mich richtete. Als er sie aber zum dritten Male wiederholte, musste ich wohl antworten. Ich that es indirect mit der Gegenfrage: *‚Est-ce au médecin ou à l'héritier que Votre Majesté adresse cette question?'* Kaiser Nikolaus blieb mir die Antwort schuldig und hat mir nie wieder von dem ‚kranken Manne' gesprochen."

Diese feine, echt staatsmännische Kritik lässt vermuthen, dass Fürst Metternich über den Gesundheitszustand des Kaisers Nikolaus sehr gut unterrichtet war. Vielleicht wäre der absurde Krimkrieg verhindert worden, hätte es damals in Petersburg einen Botschafter gegeben, welcher mit Takte und den Argumenten des gesunden Menschenverstandes die offenbar an Irrsinn streifenden fixen Ideen bekämpft hätte, die den unglücklichen Kaiser beherrschten.

Wie krank er war, hat man freilich erst nach seinem Tode erfahren. Und doch hatte ein englischer Arzt schon im Juli 1853 die Symptome des Erbübels, an welchem der Czar litt, erkannt und mit Sicherheit vorausgesagt, der Kranke habe höchstens noch zwei Jahre zu leben.[1] Es geschah dies in

[1] Der vertrauliche Brief, d. d. Kissingen 6. Juli 1853, welchen der damals in Russland sowie in Kissingen bekannte englische Arzt Dr. A. B. Granville an Lord Palmerston richtete, findet sich in den „Times" vom 5. März 1855

einem Briefe an Lord Palmerston in der guten Absicht, die drohenden kriegerischen Verwickelungen zu verhindern und Zeit zu gewinnen, bis der Tod Russland und Europa von einem Czaren erlöst haben werde, dessen psychisches Gleichgewicht gestört war. Der Arzt, der sich als Prophet bewährte, da Kaiser Nikolaus am 3. März 1855, also etwa vier Monate vor dem in dem gedachten Briefe vorausgesehenen Zeitpunkte wirklich plötzlich starb, macht die Bemerkung, dass keiner der vier Söhne des Kaisers Paul das sechzigste Lebensjahr erreicht, und dass alle vom fünfundvierzigsten Jahre ab an Gehirn-Congestionen höchst bedenklicher Art gelitten haben.

Wie bekannt, sind Gemüthskrankheiten wie die des Kaisers Paul fast immer erblich. Alexander I. starb 48 Jahre alt in tief brütendem Trübsinne, welchen Fürst Metternich in seinem Portrait dieses Fürsten als Lebensüberdruss bezeichnet. Dass der Grossfürst Constantin, sein Bruder, wenn auch nicht geradezu wahnsinnig, aber so gemüthskrank war, dass er sich selbst für regierungsunfähig erachtete, ist historisch festgestellt. Sein Benehmen im Jahre 1830 bei Ausbruch der Revolution in Warschau war das eines völlig Unzurechnungsfähigen. Als Kaiser wäre er vielleicht dem Schicksale seines Vaters nicht entgangen. Einen Privatmann hätte man einem Irrenarzte übergeben. Der Grossfürst konnte der Pflege seiner Gemahlin, der Fürstin von Lowicz, anvertraut werden. Er starb in seinem 52. Jahre in Folge von Gehirn-Congestionen. Der Grossfürst Michael endlich stürzte, vom Schlage getroffen, vom Pferde; er hatte das verhängnissvolle 45. Lebensjahr nur um drei Jahre überschritten und vor seinem Tode eine so krankhafte Reizbarkeit gezeigt,

---

(Nr. 21. 993, p. 12). Die Aechtheit dieses Schriftstückes, welches 1853 unter den Mitgliedern des englischen Cabinets circulirt hat, wurde mir am Tage der Veröffentlichung von Lord Palmerston selbst mit dem Zusatze bestätigt, die englische Regierung habe sich an Thatsachen halten müssen und sich nicht in ihrer Politik durch die Diagnose eines Arztes bestimmen lassen können.

dass der Autor des mehrerwähnten Briefes, der ihn behandelte, nicht anstand, ihn geradezu für irrsinnig zu halten.

Die Ereignisse der Jahre 1848—1852 waren ganz darnach angethan, ein solches erbliches Gehirnleiden nur noch zu steigern. Man vergegenwärtige sich nur den entsetzlichen Contrast zwischen der äusseren Stellung und der inneren Krankheit des Kaisers Nikolaus. Von letzterer ahnte er natürlich nichts. Aber wäre auch die erbliche Disposition nicht vorhanden gewesen, so würde die Rolle, die Nikolaus I. in den Jahren 1849 und 1850 gespielt, schon hinreichen, die Ideosynkrasien zu erklären, welche seit 1853 greifbar zu Tage traten. Welchen Eindruck auf ein reizbares, zum Uebermuthe an sich schon geneigtes Gemüth musste nicht die Meldung des Fürsten Paskéwitsch machen: „Ungarn liegt zu den Füssen Eurer Majestät.“ Aber nicht genug! Haben nicht das Jahr darauf auch Oesterreich und Preussen sich in Olmütz seinem Schiedsspruche unterworfen? War es nach diesen Vorgängen zu verwundern, wenn der Czar die Monarchen dieser Reiche nicht wie Bundesgenossen, sondern fast wie Vasallen betrachtete? Oesterreichs sei er ganz sicher, rühmte er sich Seymour gegenüber. Von Preussen geruhte er gar nicht zu sprechen. Es verstand sich seiner Ansicht nach ganz von selbst, dass man in Berlin jedem seiner Winke gehorchen werde. In auffallender Verblendung vergass er, „*Monsieur Son Grand Ami*“ und das, wie er wähnte, ganz in dem Pfuhle der Revolution versunkene Frankreich in seine Rechnung mitaufzunehmen. Und in dieser Auffassung stand er nicht allein. Die öffentliche Meinung, soweit davon in Russland die Rede sein kann, bestärkte ihn nur in dem Glauben, ganz Europa sei der Revolution verfallen, und die Fürsten und Völker würden genöthigt sein, die Gnade des weissen Czaren anzuflehen, um Leben und Eigenthum unter den Schutz seiner mächtigen Hand zu stellen. Diese Illusion war so allgemein, dass sie mit grösster Naivetät überall wiederholt wurde, und keine Schmeichelei konnte dem weissen Czaren selbst willkommener sein.

Psychologisch war es daher ganz begreiflich, dass sich Nikolaus im Winter 1852—53 allen Ernstes einbildete, er brauche sich nur mit England, wo sein alter Freund Aberdeen Premierminister geworden, zu verständigen, um das Schicksal des ottomanischen Reiches nach Gutdünken zu regeln. Ich möchte bezweifeln, dass er die Eroberung Constantinopels wirklich beabsichtigte. Was er wollte, war, — wie die Boa constrictor das Thier, das sie zu verschlingen gedenkt, zuerst fascinirt und dann mit ihrem Speichel vorbereitet — das türkische Reich durch allerlei Klauseln und Verträge zu umspinnen und es ganz unter seine Botmässigkeit zu bringen. Als er gewahrte, dass das dargebotene Aegypten in England als Köder nicht verfing, versuchte er, Oesterreich mit der Türkei gründlich zu verfeinden.

In Wien war man empfindlich über das Asyl, welches der Sultan dem Polen Bem, Kossuth und andern ungarischen Flüchtlingen gewährt hatte. Truppen wurden zusammengezogen, die kaiserlichen Kriegsschiffe nahmen eine drohende, bei der Uebermacht der türkischen Flotte jedoch nicht gefahrlose Stellung. Die Grenzstreitigkeiten zwischen den Türken und den Montenegrinern boten dem österreichischen Cabinet einen nicht unwillkommenen Vorwand zu der Mission des Grafen Leiningen, über welche im Publikum wenig Positives verlautete. Der gedachte General ging nach Constantinopel, formulirte gewisse Forderungen, verhandelte in Gemeinschaft mit dem k. k. Internuntius, mit dem Divan — ohne Erfolg, wie es schien — und stellte endlich ein Ultimatum auf, mit der Drohung, nicht bloss er, sondern auch der Internuntius würden ihre Pässe verlangen, wenn die Pforte nicht binnen vierundzwanzig Stunden sich eines Besseren besinne.

Es schien wirklich, der Sultan werde es darauf ankommen lassen; und Oseroff, der russische Geschäftsträger, hatte den Eindruck, dass der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Oesterreich und der Pforte unvermeidlich. Er schrieb in diesem Sinne und expedirte einen Feldjäger nach Petersburg.

Wie üblich, gab letzterer seine Depeschen nicht im Ministerium des Auswärtigen, sondern im Winterpalais ab. Der Kaiser erbrach die Siegel, las und sandte nach Nesselrode. Als der Staatskanzler eintrat, fand er den Kaiser in der freudigsten Erregung. „Nun," rief Seine Majestät, „da haben wir's; was habe ich Ihnen immer gesagt! Mit diesen türkischen Hunden ist nichts anzufangen. Sie haben die gerechten Forderungen des Kaisers von Oesterreich verweigert, Leiningen ist abgereist, und der Internuntius hat seine Pässe verlangt. Jetzt ist für uns der längst erwartete Moment des Handelns gekommen. Da, lesen Sie selbst!" Der Minister las mit gewohnter Ruhe und gespannter Aufmerksamkeit die Berichte Oseroff's.

„Nun," rief der ungeduldige Herrscher, „sind Sie zu Ende?"

„Halten zu Gnaden, Majestät, aber Sie haben die Nachschrift nicht gelesen."

„Eine Nachschrift?"

„Zu Befehl, Majestät. Unser Geschäftsträger meldet: ‚als ich im Begriffe stand, diese Expedition zu schliessen, bringt man mir die Nachricht, dass die Pforte in der letzten Stunde der ihr gestellten Frist alle österreichischen Forderungen zugestanden hat. Der Internuntius bleibt, Leiningen verlässt Constantinopel, nachdem der Erfolg seine Mission gekrönt hat.'"

Welchen Eindruck diese, alle seine Hoffnungen niederschlagende, ihm ganz unerwartete Nachricht auf den Kaiser gemacht, konnte ich selbst wenige Tage darauf ermessen. Es war am 23. Februar während eines grossen Festes im Winterpalais, dem einzigen, welches der Kaiser in diesem Jahre gab. Die Oper „La figlia di regimento" wurde in dem kleinen Schlosstheater unter Mitwirkung Lablache's und Mario's gegeben; die Tochter des ersteren debütirte in der Titelrolle. Sie hatte, nebenbei gesagt, eine wunderbare Stimme, welche sie, dank der Schule ihres Vaters, mit seltener Virtuosität beherrschte, und schon ihre Schönheit erregte die Bewunderung der gewählten Gesellschaft. Nach der Vorstellung war Souper, die Silber-

kammer war geleert worden, und zahlreiche Tische strotzten vom kostbarsten Tafelgeschirre. In der Mitte war eine Tafel für das diplomatische Corps reservirt, an welcher wir dem Range nach placirt wurden. Neben mir sass Graf Franz Zichy, der einzige ‚Fremde von Distinction'; Privatangelegenheiten seiner Gemahlin, die Güter in Russland hatte, waren die Veranlassung seines Besuches. Aber man kannte ihn sehr wohl, da er das Jahr vorher in Warschau die Verhandlungen über die Kosten der russischen Kriegshilfe in Ungarn geleitet und zur Zufriedenheit des Kaisers von Russland zu Ende geführt hatte.

Nikolaus soupirte nicht, erschien aber im Speisesaale und stand plötzlich hinter dem Stuhle meines Nachbars. Dieser wollte sich erheben, wurde aber von zwei mächtigen Händen auf seinen Sitz zurückgedrückt. Als der Kaiser in deutscher Sprache zu reden anfing, glaubte ich mich auch erheben zu sollen, um ihn daran zu erinnern, dass ich deutsch verstehe. Ich wurde aber bedeutet, sitzen zu bleiben, und der Kaiser fuhr fort, ohne sich durch meine Gegenwart stören zu lassen, dem Grafen Zichy, welcher Tags darauf nach Wien zurückreisen wollte, seine letzten mündlichen Aufträge an den Kaiser Franz Joseph zu ertheilen. Während des Soupers sprach der Czar ununterbrochen, und Zichy hörte, wie ich, stumm zu. Von selbst fiel Nikolaus bald in das ihm geläufigere Französisch und schüttete nun sein Herz aus, mit jener rücksichtslosen Offenheit, die ich schon bei meiner ersten Audienz zu beobachten Gelegenheit gehabt. Das Thema war eine Strafpredigt gegen die Türken, *„ces chiens de Turcs"*, wie der mehrmals wiederholte Ausdruck Seiner Majestät lautete. „Ihre Herrschaft in Europa könne nicht länger geduldet werden, und er rechne darauf, der Kaiser von Oesterreich, den er wie einen Sohn liebe, werde mit ihm gemeinschaftlich der schmutzigen Wirthschaft am Bosporus und der Bedrückung der armen Christen durch diese verruchten Ungläubigen ein Ende machen."

Diese Philippika, mehrfach im Tone eines entschieden kategorischen Imperativs gehalten, erinnerte mich unwillkürlich an Cato's *caeterum censeo.* Hätte Graf Nesselrode es erfahren, er würde wieder seine eiserne Brille zurechtgerückt und gesagt haben: „Mein Kaiser ist kein Diplomat.“ Ich habe selbstverständlich in Petersburg und auch später in London über das Gehörte reinen Mund gehalten.

Aber ich war auf Alles vorbereitet, und es überraschte mich daher nicht, kurze Zeit darauf zu hören, der Kaiser habe plötzlich das 4. und 5. Armeecorps, welche an der türkischen Grenze lagen, auf Kriegsfuss gesetzt. Die Notiz kam mir von einer jetzt längst verstorbenen Hofdame der Kaiserin. Diese Quelle schien mir nicht ganz lauter und konnte, da junge Damen in militärischen Fragen nicht gerade competent sind, auf einem Missverständnisse beruhen. Ich ging daher zu meinem Freunde Seymour, um ihn zu fragen, ob auch er davon gehört. Der britische Gesandte war durch die vertraulichen Unterredungen, die er mit dem Kaiser gehabt, von denen er mir jedoch selbstverständlich nicht sprechen durfte, besser in der Lage als ich, die verhängnissvolle Bedeutung dieser Massregel zu ermessen. Er wusste nichts und erschrak um so mehr. „Es ist unmöglich!“ rief er aus; „aber wenn wahr, dann wäre der Krieg unvermeidlich. Ich werde gleich Erkundigungen einziehen und Ihnen dann das Ergebniss mittheilen.“

Mein Schlitten brachte mich schnell nach Hause. Nach etwa zwei Stunden wurde mir Sir Hamilton Seymour gemeldet. Er warf sich in höchster Aufregung in einen Fauteuil und sagte: „Morgen expedire ich einen Courier. Lord Clarendon ist jetzt, Gott Lob! Staatssecretär des Aeussern. Er hat mir nichts abzuschlagen, ich werde um meine Abberufung bitten. Hier halte ich es nicht länger aus, der Boden brennt mir unter den Füssen.“

„Aber mein alter Freund, um Gottes willen, was ist denn geschehen? Sie haben mir ja oft gesagt, dass es Ihnen ganz gut hier gefalle.“

„O, gegen die Gesellschaft habe ich nichts. Aber ich bin ja nicht hier, um mich zu unterhalten; und meinen Dienst kann ich mit Erfolg nur verrichten, wenn ich mit Menschen zu thun habe, auf welche ich mich verlassen kann. Und diese giebt's hier nicht. Ich hab's bisher ausgehalten, weil ich überzeugt war, der kleine Nesselrode wenigstens sei ein Gentleman. Er hat mir heute bewiesen, dass er es nicht ist. Die Nachricht, die Sie mir vorher gebracht, ist mir aus den zuverlässigsten Quellen bestätigt worden. Da eilte ich nun zum Kanzler, um mit dessen Hilfe womöglich diese unheilvolle Mobilisirung an der türkischen Grenze rückgängig zu machen. Und er zuckt die Achseln, lacht und versichert mir mit einer an Frechheit grenzenden Ruhe, die Nachricht müsse erfunden sein, denn er wisse kein Wort davon. Das ist zu toll, mit diesem Minister kann ich nicht verkehren."

„Aber," fiel ich beschwichtigend ein, „wer sagt Ihnen denn, dass Nesselrode nicht die reine Wahrheit gesprochen?"

„Halten Sie es für möglich, dass der erste Minister der Krone von einer Massregel nichts gewusst haben sollte, von welcher der Weltfrieden abhängt? Er, den ich bisher für einen Hort und Anker des Friedens gehalten?"

„Sie leben länger in diesem Lande als ich und sollten daher besser wissen, dass der Kaiser Nikolaus, im vollsten Sinne des Wortes Selbstherrscher, oft Entschliessungen fasst, ohne einem seiner Minister ein Wort darüber zu gönnen. Wer sagt Ihnen, dass dies nicht jetzt auch geschehen? Warten Sie daher ruhig ab, ehe Sie Ihre Entlassung geben, und verdammen Sie den Grafen Nesselrode nicht ohne weiteres."

Wenige Tage später kam Seymour wieder und sagte mir: „Sie hatten Recht. Weder Nesselrode noch der Kriegsminister Dolgoruki, ja nicht einmal Orloff, haben von dieser leidigen Mobilmachung das geringste gewusst. Der Kaiser hatte Depeschen aus Constantinopel erhalten, er las sie allein in seinem Cabinet, klingelte, liess den Adjutanten du jour kommen, übergab ihm

einen versiegelten Brief und sagte: ‚Nach Tschugujew! Es hat Eile!' Das war Alles. Jetzt bleibe ich und werde versuchen, mit Hilfe des Kleinen die Thorheit des Grossen wieder gutzumachen. Aber es wird schwer halten, denn ich höre, Menschikoff soll in geheimer Sendung nach Constantinopel gehen. Und auch davon weiss der Kanzler noch nichts."

Im Salon der Kaiserin, kurz nachdem der dienstthuende Adjutant auf der immer bereitstehenden Troika mit der verhängnissvollen Depesche nach Tschugujew geeilt war, trat der Kaiser eines Abends, anscheinend in der besten Laune, zu dem preussischen Militär-Attaché Grafen Münster, dem er sehr gewogen war, und fragte: „Was giebt's Neues?"

„Ich weiss gar nichts. Wenn Majestät mir nichts zu sagen haben?"

„Nun, so mögen Sie's denn wissen! Ich habe das 4. und 5. Armeecorps auf Kriegsfuss gesetzt."

„Das hätten Sie auch bleiben lassen können, Majestät!"

Weit entfernt, diese freimüthige Bemerkung übel zu nehmen, rief der Kaiser nur:

„Was? Orloff hat mir das eben auch gesagt."

Aber dem Fürsten Orloff kostete diese Mobilisirung dennoch eine schwere Stunde. Derselbe war nach Wolkonski's Tode der Vertrauteste der Vertrauten Seiner Majestät. Er hatte seinem Herrn kurz nach dessen Thronbesteigung einen jener Dienste geleistet, die man nicht so leicht vergisst. Die Fürsten oft vorgeworfene Undankbarkeit lag überhaupt nicht in dem edlen Charakter des Kaisers; und wer ihm wie Orloff das Leben gerettet, der konnte lebenslänglich auf seine Gunst rechnen. Das Leben aber rettete Orloff seinem Monarchen durch einen Faustschlag. Allein, nur von diesem einzigen Adjutanten begleitet, war der Kaiser vor die Front eines meuterischen Regiments getreten. Er hoffte, wie es ihm schon mehrmals gelungen, sein Anblick werde genügen, die Meuterer zum Gehorsam zurückzuführen. Er fragte: „Habt ihr eine Klage, Kinder? Wer

mir etwas zu sagen hat, trete vor!“ In der Regel blieb eine solche Aufforderung unbeantwortet, und keiner rührte sich. Diesmal aber traten mehrere Soldaten aus den Reihen. Der eine schritt gerade auf den Kaiser los und legte das Gewehr auf ihn an. Orloff sprang in demselben Augenblicke heran, packte den Menschen und schlug ihn mit der Faust auf die Stirn. Dieser stürzte zusammen und war todt. Vor Schrecken bleich warfen sich die übrigen auf die Kniee und baten um Gnade. Der Kaiser aber behielt seit jenem Tage den jungen Herkules immer in seiner Nähe. Von Stufe zu Stufe gestiegen, war Orloff im Jahre 1853 Chef der dritten Section, d. h. der durch die kaiserlichen Gensdarmen über alle Beamte ausgeübten obersten geheimen Polizei des Reiches. Seine Macht war grösser als die irgend eines Premierministers; alle Ressorts zitterten vor der dritten Section und kein noch so hochgestellter Tschinownik, kein noch so reicher und angesehener Grundbesitzer fühlte sich sicher dem Gewaltigen gegenüber.

Und doch behandelte der Kaiser diesen Gewaltigen zuweilen wie einen Schulknaben. Wahrscheinlich hatte Nesselrode Seiner Majestät von der Interpellation Seymour's wegen der Mobilisirung der beiden Armeecorps gesprochen und zugleich den peinlichen Eindruck geschildert, welchen diese unerwartete Massregel in Europa machen werde. Erzürnt darüber, liess er Orloff rufen und empfing ihn in der übelsten Laune. „Wozu habe ich eine Polizei?“ rief er. „Das müssen Ew. Majestät am besten wissen.“ — „Ganz recht, nur weiss ich nicht, wozu sie gut ist. Und wenn Sie mir in vierundzwanzig Stunden nicht den Verräther nennen, der das Geheimniss von der Mobilisirung des 4. und 5. Corps unter die Leute gebracht hat, so sind Sie cassirt!“

„O,“ versetzte der Fürst mit grosser Ruhe, „meine Polizei ist so vortrefflich, dass ich nicht vierundzwanzig Stunden brauche, um Ihnen den Verräther zu nennen.“

„Sie kennen ihn also? Sie wissen?“

„Ich weiss, was ich weiss, Majestät, aber sagen kann ich es nur auf einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers."

„Ich ertheile Ihnen diesen Befehl!"

„Der Verräther, welchen Ew. Majestät suchen, heisst Nikolaus I., Paulowitsch, Kaiser aller Reussen, Allerhöchstwelcher immer vergisst, wenn er im Salon der Kaiserin von Staatsgeschäften spricht, und namentlich von militärischen Massregeln, dass jede der dort anwesenden Hofdamen nicht bloss zwei Ohren, sondern Brüder, Vettern und Verwandte in der Armee hat, denen sie Alles erzählt, was sie gehört. Und so verbreitet sich jedes Wort, welches der Kaiser fallen lässt, wie ein Lauffeuer durch die Stadt."

Nach diesem Polizeiberichte wurde Orloff nicht cassirt. Aber trotzdem hörte der Kaiser nicht auf, nicht nur in den Soiréen der Kaiserin, sondern überall von dem zu sprechen, was ihn gerade beschäftigte.

Die Friedensgeige wurde jedoch mehr denn je hervorgesucht und Nesselrode namentlich spielte sie mit Meisterschaft. Niemand war mehr als er davon durchdrungen, dass die Eroberung der Türkei, wenn sie gelänge, eine Thorheit sein würde, welche die Existenz des russischen Reiches auf's Spiel setzen könnte.

Uebrigens erklärt sich die durch eine Herrscherlaune improvisirte Kriegsbereitschaft zum Theil wohl auch daraus, dass der Kaiser in dem Zugeständnisse der österreichischen Forderungen einen Beweis der Schwäche der Pforte erblickte. Menschikoff's Sendung kann daher als ein russisches Paroli auf die Leiningen'sche Mission aufgefasst werden.

In Seeromanen und Reisebeschreibungen spielt die kleine schwarze Wolke eine Hauptrolle, in welcher wetterkundige Schiffscapitäne das Vorzeichen eines drohenden Sturmes entdecken, während die Passagiere, nichts Arges ahnend, sich des blauen Himmels und des spiegelglatten Meeres erfreuen. So that auch die kleine schwarze Wolke, die sich über den heiligen Stätten in Jerusalem gezeigt, den Vergnügungen der

vornehmen Welt während des Winters 1852—1853 keinen Eintrag.

Jenen einfachen, natürlichen Ton, der das Wiener gesellige Treiben dem Familienleben so ähnlich machte, vermisste ich schmerzlich und gewahrte bald einen Unterschied zwischen der österreichischen und der russischen Aristokratie. Wenn es mit letzterer auch nicht mehr ganz so schlimm stand, wie während der Regierung Paul's I., der einem fremden Diplomaten einmal ganz unbefangen sagte: *„En Russie il n'y a de noble que celui à qui je parle et tant que je lui parle,“* so lag doch der Accent immer viel mehr auf dem Dienstrange — *Tschin* — als auf der Geburt. Es gab allerdings einige alte Geschlechter, die sich rühmten, von Rurik abzustammen und desshalb Rurikfamilien hiessen. Unter vier Augen rühmten sich die Mitglieder dieser Familien wohl auch, älter und vornehmer zu sein als die Romanoff. Zuweilen wagten sie sogar hinzuzufügen, dass die Romanoff selbst ausgestorben und die Dynastie eine deutsche sei.

Das Ur-Russenthum, welches sich nach dem Krimkriege so breit machte, war damals erst im Entstehen. Man fing aber an, auch in den Salons mit einer gewissen Affectation russisch zu sprechen, den Geschichtschreiber Karamsin mit Tacitus, den Dichter Puschkin mit Goethe zu vergleichen. Und doch ist Karamsin's Geschichte Russlands *in usum Delphini* geschrieben. Puschkin war ein Dichter und hat gewiss viel dazu beigetragen, der melodischen Sprache seines Volkes die Würde einer Schriftsprache zu geben. Aber ein Universalgenie wie Goethe war er nicht, und für das Ausland hat er culturgeschichtlich geringe Bedeutung.

Der Nationalitätenschwindel machte sich jedoch schon im Deutschenhasse Luft. Es ist wahr, die höchsten Stellen in der Armee und in der Diplomatie waren von Deutschen besetzt [1]),

[1]) Ein russischer General deutscher Abkunft ging einmal mit mir den Militärschematismus durch und bewies mir aus dem Namensverzeichnisse der Offiziere, dass der Procentsatz der Deutschen mit jeder Rangstufe steige.

und die zahlreichen Söhne des kurischen und livländischen Adels betrachteten das russische Reich ungefähr so wie die jüngeren Söhne der englischen Aristokratie vor der Reformbill Indien, als eine unerschöpfliche Fundgrube für Ehrenstellen und Reichthümer. Wenn aber die Kaiser ihre vertrautesten Diener aus diesen Söhnen der deutschen Schwertordensritter wählten, so hatten sie guten Grund dazu. An gesundem Urtheile, an ausdauernder Arbeitskraft und insbesondere an Treue und Ehrlichkeit waren die Deutschen den Russen entschieden überlegen.

Einer dieser Kurländer, den ich von Dresden her kannte, und der eine der höchsten Stellen im Ministerium des Auswärtigen bekleidete, machte mir eine sonderbare Enthüllung. Er versicherte, den Kaiser selbst vor dem Uebermuthe der russischen Partei mit den Worten gewarnt zu haben: „Wenn Sie nicht diesem Unwesen steuern, so erleben wir noch unter Ihrer Regierung eine Bartholomäusnacht aller deutschen Beamten.“ Der Kaiser — fügte mein Freund hinzu — sei sehr ernst geworden und habe Abhilfe versprochen.

Dass der Deutsche Nesselrode seine Landsleute bevorzugte, wurde ihm mit Unrecht vorgeworfen. Denn weder Meyendorff in Wien, noch Brunnow in London, ebensowenig Budberg in Berlin, würden durch Russen leicht zu ersetzen gewesen sein. Hatte doch selbst der Corse Pozzo di Borgo Russland lange Jahre hindurch in Paris als Botschafter vertreten müssen, da sich kein tüchtigerer finden wollte. In der höheren Gesellschaft selbst trat der Deutschenhass kaum hervor, und von den kaiserlichen Prinzen galt nur der zweitgeborene, Constantin, schon von Jugend an für einen Protector der altrussischen Partei. Der Kaiser liebte ihn, hielt ihn aber sehr kurz, seinen „Admiral“, wie er ihn nannte.

Unter den Häusern, die uns Fremden offen standen, zeichnete sich das des Grafen Stroganoff aus. Der alte achtzigjährige Hausherr war blind, aber geistig frisch und lebendig geblieben. Er hatte in seiner Jugend Russland an mehreren

europäischen Höfen vertreten und seine alten Verbindungen nicht abgebrochen. Seine zweite Gemahlin, Julie, war eine Portugiesin von Geburt, eine Gräfin Oynhausen, Tochter oder Enkelin eines in Portugal naturalisirten Hannoveraners. Die Gräfin Julie war etwa zwanzig Jahre jünger als ihr blinder Gemahl, aber von einer seltenen geselligen Lebendigkeit. Das schöne, mit Kunstschätzen aller Art, unter anderem auch mit werthvollem Meissener Porzellan geschmückte Haus war früh und Abends von Besuchern gefüllt. Nach alter russischer Sitte war jeden Tag offene Tafel, an welcher man immer, geladen oder ungeladen, Platz fand. Der älteste Sohn erster Ehe, schon ein Sechziger, der einarmige General Graf Stroganoff, war damals Minister des Innern und galt für einen energischen Beamten. Der jüngere, Gregor, war Oberst und Flügeladjutant des Kaisers und sollte bald dessen Tochter, die Grossfürstin Marie, verwittwete Herzogin von Leuchtenberg, in morganatischer Ehe heimführen. Man konnte nicht behaupten, dass die Gräfin Julie sich durch Geist auszeichnete, aber sie war herzensgut und rührend in der Pflege ihres blinden Mannes. Eine Anzahl junger Nichten, unter denen ich nur die reizende Gräfin Orloff-Denisoff nennen will — dieselbe, die später in zweiter Ehe den Grafen Schouwaloff heirathete — belebten diesen europäischen Salon. Es wurde musicirt, zuweilen auch wohl vorgelesen, und jeder kam und ging, wie es ihm beliebte.

Unter den Ministern war der frühere Botschafter in Paris, Graf Kisselew, welcher dem Departement der kaiserlichen Domänen vorstand, gleichfalls sehr liebenswürdig für uns Fremde.

Auch Pratasoff, der Generaladjutant des Kaisers, welcher, weil er den heiligen Synod leitete, scherzend der russische Papst genannt wurde, empfing gern, namentlich im Sommer auf seinem Landsitze in der Nähe der Stadt.

General Graf Kouschelew, Graf Woronzoff-Daschkoff und seine angenehme Frau hielten, wie noch so manche andere, offenes Haus.

Ein Salon eigener Art war der der Töchter des Geschichtschreibers Karamsin, von denen die ältere an einen Fürsten Mestscherski verheirathet war. Diese war leidend, aber ihre jüngeren, unvermählten Schwestern empfingen jeden Abend und sahen es wie deren Schwager sehr gern, wenn man nach den Bällen noch zu ihnen kam. Erschien man gegen vier Uhr Morgens, so fiel das durchaus nicht auf. Wir sind oft erst bei hellem Tage aus diesem gastfreien Hause geschieden.

Im Palais Beloselski, einem der schönsten der Stadt, seitdem für einen der Grossfürsten, Bruder des regierenden Kaisers, angekauft, wohnte damals die Fürstin Helene Kotschubey, geb. Gräfin Benkendorff, welche ihren vor kurzem verstorbenen zweiten Gemahl in einem schwarz verbrämten Boudoir betrauerte. Sie empfing zwar dort, erschien aber diesen Winter über nie in den Gesellschaftsräumen.

Ihre damals eben erst verheirathete Tochter erster Ehe, Fürstin Lise Trubetzkoi, geb. Beloselski, präsidirte den dortigen Festen. Das eine bestand in sehr geschmackvoll arrangirten Tableaux, das andere war origineller. Es war das übliche geweihte Osterfrühstück nach den langen russischen Fasten. Mehrere der vornehmen russischen Familien hielten damals, wie der Hof, besondere Sängerchöre, welche ohne alle Instrumentalbegleitung in den Hauskapellen die gottesdienstlichen Hymnen vortragen mussten. Die Sänger waren sämmtlich uniformirt in den Wappenfarben des Hauses und zumeist gut eingeschult. Die Russen sind geborene Musiker, und so konnten diese Sängerchöre dreist den berühmten Aufführungen in der Sixtinischen Kapelle an die Seite gesetzt werden. Nur wurden die dort üblichen Castraten hier durch jugendliche Leibeigene ersetzt.

Jenes Fest im Palais Beloselski begann, wie gewöhnlich, um zehn Uhr Abends. Die Kapelle lag zu ebener Erde, die Emporkirche derselben und die Galerien befanden sich aber in gleicher Höhe mit den Gesellschaftsräumen. Und so entstand ein beständiges Gehen und Kommen, welches die ganze Nacht

währte. Die Betenden und die Musikfreunde gingen auf eine Viertelstunde in die Kapelle und dann wieder zurück in die Salons. Da die Ceremonie im Winterpalais schneller beendet war, so belebten die von da kommenden Hofdamen in russischer Tracht, mit ihren von Diamanten strahlenden Kakoschniks, diesen fortdauernden Wechsel zwischen frommen Bussübungen und profanen Unterhaltungen. Als das Hallelujah in der Kapelle verkündete, dass der Christ erstanden, umarmte sich Alles nach russischer Sitte, Männer und Frauen, und eilte, den mehrwöchentlichen Hunger an den mit geweihten Speisen reich besetzten Tafeln zu stillen; für den Fremden ein eigenthümliches Schauspiel! Die Russen suchen darin einen Beweis ihrer orthodoxen Frömmigkeit, dass sie das „Der Christ ist erstanden!“ wohl tausendmal am Ostertage wiederholen und durch die obligate Antwort: „Ja, wahrlich, er ist erstanden!“ bekräftigen. Selbst der Kaiser umarmt die Grenadiere, die vor dem Winterpalais Schildwache stehen.

Wie nun sah es unter den Füssen dieses modernen Agamemnon, dieses Königs der Könige, aus, welcher auf dem Gipfel seiner Macht und Grösse sich als den Schirmherrn der staatlichen Ordnung in Europa, als den Beschützer der übrigen durch die Revolution bedrohten Fürsten zu betrachten liebte? Stolz war er darauf, zu allen Stunden des Tages und der Nacht, allein, ohne jedwede Escorte oder Begleitung die Strassen seiner Hauptstadt durchschreiten zu können. Ich begegnete ihm fast täglich auf dem Wege zu seiner Tochter, der Grossfürstin Marie; von weitem schon war die hohe Gestalt in einem alten abgetragenen grauen Militärmantel zu erkennen, jenem Mantel, den er einmal einem Droschkenkutscher als Pfand überlassen musste. Manche Züge wurden erzählt, um die Volksthümlichkeit und Leutseligkeit des Alleinherrschers zu beweisen. Seine Macht stützte sich auf die Massen, er war die oberste Spitze jener unter einer fast communistischen, entschieden demokratischen Gemeindeverfassung *(Mir)* lebenden Bevölkerung, welche in dem Czaren ihren Vater,

ihren Gott auf Erden erblickte. Alles dies klang sehr schön und verhielt sich zur Wirklichkeit ungefähr, wie die künstliche tropische Atmosphäre jener Palmenhäuser, mit welchen die vornehmen Russinnen ihre Paläste schmückten, sich zu dem Klima von Nizza oder Madeira verhält.

Ein Zufall sollte mich belehren über das, was unter der schimmernden Oberfläche, was im Innern des Vulkans vorging, auf welchem man so selbstgefällig tanzte.

Eine banale Geschäftssache, wie sie täglich den Gesandtschaften vorkommt, führte mich unvermuthet zu einer Ahnung der Wahrheit. Ich hatte in Dresden vor Jahren in dem Hause einer vornehmen Polin einen jungen Russen kennen gelernt, welchen ich, um seinen Familiennamen nicht zu nennen, Iwan Iwanowitsch taufen will. Derselbe hatte ein einnehmendes Aeussere und besass die Formen der besten Gesellschaft. Er hatte deutsche Universitäten besucht und fiel mir durch eine sehr ausgesprochene Vorliebe für die Jung-Hegelianer der Feuerbach'schen Färbung umsomehr auf, als mir aus bester Quelle versichert wurde, er gehöre zu den Bevorzugten des Grafen Nesselrode und zu den ausgezeichnetsten Beamten im russischen Ministerium des Auswärtigen.

In Petersburg hatte ich noch nicht Zeit gehabt ihn aufzusuchen, als mir ein amtlicher Auftrag zuging, ihn an die Bezahlung einer Rechnung zu erinnern.

In den Bureaux erfuhr ich, Iwan Iwanowitsch arbeite schon seit mehreren Monaten nicht mehr im Ministerium, und niemand konnte oder wollte mir seine Adresse geben. Es blieb mir daher nichts übrig, als in einer amtlichen Note um Erledigung dieser geringfügigen Angelegenheit zu bitten. In Beantwortung schrieb man mir, Iwan Iwanowitsch sei nach Sibirien verbannt, politisch todt, so dass es ganz unmöglich, von ihm die Anerkennung jener Forderung oder von seinen Erben Bezahlung zu erlangen. Lange bemühte ich mich vergeblich, über den Grund dieser Verbannung etwas Näheres zu erfahren. End-

lich gab mir Fürst G., in jener Zeit mit der Leitung der politischen geheimen Polizei beauftragt, im engsten Vertrauen die nachstehenden Notizen:

Iwan Iwanowitsch habe allerdings zu den vorzüglichsten Beamten des Grafen Nesselrode gehört, und seine sehr hervorragenden Fähigkeiten würden ihm alle Aussicht auf eine glänzende diplomatische Laufbahn eröffnet haben. Leider habe sich aber der junge Mann in eine geheime Gesellschaft verstricken lassen, deren Zweck der Umsturz alles Bestehenden gewesen. Die Polizei sei noch rechtzeitig auf die Spur gekommen. Bei der Haussuchung fanden sich viele meist chiffrirte Correspondenzen, deren Entzifferung leicht war, da der Schlüssel dabei lag. Wenige Tage darauf waren Iwan Iwanowitsch und seine Mitverschworenen unter Schloss und Riegel. „Ich kann Ihnen nur soviel sagen," schloss der Fürst seine Erzählung, „dass die ganze Sache mit einer wahrhaft teuflischen Genialität eingeleitet war. Die Verzweigungen erstreckten sich über alle unsere Provinzen. Hier sollten der Kaiser und alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, in den Provinzen die Generalgouverneure und Polizeiorgane an einem und demselben Tage ermordet und Russland in eine Föderativ-Republik verwandelt werden. Dieser junge Mann war, wie gesagt, ein Genie und das Haupt der gefährlichsten Verschwörung, welche wir seit dem Regierungsantritte des jetzigen Kaisers entdeckt haben. Ich habe übrigens allen Grund zu glauben, dass Bakunin, den Sie vor drei Jahren in Sachsen gefangen, im engsten Verbande mit Iwan Iwanowitsch war. Bakunin ist gegenwärtig hier, da er uns von Oesterreich ausgeliefert wurde. Ich selbst habe ihn vernommen. Schade um den Menschen! Ich glaube nicht, dass die russische Armee einen Artillerie-Offizier in ihren Reihen zählt, der an Wissen und Talent es mit ihm aufnehmen könnte. Die Vorsehung hat uns in dieser Sache sichtbar beschützt, und beide Verbrecher, Iwan Iwanowitsch und Bakunin, werden in den Bergwerken Sibiriens ihre Umtriebe büssen."

Fürst G. war ein Gentleman und ein dem Kaiser wie seinem Vaterlande treu ergebener Patriot, der sein schweres Amt mit anerkannter Milde und Gerechtigkeit verwaltete.

Kaiser Nikolaus hatte mir also die ungeschminkte Wahrheit gesagt: *Le sol était miné sous ses pieds.* Auch darin hatte er sich nicht getäuscht, dass während seiner Regierung die Umsturzpartei sich ruhig verhalten werde. Weit verzweigte Verschwörungen wie die des Iwan Iwanowitsch wiederholen sich nicht alle Tage. Ihre Entdeckung gewährleistet die Ruhe für einige Zeit. Wie kurz diese Zeit war, wissen wir. Und zu welcher Macht die geheimen Gesellschaften — die Nihilisten, wie sie sich heute nennen, — angewachsen, beweist die ruchlose Ermordung Alexander's II.

Vergegenwärtigt man sich nun den Eindruck, welchen eine solche Entdeckung auf den Kaiser Nikolaus machen musste, so wird man nicht überrascht sein, wenn er der Versuchung erlag, durch eine Diversion nach aussen die innere Gefahr zu beschwören. Gerade so stürzte sich Napoleon III. im Jahre 1870 in einen Krieg, der ihm Krone und Freiheit kostete, in der Hoffnung, der im Innern drohenden Revolution zu entgehen. Auch die Motive, welche den friedliebenden Alexander II. zu dem im Jahre 1877 ohne allen Grund begonnenen Türkenkrieg bewogen, ergeben sich wohl aus der bedrohlichen inneren Lage dieses unglücklichen Monarchen. Und doch waren weder Napoleon III. noch Alexander II. gemüthskrank wie Kaiser Nikolaus, dessen langjähriger Leibarzt Dr. Arndt schon vor Jahren eine ähnliche Diagnose wie der obenerwähnte englische Arzt aufgestellt hatte. Bereits in den vierziger Jahren klagte dieser tüchtige deutsche Arzt, der seinen kaiserlichen Patienten von Jugend an kannte, über die Symptome einer erblichen Disposition mit den bedeutsamen Worten: *„Il faut que je sois sur mes gardes jour et nuit, car l'empereur et ses frères ont tous le coup de marteau de l'empereur Paul."*

So hatte mir denn der Petersburger Aufenthalt, obgleich er

nicht ein volles Jahr währte, Stoff genug geboten, um die Zustände Russlands nach innen wie nach aussen einigermassen kennen zu lernen. Ich begrüsste nicht ohne Freude den Aufbruch der Newa und das Treibeis des Ladoga-Sees als Zeichen des kommenden Frühlings und der bald zu eröffnenden Schifffahrt. Mit dem ersten Schiffe, das stand fest, sollte ich die russische Hauptstadt verlassen.

Als die Abfahrtszeit herankam, bat ich um meine Abschiedsaudienzen und beendete die laufenden Geschäfte. Der Kaiser empfing mich mit gewohnter Höflichkeit, aber ich fand ihn sehr verändert, verdüstert wenn ich sagen darf, wortkarg und zerstreut. Mittheilsamer war der Grossfürst-Thronfolger, der spätere Alexander II., ein liebenswürdiger, seelenguter Herr, dessen Charakterschwäche sich in seinen grossen, aber ausdrucklosen Augen aussprach. Die Schädelbildung schien mir noch weniger zu versprechen als die seines Vaters. Für Naturen wie die seinige kann es kaum ein grösseres Unglück geben als berufen zu sein, ein Reich wie Russland zu regieren.

Es gab damals keinen kürzeren Weg nach Deutschland, als den Seeweg. In den Monaten, wo die Newa eisfrei, ging allwöchentlich ein Dampfboot nach Stettin. Im Begriffe, mich einzuschiffen, liess mich Graf Nesselrode ersuchen, vor meiner Abreise noch einmal zu ihm zu kommen. Er kam mir auf das freundlichste entgegen und schien in der allerbesten Laune. „Entschuldigen Sie, dass ich Sie hierher gesprengt,“ sagte er, „aber ich wollte Ihnen gern selbst diesen Brief übergeben, da mir sehr viel daran liegt, dass er nicht in unrechte Hände kommt. Als Botenlohn will ich Ihnen auch sagen was darin steht. Ich habe diese Nacht einen Courier aus Constantinopel erhalten, der mir die so lange sehnsüchtig erwartete Kunde bringt, dass die leidige Frage der heiligen Stätten endlich erledigt ist. Da sonach der Frieden gesichert, so gebe ich in diesem Briefe meinem alten Freunde Schröder (russischer Gesandter in Dresden) für nächsten Juni Rendezvous in Kissingen.“

Ich dankte dem Kanzler. Es war dies der schönste Abschluss meiner Mission, den ich mir wünschen konnte.

Kaum in Swinemünde eingetroffen, eilte ich auf das Telegraphenbureau, um diese Friedensbotschaft nach Dresden zu melden.

Als ich wenige Tage darauf, nach kurzem Aufenthalte in Berlin, Dresden erreichte, empfing man mich dort mit der Nachricht, mein Telegramm sei sofort nach Wien weitergegangen; von dort habe man aber zurücktelegraphirt, die Schlüsselfrage sei zwar erledigt, der Friede aber keineswegs gesichert, da Menschikoff inzwischen in Constantinopel Forderungen stelle, welche die Pforte nicht werde erfüllen können.

„Das beweist nur," bemerkte ich, „dass Graf Nesselrode wieder einmal nicht im Geheimniss war."

London

1853.

Am 4. Juni 1853 landete ich bei St. Catherine's Docks in London. Auf Anrathen meiner Freunde hatte ich mich in Antwerpen eingeschifft, um gleich bei meiner Ankunft den grossartigen Eindruck der Themse-Fahrt zu empfangen. Aeusserlich imponirte London dem durch die grossen Dimensionen Petersburgs verwöhnten Auge anfangs nicht. Auch den Luxus der inneren Einrichtungen der russischen Paläste sucht man vergebens in den Londoner Wohnungen. Die Aristokratie betrachtet ja die Metropole nur als Absteigequartier. Auch muss man erst einige Zeit das Leben, welches in allen Adern dieses Riesenkörpers pulsirt, beobachtet haben, um von der Grösse der Weltstadt ein klares Bild zu gewinnen. In der That ist ja London weniger eine Stadt als eine Welt. Was mir aber gleich anfangs ungemein wohl that, war der Standpunkt, der einen Horizont gewährt, den man nirgends auf dieser Erde wiederfindet; dann aber das Gefühl, in der Masse zu verschwinden, ein Freiheitsgefühl, welches selbst in Paris nicht, geschweige denn in Wien und in Berlin zu unserem Bewusstsein kommt.

Bei Lord Clarendon, dem mich sein Freund, Sir Hamilton Seymour, besonders empfohlen hatte, fand ich die zuvorkommendste Aufnahme, und wenige Tage darauf führte er mich zur Königin

Victoria, welcher ich am 13. Juni 1853 mein Beglaubigungsschreiben als k. sächsischer Ministerresident überreichte. Prinz Albert wohnte der Audienz bei.

Denselben Abend wurde ich zur königlichen Tafel gezogen; es war ein grösseres Diner zu Ehren des vor kurzem eingetroffenen Herzogs von Genua, Bruder des Königs von Sardinien. Die Piemontesen witterten offenbar in den drohenden orientalischen Verwickelungen eine Gelegenheit, ihre nationalen Pläne zu verwirklichen. Der Herzog, ein auffallend schöner Mann von militärischer Haltung, gefiel sehr. Er hatte nicht versäumt, einen der hervorragendsten Führer der italienischen Freiheitspartei, den Chevalier Massimo d'Azeglio, mitzubringen, dessen Bekanntschaft ich damals machte. Dieser kunstsinnige, hochgebildete Patriot benutzte die kurze Zeit seines Aufenthaltes, um nutzbringende Verbindungen anzuknüpfen.

Die Königin wie ihr Gemahl bezeugten mir an jenem Abende wiederholt ihre Freude über das Wiedererscheinen eines sächsischen Vertreters am britischen Hofe, denn der Londoner Posten war seit der Abberufung des Freiherrn von Beust im Jahre 1848 unbesetzt geblieben.

Wie die Königin und ihr Gemahl, stand ich im 34. Lebensjahre und konnte, im Besitze eines selbständigen Postens, meine diplomatischen Lehrjahre als abgeschlossen betrachten. Wieviel ich jedoch noch zu lernen hatte, sollte ich bald erfahren. Ich kannte England nur aus Büchern, und weder die Parteischriften Macaulay's noch die Arbeiten Dahlmann's, Gneist's und anderer konnten mir, das sah ich bald, als sichere Führer in diesem auf dem Continente so unbekannten Labyrinthe dienen.

Auch das diplomatische Corps, welches sich in der Weltstadt mehr oder weniger verliert, bot anfangs wenig Ressourcen. Ich kannte eigentlich nur, und oberflächlich genug, den österreichischen Gesandten, Grafen Colloredo, und dessen Gemahlin. Die Gräfin hatte früher längere Zeit in Dresden gelebt und mich als Kind gesehen. In Erinnerung daran, erbot sie sich,

mir auf Verlangen über die officielle und die geheime Geschichte von mehr als tausend Personen aus der Londoner Gesellschaft Auskunft zu geben. Sie war eine gescheite aber intrigante Frau, und ich sah bald, dass ihre persönliche Stellung in der neuen Welt, in welche ich eintrat, keine hervorragende war. Graf Colloredo, ein Ehrenmann durch und durch, war selbst noch zu neu und unbekannt, um mir als Mentor zu dienen, so sehr er sich auch der allgemeinen Achtung erfreute.

Ein sehr angenehmes Haus war das des französischen Botschafters, des Grafen Walewski. Er war in erster Ehe mit einer Engländerin aus gutem Hause vermählt gewesen und hatte so Verbindungen angeknüpft, die ihm als Agenten des Pariser Polen-Comités schon vor der Thronbesteigung Napoleon's III. in London zu statten gekommen waren. Er galt für einen Sohn Napoleon's I. Ein Neuling in der Diplomatie, gewann der improvisirte Botschafter durch die ausserordentlichen Umstände bald eine Bedeutung, welche durch seine Fähigkeiten kaum gerechtfertigt war. Nur seine schwarzen glatten Haare erinnerten an den „*Corse aux cheveux plats*"; seine hohe Gestalt und seine Gesichtsbildung, mit Ausnahme der stark prononcirten Kinnbacken, hatten nichts Napoleonisches. Sehr eitel war er auf seine weissen, kleinen Hände, in welchen man ein Erbstück des Kaisers erblicken wollte. Seine angenehmen, an den Pariser Lebemann erinnernden Formen verhinderten nicht, dass man ihn in der englischen Gesellschaft etwas zu „*pompous*" fand und ihm die Taktlosigkeiten eines Parvenus vorwarf. So hatte er z. B. kurz nach meiner Ankunft der Oberhofmeisterin der Königin, Herzogin von Sutherland, welche ihn zu einem Diner zu Ehren des Herzogs von Genua geladen hatte, Tags vorher erklärt: da der Bruder des Königs von Sardinien nicht Kronprinz, könne er als Botschafter diesem Prinzen den Rang nicht cediren. Die Herzogin eilte zur Königin und diese machte sofort aller Verlegenheit ein Ende, indem sie sich bereit erklärte, selbst in Stafford House zu erscheinen. Die Königin kam, nahm den

Arm des Herzogs von Genua, Prinz Albert führte die Frau vom Hause zu Tisch und Walewski hatte das Nachsehen, aber die Lacher nicht auf seiner Seite.

Walewski's zweite Frau, eine Poniatowska aus Florenz, hatte die Leichtlebigkeit ihrer italienischen Mutter und die slavische Grazie ihres Vaters geerbt. Ohne schön zu sein, war sie entschieden hübsch und gefallsüchtig. Gegen ihre Tugend sprach höchstens die damals sichtliche Eifersucht ihres Mannes. Aber sie gefiel allgemein, und ihre Empfangsabende wurden von den hervorragendsten Führern aller Parteien fleissig besucht.

Die französische Botschaft war noch in Grosvenor Square; das jetzige Botschaftshôtel in Albert Gate, Hyde Park, wurde erst im Jahre 1854 von der Regierung erworben.

Ich kam mit Walewski bald auf vertrauten Fuss, und da er sich gern reden hörte, verdankte ich ihm so manche Nachricht, die den Zeitungen verborgen blieb. Die Geheimnisse der englischen Regierungsmaschine blieben freilich dem oberflächlichen Franzosen mehr oder weniger ein Räthsel. Und wenn Palmerston seiner, wie sich später zeigen wird, nicht bedurft hätte, würde er kaum die Rolle gespielt haben, die er wirklich spielte. Die „Morning Post“ war sein Organ, ein Blatt, welches damals nur wegen der Salon-Nachrichten in den höchsten Kreisen gelesen wurde und auf die öffentliche Meinung einen sehr secundären Einfluss übte.

Ausser dem französischen gab es damals nur noch Einen Botschafter, den türkischen, welcher bis 1885 der Doyen des diplomatischen Corps in London geblieben ist: Musurus Pascha, ein Armenier von Geburt. Für die Pforte war es nicht ohne Werth, während der orientalischen Verwickelung von einem Christen in London vertreten zu sein, der den Satz, dass die zwölf Millionen christlicher Unterthanen des Sultans „das türkische Joch“ dem russischen Protectorate vorziehen, an seiner Person illustriren konnte.

Preussen hatte den Ritter von Bunsen als Gesandten nach London geschickt, eine unglückliche Wahl, da demselben so manche Eigenschaften abgingen, die nöthig gewesen wären, um die Schwierigkeiten seiner Stellung zu überwinden. Derselbe hatte schon in Rom Fiasco gemacht, nachdem er seiner Regierung durch die von ihm befürwortete Gefangensetzung des Erzbischofs von Köln die grössten Verlegenheiten bereitet. Bunsen hatte sich damals allen Ernstes eingebildet, dem Vatican durch diesen Gewaltact zu imponiren, und war sehr verwundert, als ihn der Papst und der Cardinal-Staatssecretär wissen liessen, sie würden ihn nicht mehr empfangen. Nach diesem Misserfolge wusste Bunsen den Phantasien seines inzwischen zur Regierung gelangten königlichen Gönners, Friedrich Wilhelm's IV., zu schmeicheln und sich über Jerusalem den Weg nach London zu bahnen. In der That war es der Lieblingsgedanke des Königs, — die Errichtung eines protestantischen Bisthums in Jerusalem — zu dessen Verwirklichung Bunsen zuerst nach England entsandt wurde.

Er verstand es, einigen einflussreichen Persönlichkeiten die übertrieben hohe Meinung, die er von sich selbst hatte, beizubringen. Zu diesen gehörten ausser seinem Könige, anfangs wenigstens, auch der Prinz Albert, welcher sich für archäologische Studien interessirte. Der Kunst-Dilettantismus des Ritters von Bunsen war ein harmloses Steckenpferd, dass er sich aber allen Ernstes für einen Staatsmann hielt, ein Unglück für Preussen. Mit jenem flachen Liberalismus, welcher in der preussischen Bureaukratie zu Anfang der vierziger Jahre grassirte, war weder Deutschland noch Preussen gedient. Indessen theilte Bunsen diese Krankheit mit so Vielen, dass man ihm daraus keinen Vorwurf machen würde, wenn er überhaupt eine ehrliche Ueberzeugung gehabt hätte. Dies war schon deshalb nicht möglich, da er es nie mit der Wahrheit genau nahm. Ich war kurz nach meiner Ankunft von mehreren Seiten vor ihm gewarnt worden und hörte daher seine Declamationen, mit denen er niemanden

verschonte, geduldig an, ohne denselben Werth beizulegen. Seinen Mangel an Lebensart übersah man in der Regel, dank jener vornehmen Gleichgiltigkeit, mit welcher die Insulaner auf Fremde herabzublicken pflegen.

Der begabteste unter den Vertretern der Grossmächte war im Jahre 1853 ohne Zweifel der russische Gesandte Baron von Brunnow. Er hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers Nikolaus zuerst im Feldzuge von 1828 auf sich gezogen. Er war ein grosser, starker Mann mit auffallend massivem Knochenbau. Wenn es wahr ist, dass jeder Mensch sein Prototyp im Thierreiche hat, so konnte man Brunnow mit einem Hippopotamus vergleichen; er hatte etwas Urweltliches. Sein ungeheurer Mund zeigte eine Sammlung grosser, falscher Zähne. Auch seine Augen erinnerten an die des Nilpferdes. Wie dieses, wenn es aus dem Wasser emportaucht, pflegte er zu schnaufen und zu pusten. Er galt für einen ausgezeichneten Redacteur und legte vielleicht grösseren Werth auf die Form als auf den Inhalt seiner Berichte, die als mustergiltig gepriesen wurden. Wenn er einer Conferenz beizuwohnen hatte und es sich um Abfassung eines Protokolles oder einer Convention handelte, so setzte er Alles daran, mit der Stylisirung betraut zu werden, und man huldigte gern dieser Schwäche. Im Umgang affectirte er eine Gemüthlichkeit, die seiner Natur ganz fern war. Er gehörte zur alten diplomatischen Schule. Er schmeichelte principiell, aber mit einem solchen Aufwande von gesuchter Feinheit, dass man die Absicht durchschaute und auf seiner Hut war. Die Engländer belächelten diese kleinen Schliche, liessen sich aber doch leicht durch seine Erfahrung und Geschäftskenntniss imponiren.

Der activste unter den Vertretern der Mittelstaaten war der sardinische Gesandte Marquis d'Azeglio. Unter der Maske eines Curiositätensammlers und Elegants hat er durch sein Verhältniss zu den Damen des Palmerston'schen Hauses Gelegenheit gehabt, der ränkevollen Politik des Grafen Cavour wirk-

samen Vorschub zu leisten [1]). Er war geistig nicht so bedeutend als sein Onkel Massimo, aber thätig und wohl unterrichtet. Ich sah ihn fast täglich in *Traveller's Club.*

Das Ministerium, welches ich am Ruder fand, war ein erst seit wenigen Monaten gebildetes Coalitions-Ministerium, der wahre Ausdruck der Zersetzung, in welcher sich damals die alten englischen Parteien schon befanden. Die aristokratischen Whigs und Tories aus der Zeit des Weltkampfes mit Napoleon waren von der Bühne verschwunden. Ein früherer Tory, Lord Palmerston, glänzte unter den Führern der Whigs, oder, wie man sie damals schon nannte, der liberalen Partei. Ein früherer Whig, Lord Derby, dagegen führte die Tories, die Conservativen. Diese letzteren hatten durch den das Jahr zuvor erfolgten Tod des Herzogs von Wellington einen ihrer glorreichsten Führer, durch die von Sir Robert Peel durchgeführte Reform der Korngesetze ihren Generalstab verloren.

Die friedliche Revolution Sir Robert Peel's ist in ihrer vollen Bedeutung auf dem Continente kaum erst in unseren Tagen erkannt worden, und doch war diese Reform eine sociale Revolution von vielleicht grösserer Tragweite für unseren Planeten als die französische von 1789. Nur in London lässt es sich erkennen, welchen Einfluss der Marktpreis des Weizens auf den Weltverkehr ausübt. Als der Quarter Weizen auf dem Londoner Markte von achtzig auf dreissig Schillinge sank, verwandelte sich der aristokratische Agriculturstaat England in einen demokratischen Industriestaat. Wohlfeiles Brod und Freihandel waren die Losungsworte, mit welchen die englischen Staatsmänner der Neuzeit die ererbte Seeherrschaft befestigten, erweiterten und fruchtbar machten. Dass Sir Robert Peel, der Sohn eines reich gewordenen Fabrikanten, diese weltbewegende Politik einführte, ist ebenso begreiflich, als dass viele Söhne des grossen,

---

[1]) Siehe darüber: Nicomède Bianchi, La politique du comte de Cavour de 1852 à 1861; lettres inédites. Turin 1885.

grundbesitzenden Adels ihm auf diese Bahn zu folgen Bedenken trugen. Gerade die talentvollsten und geschäftskundigsten unter den Anhängern der alten Torypartei hatten sich nicht entschliessen können, nach dem Tode ihres genialen Führers in Reihe und Glied zurück zu treten, und die Peeliten bildeten so eine Mittelpartei, die, obgleich sie kaum dreissig Mitglieder im Unterhause zählte, doch eine Zeit lang das Zünglein an der Wage repräsentirte. Lord Derby hatte nach der Auflösung des von John Russell geleiteten Whig-Cabinets im Anfange des Jahres 1852 den ehrenwerthen Versuch gemacht, die conservative Partei nach dem Austritte der Peeliten wieder regierungsfähig zu machen. Er bildete aus rohen Rekruten, wie er sich selbst ausdrückte, ein Cabinet, in welchem es ausser ihm nur Einen Minister gab, der schon früher im Rathe der Krone gesessen.

Diese Rekruten, mit seltenem Talente von Disraeli — selbst ein *homo novus* — im Unterhause geführt, thaten zwar ihre Schuldigkeit, vermochten jedoch ihre entscheidende Niederlage nicht zu verhindern. Als das von ihnen neugewählte Parlament wieder zusammentrat, wurde ihr Budget mit einer Majorität von neunzehn Stimmen verworfen. Lord Derby hatte es vorausgesehen; alle Versuche, Lord Palmerston und einige der Peeliten dazu zu bewegen, sich mit ihm zu vereinigen, waren gescheitert. Uebrigens tröstete sich der stolze Earl für seine Person über diesen Misserfolg. Er zog die dankbare Rolle des Chefs Ihrer Majestät allertreuesten Opposition der undankbaren eines Premier-Ministers entschieden vor.

Guter Rath war theuer, als Lord Derby Ende December 1852 der Königin in Osborne seinen Rücktritt meldete. Das Zerwürfniss zwischen Lord John Russell und Palmerston, welches der Whig-Regierung im Jahre 1851 so verhängnissvoll geworden, war noch nicht geheilt. Dem ersteren die Bildung eines neuen Cabinets zu überlassen, schien gewagt. Die Krone wie das Volk sehnten sich nach einem starken Gouvernement, und dieses

konnte nur aus einer Verbindung der Peeliten mit den Liberalen hervorgehen. Fühlungen in dieser Richtung hatten schon stattgefunden, und die Königin liess, im Einverständnisse mit dem Führer der Whigs, Marquis of Lansdowne, Lord Aberdeen rufen. Dieser mehr als siebzigjährige Staatsmann, welcher schon 1813, 1814 und 1815 eine hervorragende diplomatische Rolle gespielt und seitdem in den vierziger Jahren Staatssecretär für das Auswärtige gewesen, übernahm nicht ohne Bedenken die schwierige patriotische Aufgabe, welche ihm die Königin an's Herz legte. Die Geburt seines Ministeriums war eine schwierige, obgleich man, im Princip einig, auf Seiten der Peeliten wie auf Seiten der Liberalen die Coalition als das einzig Mögliche erkannt hatte. Macaulay gelang es, im Vereine mit Lord Lansdowne, den widerhaarigen Lord John Russell zu bewegen, die Führung des Unterhauses unter Lord Aberdeen zu übernehmen, auch Lord Palmerston wurde nicht ohne Mühe bestimmt, als Staatssecretär des Innern einzutreten, da der Hof ihm das auswärtige Amt nicht wieder anvertrauen wollte. Endlich im Januar 1853 wurde das Cabinet gebildet und die Rollenvertheilung bis auf weiteres festgestellt. Die Whigs klagten, Lord Aberdeen habe seine Parteigenossen bevorzugt, da er Gladstone das Schatzamt, Sir James Graham die Marine und dem Herzoge von Newcastle das damals noch vereinigte Ministerium der Colonien und des Krieges verliehen.

Es sollte sich bald zeigen, dass dieses starke Gouvernement nur zu stark war; denn es barg in seinem Schosse zwei, wenn nicht drei, Persönlichkeiten, die sich für befähigter hielten, das Steuerruder zu führen, als der ehrliche, aber schon nahezu altersschwache Lord Aberdeen.

Eine gute Wahl war die Lord Clarendon's, der bei sehr prononcirter liberaler Parteifärbung grosse Arbeitskraft, angenehme Formen und praktische Geschäftskenntniss, wenn auch keineswegs eine Befähigung ersten Ranges, mitbrachte. Er war in Spanien Gesandter gewesen, auch Vicekönig von Irland und sehr beliebt in der Londoner Gesellschaft.

Das Ministerium *„of all the talents"*, wie man es nannte, war noch nicht fünf Monate alt, als die Forderungen des Fürsten Menschikoff an die Pforte die Orient-Krisis hervorriefen, welche die Talente der englischen Staatsmänner auf so harte Proben stellen sollte.

Die erste ernste europäische Verwickelung, welche seit 1815 eintrat, fand alle Cabinete ohne Ausnahme unvorbereitet. Es ist wahr, schon der russisch-türkische Feldzug von 1828 und 1829, sowie die durch die Quadrupel-Allianz gegen Frankreich beschworene Krisis von 1840 hatten die orientalische Frage auf die Tagesordnung gebracht. Aber es war gelungen, dieselbe zu localisiren und den Ausbruch eines Krieges zwischen zwei oder mehreren europäischen Grossmächten zu verhindern.

In Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten, empfahl Prinz Albert dringend die vernachlässigten Vertheidigungsanstalten zu Land und See zu reformiren und zu vervollständigen. Der Herzog von Wellington hatte ihn bis an sein Lebensende dabei unterstützt und auch Lord Derby in seiner kurzen Verwaltung das Seinige dazu beigetragen, die Bemannung der Flotte zu verstärken.

Auf Betrieb des Prinzen wurde in den Sommermonaten von 1853 ein Lager bei Chobham gebildet und dadurch die Möglichkeit geboten, die Truppen der einzelnen Garnisonen zu Feldübungen zu concentriren. Der Prinz selbst nahm als Commandant der zweiten Garde-Division an diesen Uebungen thätigen Antheil, und da sich dieser erste Versuch bewährte, erwuchs daraus eine dauernde Einrichtung: das noch heute bestehende Lager von Aldershot.

Noch wichtiger war die Anwendung der Dampfkraft auf die Kriegsmarine. Man hatte bedeutende Summen dafür ausgegeben, und der Königin wurde die Freude, am 26. Juni 1853 eine grosse Flottenschau bei Spithead abzunehmen. Diese Revue bildete den Glanzpunkt der *„season"*. Die Admiralität hatte beide Häuser des Parlaments und das diplomatische Corps dazu ein-

geladen. Ein Extrazug brachte uns schnell nach Portsmouth, wo wir den für uns bereitgehaltenen Dampfer *„Black Eagle“* bestiegen. Das Wetter war schön, aber die See war bewegt genug, um mehreren meiner Collegen die Freude an dem grossartigen Schauspiele zu verderben. Wir fanden 16 Kriegsdampfer in Reih' und Glied aufgestellt, und bald erschien die Königin, vom Prinzen Albert begleitet, auf ihrer Dampf-Yacht *„Victoria and Albert“*. Ihr folgten auf einer anderen Yacht unter englischer Flagge zwei russische Grossfürstinnen, Töchter des Kaisers Nikolaus, die Kronprinzessin Olga von Württemberg und die Grossfürstin Maria Nikolajewna, Herzogin von Leuchtenberg. Beide waren wohl nicht ganz ohne Absicht gerade in diesem kritischen Augenblicke zum Besuche des Hofes in London eingetroffen. Hunderte von Dampfern, mit tausenden von Zuschauern, bedeckten die See, und der Jubel der Bevölkerung übertönte den Donner der Begrüssungs-Salven. Nachdem die Königin an der Front der Dampferflotte auf- und abgefahren, begann das Manöver, und es war schön mitanzusehen, mit welcher Leichtigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit See-Ungeheuer, wie das Riesenschiff von 131 Kanonen, *„Duke of Wellington“*, sich, dank der Schraube, zu bewegen vermochten. Die Grund-Idee war die Vertheidigung des Hafens von Portsmouth gegen eine feindliche Flotte, deren Avantgarde, aus drei englischen Segel-Linienschiffen bestehend, mehrere Meilen vom Hafen signalisirt wurde. Die Dampf-Flottille setzte sich auf ein gegebenes Zeichen des Admiralschiffes in Bewegung, erreichte, von der königlichen Yacht geführt, die drei Segelschiffe und beschoss sie mit Erfolg, so dass sie bald für abgetakelt und seeuntüchtig gehalten werden konnten. Der Capitän unseres Dampfers hatte sich das Vergnügen gemacht, denselben einer *broadside* des *„Duke of Wellington“* auszusetzen. Fünfundsiebzig Kanonen des grössten Kalibers in nächster Nähe bewirkten eine solche Erschütterung des Trommelfells, der Pulverdampf eine solche Dunkelheit, dass uns buchstäblich für einige Minuten Hören

und Sehen verging. Der Kampf war zu Ende, die Matrosen der besiegten Segelschiffe mannten die Raaen und bewiesen der Königin durch ein donnerndes Hurrah, dass die Seeschlacht keine Todten und Verwundeten gekostet hatte. Nun begann eine echt englische Hetzjagd, da jedes der Dampfschiffe den Befehl erhielt, mit Aufbietung aller Kraft so schnell als irgend möglich den Hafen zu erreichen. Die praktischen Engländer verwertheten so das Schauspiel zu einer technischen Probe der Maschinen. Da sich alle, auch die kleinsten Dampfer an dieser Wettfahrt betheiligten, so erinnerte dieselbe an die Rückkehr nach den berühmten Derby-Rennen. Alles lief ohne Unfall ab, und das kolossalste Kriegsschiff der englischen Marine, *„Duke of Wellington"*, ging als Sieger aus diesem Kampfe hervor.

In meinen ersten Unterredungen mit Lord Clarendon über die im Oriente drohenden Verwickelungen konnte ich constatiren, dass trotz des herausfordernden Auftretens des Fürsten Menschikoff in Constantinopel das Vertrauen des englischen Staatssecretärs in die Loyalität des Kaisers Nikolaus noch nicht erschüttert war. Man glaubt so gern an das, was man wünscht, und die englischen Minister, wenigstens Lord Aberdeen und Lord Clarendon, wünschten nichts aufrichtiger, als die Erhaltung des Weltfriedens. Für die Türkei hatte man keine Sympathien, und nichts lag den Engländern anfangs ferner, als der Gedanke, für diese Ungläubigen, für diesen barbarischen, halbverrotteten Staat einen Krieg mit Russland zu führen. Die Unkenntniss continentaler Zustände, jene vornehme Gleichgiltigkeit, welche die englischen Staatsmänner kennzeichnet, trat damals recht greifbar zu Tage.

Es wäre ein Irrthum, wollte man annehmen, die vertrauliche Correspondenz Sir Hamilton Seymour's habe im Januar und Februar, das heisst zur Zeit, da die geheimen Unterredungen mit dem Kaiser Nikolaus stattfanden, auf die leitenden englischen Staatsmänner den Eindruck gemacht, welchen diese Schriftstücke, als sie ein Jahr später dem Parlamente vorgelegt wurden,

auf die öffentliche Meinung hervorbrachten. Man hatte diesen kaiserlichen Anerbietungen nur eine akademische Bedeutung beigelegt und hielt dieselben für abgethan, da man nicht darauf eingegangen war. Ja selbst nachdem Fürst Menschikoff nach Ablehnung seines Ultimatums Constantinopel verlassen und die angeblich gegen die Uebergriffe der lateinischen Mönche in Jerusalem zusammengezogenen russischen Truppen die Donaufürstenthümer als Pfand besetzten, hielt man an der Hoffnung fest, die Krisis werde sich auf diplomatischem Wege lösen lassen und Kaiser Nikolaus sein Pfand wieder herausgeben, wenn die vier anderen Grossmächte, nur fest zusammenhaltend, ihn darum ersuchten.

Mehrwöchentliche Besprechungen führten zu der Wiener Note, in welcher man eine mildere Paraphrase der Menschikoff'schen Forderungen und nicht die geringste Andeutung über die Räumung der Donaufürstenthümer finden konnte. Russland beeilte sich, diese Note anzunehmen, aber die Mächte hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht und das Einverständniss der Pforte stillschweigend vorausgesetzt, ein Einverständniss, welches entschieden verweigert wurde.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Divan vielleicht nicht den Muth gehabt haben, die Wiener Note abzulehnen; aber der englische Botschafter in Constantinopel, Lord Stratford de Redcliffe, war nicht der Mann, diese Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne sich an dem Kaiser Nikolaus zu rächen, der sich geweigert hatte, diesen leidenschaftlichen Diplomaten in Petersburg zu empfangen. Herrschsüchtig wie keiner, hochbegabt und energisch, nahm Lord Stratford die Pforte unter seinen Schutz und machte den Divan zum dienstbaren Organ seines eisernen Willens. Kaum je hat wohl ein Botschafter eine Rolle gespielt, wie damals Lord Stratford. Denn er regierte nicht nur in Constantinopel, sondern auch in London.

Die Rathlosigkeit der englischen Minister war anfangs

gross, doch sah man bald, dass nicht daran zu denken war, die Pforte zur Annahme der Wiener Note zu zwingen. Das starke Gouvernement gerieth dadurch in eine Zwangslage, in welcher es von den Ereignissen beherrscht wurde, anstatt dieselben zu beherrschen. Wie ein abgetakeltes Schiff, welches wider den Willen des Steuermannes in einen Wirbel getrieben wird, so wurde man willenlos zu dem Kriege gedrängt. Sehr bezeichnend, aber nicht eben schmeichelhaft für das britische Gouvernement, constatirte Clarendon im Oberhause diese Zwangslage mit den Worten: *„We are drifting into war“*.

Der alte Brunnow, mit welchem ich in jener Zeit einmal die Situation vertraulich besprach, meinte: „Die schlimmsten Lagen sind immer diejenigen, aus denen keiner keinen Ausweg nicht sieht.“ Als ich diesem Luxus von Negationen gegenüber an das alte *„Intra muros peccatur et extra“* erinnerte, gab er freimüthig zu, dass man wohl auch in Petersburg, wie überall, Fehler gemacht haben könne, fügte aber zu seinem eigenen Troste die Sentenz hinzu: „Wenn keiner keinen Fehler machte, da gäbe es keine Politik.“

„Und keine Botschafter und Gesandten?“ fragte ich.

Der Alte schnaufte und lachte. In der That schien ihm wenig daran zu liegen, seiner Regierung die volle Wahrheit über die Sachlage zu berichten. Er wusste, dass sein Kaiser im Vertrauen auf die allbekannte Friedensliebe Lord Aberdeen's und auf das mit demselben unter ganz anderen Verhältnissen im Jahre 1844 unterzeichnete Protokoll zwei Dinge für unmöglich hielt: erstens, dass England Russland den Krieg erklären, und zweitens, dass es sich mit Frankreich gegen Russland alliiren könne. Mit diesen kaiserlichen Prämissen glaubte Brunnow rechnen zu sollen, und die ihm zur zweiten Natur gewordene Schönfärberei seiner Depeschen veranlasste ihn, Alles zu verschweigen, was mit diesen vermeintlichen Axiomen des Czaren nicht in Einklang zu bringen war. Gesetzt auch, ein so scharfsinniger Beobachter, wie Brunnow, hätte den Factor der öffent-

lichen Meinung in England unterschätzt und den Friedensreden des Quäkers Bright und des Freihändlers Cobden eine Bedeutung beigelegt, die sie nicht hatten, so konnte ihm doch die *entente cordiale* nicht verborgen bleiben, welche sich gleich bei Beginn der Krisis zwischen England und Frankreich entwickelte.

Bei dem officiellen Diner, welches Clarendon im Juni 1853 zu Ehren des Krönungstages der Königin veranstaltete, sass Walewski als Botschafter neben dem Hausherrn, und Brunnow neben Walewski. Sowohl Clarendon als der französische Botschafter haben mir übereinstimmend später versichert, sie hätten geflissentlich und absichtlich sehr laut, damit Brunnow Alles hören solle, die orientalische Krisis und die Massregeln besprochen, welche England und Frankreich gemeinschaftlich zu nehmen genöthigt sein würden, falls Russland von seiner agressiven Politik gegen die Pforte nicht abstehe. Dass Brunnow diese Enthüllungen für leere Drohungen genommen haben sollte, ist kaum anzunehmen. Wenn er darüber geschrieben, so hat er sich gewiss dabei bestrebt, den Idiosynkrasien seines Kaisers nicht zu nahe zu treten. Sehr möglich ist, dass er seinen Monarchen zu genau kannte, um sich einzubilden, gesandtschaftliche Berichte würden ihn von seinen einmal gefassten Entschlüssen abbringen.

Wie wenig übrigens Brunnow's Rath in dieser für Russland so verhängnissvollen Verwickelung eingeholt worden, beweist die auffallende Thatsache, dass weder der Kaiser noch Graf Nesselrode daran dachten, diesen Diplomaten nach Petersburg zu berufen, nachdem er in Folge der Kriegserklärung London verlassen hatte. Wie dem auch sei, gewiss scheint, dass Brunnow damals Alles ignorirt oder wenigstens nicht berichtet hat, was seinem Kaiser irgendwie hätte missfallen können.

Bei den intimen Beziehungen, welche Brunnow im Jahre 1850 mit Palmerston angeknüpft, musste er wissen, dass dieser Staatsmann in seinem persönlichen Interesse Alles aufbot, um die öffentliche Meinung wider Aberdeen und den Hof aufzu-

regen und der Friedensliebe Aberdeen's und Clarendon's zum Trotz den Krieg unvermeidlich zu machen. Sein Helfershelfer dabei war Napoleon III. Dieser hatte den Dienst nicht vergessen, welchen Palmerston ihm nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 geleistet. Bekannt ist, dass Lord Palmerston, gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin und wider Wissen und Willen seiner Collegen, diesen Staatsstreich gebilligt und officiell anerkannt hatte. Dieses eigenmächtige Vorgehen büsste er mit dem Verluste seines Portefeuilles. Wie der leidenschaftliche und ehrgeizige Lord die wohlverdiente Lection dem Prinzen selbst, welchem er sie verdankte, nicht vergeben konnte, so konnte Napoleon andererseits nicht vergessen, dass er Palmerston eine Genugthuung schulde; und dass diese Genugthuung in nichts Anderem bestehen konnte als in der Premierschaft, lag auf der Hand.

Aus diesen Factoren entwickelte sich ein Intriguenspiel, in welchem sich die weisse Hand Walewski's sehr thätig zeigte. Napoleon III. hatte bei seiner Thronbesteigung offenbar die Wahl, sein System entweder auf die russische oder auf die englische Allianz zu gründen. Vielleicht wäre erstere populärer und für Frankreich vortheilhafter gewesen, hätte man nur die politischen, nicht die dynastisch-persönlichen Interessen im Auge gehabt. Letzteren, das hatte der Erbe Napoleon's I. gleich von vornherein erkannt, konnte nur die englische Allianz dienen. Louis Napoleon hatte als Privatmann zu lange in England gelebt, um nicht zu wissen, dass es, wie sich sein Vertrauter, Persigny, einmal ausdrückte, zwei Grossmächte in der Welt giebt, gegen welche kein französisches Gouvernement aufkommen kann: die Londoner Börse und die englische Presse. Aber nicht bloss Schutz gegen seine inneren Feinde suchte er in der britischen Allianz, sondern auch das Mittel, sich die Stellung zu erwerben, welche Kaiser Nikolaus in Europa einnahm, und schon deshalb konnte er sich, wenigstens vor der Hand, nicht mit Russland alliiren. „*Nous en avons fait un empereur,*“ sagte mir

Walewski zu jener Zeit, *„nous allons en faire l'arbitre des destinées du monde.“*

Niemand huldigte diesen Träumen, welche sich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, verwirklichen sollten, geflissentlicher als Lord Palmerston und seine Freunde. Der edle Viscount hatte von sich und von der Macht seines Landes eine viel zu hohe Meinung, um Louis Napoleon's Ehrgeiz zu fürchten. Er kannte diesen Träumer und beschloss, ihn seinen Plänen dienstbar zu machen, indem er ihm scheinbar schmeichelte. Wenn Urquhart, der Herausgeber des Portfolio, in seiner Russophobie auch Lord Palmerston zu den angeblich vom Czaren bestochenen Staatsmännern zählt, so ist dies eine absurde Beschuldigung. Aber irren würde man sich, wenn man Palmerston zu den blinden Russenfeinden rechnen wollte. Er war nahezu siebzig Jahre alt geworden, wollte endlich Premier werden und für die Zeit seines Lebens womöglich im Oriente Ruhe haben. Sein Bestreben ging somit durchaus nicht dahin, einen Vernichtungskrieg gegen Russland in Scene zu setzen. Er hoffte, mit Hilfe Napoleon's den russischen Ehrgeiz nur für fünfzig Jahre — sagte er, und meinte in Wahrheit für seine eigene Lebensdauer — im Zaume zu halten. Die Unabhängigkeit der Türkei kümmerte ihn nicht: nur schien es ihm, namentlich da der Suezcanal noch nicht existirte, angemessen, am Bosporus einen Pförtner zu haben, der diesen Seeweg im Interesse Englands bewachen konnte.

Aber weder Napoleon noch Lord Stratford de Redcliffe, noch selbst Lord Palmerston würden das von der Manchesterschule in ewige Friedensträume gewiegte englische Volk für diesen unsinnigen Krieg des Walfisches gegen den Bären gewonnen haben, wenn nicht ein zweites *„untoward event“*, wie das von Navarino, die Leidenschaften der Massen entzündet hätte. Das russische Cabinet hatte auch nach der Besetzung der Donaufürstenthümer mit Friedensversicherungen um sich geworfen und namentlich Lord Aberdeen immer wiederholen lassen, der Kaiser Nikolaus beabsichtige keinen Friedensbruch, keinen Angriff und

wolle nur die Gewährleistung seiner durch die Verträge mit der Pforte verbrieften Rechte.

Als daher der Telegraph das ganz unerwartete Ereigniss meldete, russische Kriegsschiffe hätten Sebastopol verlassen und die bei Sinope vor Anker liegende türkische Flotte überfallen und vernichtet (30. November), da wirkte diese Nachricht wie ein Naturereigniss und entzündete die Kriegslust des britischen Volkes um so mehr, als Seeschlachten den nationalen Eigendünkel der modernen Venezianer immer am heftigsten aufreizen. Der Ueberfall von Sinope darf daher nächst den oben angedeuteten Factoren als der Wendepunkt bezeichnet werden, welcher den Krieg unvermeidlich machte. Jetzt war keines Haltens mehr, die Friedensfreunde verstummten, und die Presse wiederholte in allen Tonarten das Lieblingsthema von der durch die russische Barbarei bedrohten europäischen Civilisation. Was die Türken für die europäische Civilisation gethan hatten oder thun könnten, war freilich nicht abzusehen. Aber das Schlagwort, *the cry,* wie man es bei den Parlamentswahlen nennt, war gefunden und wurde *usque ad nauseam* ausgebeutet mit dem Zusatze, dass sich Russland eines Wortbruches schuldig gemacht.

Die Feier des ersten Napoleontages seit Errichtung des zweiten Kaiserthums diente mir zum willkommenen Vorwande, um einige Tage in Paris die Lage der Dinge zu studiren. Ich fand dort einige alte Freunde, u. A. den Freiherrn Philipp von Dörnberg, der Kurhessen, und den Grafen Adolph Platen, der Hannover vertrat. Es wurde mir nicht schwer, mitten im officiellen Festjubel mir ein Bild von der Tagesstimmung zu machen. Der neue Kaiser hatte unleugbar die Armee und die Massen für sich; aber seine Hinneigung zu England wurde stark bekrittelt, und selbst die Generalität schien den Gedanken an einen Krieg gegen Russland zu perhorresciren.

In Wahrheit waren nur sehr wenige, in Paris wohl nur Morny und Persigny, im Geheimnisse der Napoleonischen Politik. Nichts war irrthümlicher, als zu glauben, Napoleon lasse sich

herbei, für England im Oriente die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Im Gegentheil; er täuschte die Engländer und machte sie wider ihren Willen seinen Zwecken dienstbar. Um die Genesis des Krimkrieges zu verstehen, genügt es nicht, auf den krankhaften Ehrgeiz des Kaisers Nikolaus hinzuweisen. Dieser Ehrgeiz war geflissentlich erregt und künstlich gesteigert worden. Louis Napoleon oder dessen Rathgeber rechneten gleich von Anfang an auf die Orientfrage wie der Toreador auf die rothe *capa,* wenn es sich darum handelt, den Kampfstier zur höchsten Wuth zu reizen. Aus Rache für den verweigerten Brudertitel, vor Allem aber in der Absicht, die Elemente für den geplanten europäischen 2. December in Fluss zu bringen, wurde in Paris beschlossen, den Angriff auf die bestehenden Verträge im Oriente zu beginnen. Als *agent-provocateur* — wie Clarendon sich später ausdrückte — wurde Lavalette nach Constantinopel entsendet. Er legte seine Minen an der empfindlichsten Stelle und fachte die nie schlummernde Eifersucht zwischen den griechisch-orthodoxen und den römisch-katholischen Wächtern des heiligen Grabes zu hellen Flammen an. Kaum war die Explosion erfolgt, als Menschikoff's Sendung bewies, dass der Zweck erreicht war. Man konnte daher in Paris, um die britischen Friedensfreunde noch gründlicher zu täuschen, Lavalette desavouiren und mit erheuchelter Friedensliebe die Hand bieten zur Beilegung des Streites über die heiligen Stätten. Das zweite Kaiserreich war wenige Wochen alt, Lord Clarendon erst seit wenigen Tagen im Amte, als im Februar 1853 Walewski mit diesem letzteren die westmächtliche Allianz mündlich abschloss. Man kam überein, Frankreich solle den Streit über die heiligen Stätten beilegen und England bis dahin eine wohlwollende Neutralität beobachten; dann sollten beide Mächte in allen Fragen, die sonst im Oriente auftauchen könnten, gemeinschaftlich vorgehen, für die Negociation wie für die Action verbunden bleiben und kein Wort sprechen oder schreiben ohne vorhergegangene Verständigung. Clarendon erblickte in dieser geheimen Verabredung

das Mittel, Frankreich in Schach zu halten und zur Aufrechterhaltung des Friedens zu nöthigen, während die Franzosen darin die Handhabe sahen, den Krieg herbeizuführen und England mit fortzureissen.

Was Napoleon mit diesem Kriege bezweckte, war klar: zunächst, wie gesagt, dem Kaiser Nikolaus die moralische Hegemonie entreissen, die dieser auf dem Festlande ausübte, dann nach Besiegung Russlands freie Hand gewinnen, um die Verträge von 1815 zu zerreissen, Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen wiederzugeben und die Karte von Europa in Gemässheit der Napoleonischen Ideen umzugestalten. Das nannte man in Paris den europäischen 2. December.

Clarendon wurde um so leichter getäuscht, als der kaiserliche Taschenspieler in Lord Palmerston, wie schon oben angedeutet, einen *compère* besass, auf welchen er rechnen konnte. Die Freundschaft zwischen diesen beiden hatte das Schicksal solcher Freundschaften. Anfangs ging das Spiel ganz gut. Napoleon und Palmerston machten gute Geschäfte, freilich auf Kosten beider Länder, die Tausende von tapferen Soldaten und viele Millionen nutzlos opfern mussten. Später, nachdem Savoyen und Nizza escamotirt worden, Palmerston aber alle Aussicht hatte, bis an sein Lebensende Premierminister zu bleiben, sagte dieser seinem Partner den Kauf auf, zeigte ihm die Zähne und warf den vertrauten Mittelsmann — den *go-between,* wie die Engländer sagen — Persigny, zur Thür hinaus.

In Deutschland hatte man keine Ahnung, wie das Spiel eigentlich lag. Wenn Lord Aberdeen, wie sich der Prinz Albert in einem Briefe an Stockmar ausdrückte, nicht auf der Höhe der Situation war, so waren es die leitenden deutschen Minister mindestens ebensowenig. In Wien, wo ich während der Parlamentsferien einige Wochen zubrachte, war seit dem Tode des Fürsten Schwarzenberg Alles zurückgegangen. Die Staatsmaschine arbeitete sozusagen nur noch mit halber Kraft, da die Missstimmung der ungarischen Reichshälfte einen bedenklichen Höhe-

punkt erreicht hatte. Der Minister des Innern, Dr. Bach, mit seinem Centralisirungssysteme, war mehr denn je verhasst, und doch war er dem Grafen Buol schon fast über den Kopf gewachsen.

Letzterer verbarg leider oft durch abstossendes hochmüthiges Wesen die Verlegenheiten, in welche ihn seine Unbekanntschaft mit den inneren und äusseren Fragen und seine Unsicherheit nach oben wie nach unten versetzten. Seine Antecedentien waren nicht viel verheissend. Er rühmte mir zwar kurz nach seinem Amtsantritte die Vorschule, welche ihn Fürst Schwarzenberg habe durchmachen lassen, indem er ihn nach Petersburg und London gesendet und mit nach Dresden zu den dortigen deutschen Conferenzen genommen habe. Graf Buol vergass dabei, dass er sowohl in Petersburg als in London für seine Person nicht eben Glück gehabt und in Dresden den Ministern der Mittelstaaten seine Unkenntniss der deutschen Verfassungsangelegenheiten nur allzu deutlich verrathen hatte. Die Orientkrisis traf ihn unvorbereitet, und obgleich er es nicht versäumte, sich bei dem Fürsten Metternich Rath zu erholen, so konnte dieser ihm doch die Manipulation der Geschäfte, und insbesondere die mündlichen Verhandlungen mit den fremden Botschaftern und Gesandten nicht abnehmen. Ueberdies hatte Buol eine kleine persönliche Rancune gegen den Kaiser Nikolaus, von welchem er in Petersburg schlecht behandelt worden, und das Unglück, den ihm geistig überlegenen russischen Gesandten, Baron von Meyendorff, zum Schwager zu haben. Die Befürchtung, man könne ihn beschuldigen, dass er sich durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Gunsten Russlands beeinflussen lassen werde, erklärt vieles in seiner damaligen Haltung. Aber in der Hauptsache darf man nicht vergessen, dass die Schwäche des kaum den Gefahren einer Alles in Frage stellenden Revolution entronnenen Reiches die Schwierigkeit war, mit welcher auch der genialste Staatsmann zu rechnen gehabt hätte.

Es ist oft gesagt worden, Fürst Schwarzenberg würde

den Krimkrieg im Keime erstickt haben durch die Drohung, falls die russischen Truppen über den Pruth gingen, 100,000 Oesterreicher ohne weiteres in die Donaufürstenthümer einrücken zu lassen. Jedenfalls dürfte eine so geharnischte Drohung den Einmarsch, wenn nicht verhindert, so doch verzögert haben. Ob aber durch eine solche Verzögerung die Friedensfreunde in Petersburg Zeit gewonnen hätten, ihren Kaiser auf andere Gedanken zu bringen, ist freilich die Frage. Jedenfalls würde die Gefahr eines von Oesterreich allein gegen Russland begonnenen Krieges eine grosse gewesen sein und Anstrengungen erheischt haben, für welche weder die Armee noch die Finanzen vorbereitet waren.

Der Hemmschuh der österreichischen Politik lag aber auch in Deutschland, und insbesondere in Berlin. Man durfte sich nicht verhehlen, dass Preussen die Gelegenheit eines russisch-österreichischen Krieges wohl benutzen könnte, um den kaum wiederhergestellten Bundestag zu sprengen. Unter diesen Umständen griff Graf Buol, wie in solcher Lage gewöhnlich, zu dem Auskunftsmittel diplomatischer Verhandlungen und halber Massregeln, welche letztere durch unzeitige Rüstungen das Reich fast ebenso erschöpften, als es eine active Kriegführung gethan haben würde. Man wollte es allen recht machen und machte es schliesslich keinem recht, weder Russland noch den Westmächten, weder Preussen noch den deutschen Mittelstaaten. Das Schlimmste aber war, dass man sich zu tief in die Karten hatte blicken lassen, und dass die zahlreichen Feinde Oesterreichs die schwachen Seiten dieses Reiches durchschauten. Klar ist, dass es ein Staatsinteresse ersten Ranges war, Russland zu verhindern, in den Donaufürstenthümern festen Fuss zu fassen. Klar auch, dass gerade Oesterreich einen Vertragsbruch nicht begünstigen durfte, der die Existenz der Türkei heute, die des Kaiserstaates morgen, in Frage stellen konnte.

Was nun Deutschland anlangt, so hatte es nur ein indirectes Interesse an der Lösung der orientalischen Krisis, und

selbstverständlich war die Erhaltung des Friedens für Preussen wie für die mittleren und kleinen Staaten Bedürfniss. Hat man aber zur Erhaltung des Friedens in Berlin, in Dresden, München und Hannover Alles gethan, was man thun konnte? Ich möchte diese Frage heute ebenso verneinen, wie ich sie in den Jahren 1853 und 1854 im Widerspruche mit der Auffassung meiner Regierung verneint habe. Die Stimme des jüngsten unter den damaligen sächsischen Agenten hatte selbstverständlich nicht das nöthige Gewicht, um durchzudringen. Aber mit Wort und Schrift habe ich nicht versäumt, folgenschwere Illusionen zu bekämpfen. Mein Thema war gegeben. Ich hatte in Petersburg und in London das Gewitter heranziehen sehen, welches sich im darauffolgenden Jahre entladen sollte. Ich wusste, dass der Uebermuth eines mehr oder weniger gemüthskranken Kaisers die augenscheinliche Veranlassung der Krisis gewesen. Ich wusste auch, dass alle wahren Freunde dieses Kaisers in Russland selbst, wie Nesselrode, Orloff u. A., dessen krankhaften Ehrgeiz beklagten, wenn sie auch nicht wagten, offen dagegen aufzutreten. Ich hatte aber auch zugleich zu tief in die verrostete russische Regierungsmaschine geblickt, um mir die geringste Illusion darüber zu machen, dass Russland aus einem Kampfe mit den beiden Westmächten siegreich hervorgehen werde. War nun seit 1848 der Rückhalt, welchen Kaiser Nikolaus gegen die Alles überfluthende Revolution den deutschen Regierungen geboten hatte, nicht zu unterschätzen, so erheischte das wohlverstandene Interesse dieser letzteren, Alles zu verhindern, was die vielbesprochenen thönernen Füsse des russischen Kolosses den Blicken der Welt und der Umsturzpartei blossstellen konnte. Nun gab es aber, wie die Dinge lagen, nur noch Ein Mittel, den Ausbruch des drohenden Krieges zu verhindern. Dieses Mittel war, dem Kaiser Nikolaus durch die That zu beweisen, dass er ganz Europa herausfordere, wenn er von seiner aggressiven Politik nicht abstehe. Nur so konnte die Allianz der drei nordischen Mächte gesichert bleiben, in

welcher man die Gewähr des Weltfriedens und das Gegengewicht gegen Napoleonische Eroberungsgelüste suchen durfte. Freilich musste, wenn überhaupt, gehandelt werden, bevor die noch schlummernden religiös-nationalen Leidenschaften des mächtigen russischen Volkes sich entzündeten. Leider waren die russischen Illusionen ebenso stark als die deutschen. Nikolaus wollte es durchaus nicht glauben, dass Oesterreich und Preussen, die er 1850 noch wie Vasallen behandelt hatte, es wagen könnten, sich von ihm zu trennen. Aber desto grösseren Eindruck würde es, wenn nicht auf ihn selbst, so doch auf die russische Friedenspartei gemacht haben, wenn ganz Deutschland gleich von Anfang an sich bereit erklärt hätte, gerechte Forderungen der Westmächte, wenn nöthig mit Waffengewalt, zu unterstützen. Hätte der Czar die feste Ueberzeugung gehabt, er werde ganz Europa in geschlossener Phalanx auf dem anderen Ufer des Pruth finden, so würde er diesen Fluss im Juli 1853 nicht überschritten und sich und seinem Reiche im darauffolgenden Jahre die Demüthigung erspart haben, die Fürstenthümer „aus strategischen Gründen" zu räumen. Mit einem Worte, man musste gleich anfangs schreien und *unisono* Halt! gebieten. Das war das einzige Mittel, Oesterreich die Erfüllung seiner europäischen Aufgabe zu erleichtern, die Friedensfreunde in London wie in Petersburg zu unterstützen und den für ganz Europa so verhängnissvollen Krieg zu verhindern.

London

1854.

Als ich nach einem kurzen Aufenthalte in Hannover unter Schnee und Eis London in den ersten Tagen des Januar wieder erreichte, konnte ich mir den verzweifelten Ernst der Situation nicht verhehlen. Im Westend theilte man die noch immer friedlichen Illusionen der City nicht und hielt den Krieg für unvermeidlich, ebenso unvermeidlich wie den baldigen Zerfall des Coalitionsministeriums.

Schon im December 1853 hatte Palmerston unter dem Vorwande, dass er der von Lord John Russell vorbereiteten Reformbill nicht beistimmen könne, seine Entlassung gegeben. In Wahrheit wollte er dadurch nur gegen den Mangel an Energie protestiren, welchen seiner Ansicht nach Lord Aberdeen bisher gezeigt hatte. Es war dies, um mich eines französischen Theaterausdruckes zu bedienen, eine *fausse sortie,* ein Manöver, welches nur die öffentliche Meinung aufregen und die Unentbehrlichkeit Palmerston's documentiren sollte. Nach zehn Tagen liess sich der Unentbehrliche herbei, das Ministerium des Innern wieder zu übernehmen, hatte aber die Zwischenzeit benutzt, um eine Campagne gegen den ihm verhassten Prinzen Albert zu beginnen. Nichts war absurder als diese Hetzereien, aber bei der Leichtgläubigkeit des Publikums bewährte sich wieder das alte Wort: „*Calumniare audacter, semper aliquid haeret.*“ Der Prinz wurde un-

berechtigter Einmischung in die Regierungsgeschäfte und antienglischer Intriguen mit den deutschen Höfen beschuldigt. Die Schwächen Lord Aberdeen's wurden dem Gemahl der Königin zur Last gelegt, und die Leidenschaften der über die Zögerungen des Cabinets ungeduldigen Massen gegen seine Person erregt. Selbstverständlich war Lord Palmerston viel zu klug und welterfahren, um sich eine directe Blösse zu geben. Dass aber diese Verhetzungen, indirect wenigstens, sein Werk waren, ist notorisch. Man ging so weit, der Königin unter den Fuss zu geben, sie möge das Parlament allein eröffnen, da die Gegenwart des Prinzen sie den Insulten des Pöbels aussetzen könne. Der Prinz benahm sich vortrefflich in dieser kritischen Lage. Er liess sich nicht einschüchtern und ritt am Morgen vor der Parlamentseröffnung ganz allein, nur von einem Reitknechte begleitet, durch die belebtesten Stadttheile Londons, gleichsam als wollte er den Massen sagen: „Ich fürchte mich nicht, hier bin ich; wenn ihr etwas gegen mich habt, so sprecht!“ Dieser Morgenritt that die beste Wirkung, und als Nachmittags Prinz Albert an der Seite der Königin in dem historischen mit acht Isabellen bespannten Gala-Wagen nach dem Westminster Palaste fuhr, wurde Ihre Majestät vom Publikum mit gewohntem Enthusiasmus begrüsst. Prinz Albert hatte persönlichen Muth gezeigt und durch seine nüchterne Entschlossenheit die öffentliche Meinung für sich gewonnen. Es erübrigte nur noch, im Parlamente die Thatsachen in das rechte Licht zu setzen, welche zu diesen Entstellungen der radicalen Presse den Vorwand geboten. Lord Aberdeen im Oberhause und Lord John Russell im Unterhause erfüllten diese Pflicht mit Takt und Entschiedenheit, und die Opposition, durch das Organ Lord Derby's und Mr. Walpole's, stimmte den Ministern in Allem bei, was zum Lobe des Prinzen angeführt worden. Das Ergebniss dieser Aufklärungen war für die Krone sehr günstig, da nunmehr das constitutionelle Recht der Königin, ihren Gemahl als ihren ersten Rathgeber zu betrachten, auch für die Zukunft festgestellt war.

Inzwischen hatten die schon seit mehreren Monaten in der Besika-Bai vereinigten Flotten der Westmächte den Befehl erhalten, zum Schutze der Türkei in das Schwarze Meer einzulaufen, und die französische Regierung beeilte sich, diese Massregel in einer im „Moniteur“ abgedruckten Circular-Depesche (vom 30. Januar) zur öffentlichen Kenntniss zu bringen. Ein unfruchtbarer Notenwechsel präludirte den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den Westmächten und Russland, während in Wien die Vertreter der fünf Grossmächte über die Bedingungen beriethen, welche zur Wiederherstellung des Friedens führen könnten. So standen die Dinge, als der Kaiser Nikolaus durch die Absendung des Fürsten Alexei Orloff nach Wien und der Kaiser Napoleon fast gleichzeitig durch ein eigenhändiges Schreiben an den Czaren die letzten Versuche zur friedlichen Verständigung machten. Es war zu spät; Orloff's Vorschläge erschienen nicht mehr zeitgemäss, und Napoleon's wohl nicht ganz aufrichtig gemeinter Vorschritt blieb erfolglos. So schürzte sich der Knoten zu der schon seit dem Jahre 1853 factisch bestehenden westmächtlichen Allianz, deren Tractat am 10. April unterzeichnet wurde. Prinz Albert war stolz darauf, dass in diesem, wie er mir einmal sagte, einzig in der Geschichte dastehenden Bündnisse beide Theile jede eigennützige Nebenabsicht ausdrücklich perhorrescirten. Diese Auffassung entsprach ganz der idealen Tendenz dieses fürstlichen Theoretikers. Er übersah dabei, dass Napoleon, wenn auch nicht für territoriale, so doch für moralische Eroberungen das Schwert ergriff. Oesterreich war bereit, diesem Bündnisse unter der Bedingung beizutreten, dass Preussen dasselbe zugleich mitunterzeichne. Alle Bestrebungen der österreichischen wie der westmächtlichen Diplomatie concentrirten sich daher darauf, Preussen zu gewinnen. Wäre dies gelungen, so würde die Quadrupelallianz von 1854 vielleicht, wie diejenige von 1840, hingereicht haben, den Krieg im Keime zu ersticken.

Schon war es dem Grafen Thun in Potsdam gelungen, die

Bedenken des wankelmüthigen Friedrich Wilhelm IV. soweit zu beschwichtigen, dass dessen Beitritt für wahrscheinlich gehalten werden durfte, als der Ritter von Bunsen wieder Alles verdarb. Derselbe liess sich verleiten, seinen König in einer besonderen Denkschrift über die Gefahren der bisher von Preussen beobachteten dilatorischen Politik aufzuklären. Bunsen glaubte stark auftragen zu müssen, um seinen königlichen Freund einzuschüchtern und mit fortzureissen. Es handele sich, schrieb er am 1. März, um nichts Geringeres als um Befreiung der Civilisation von dem Joche der russischen Barbarei, und der wahre Zweck Englands sei, im Vereine mit Frankreich die europäische Machtstellung Russlands zu vernichten und den Czaren zu einem asiatischen Potentaten, wie er vor Peter dem Grossen gewesen, zu einem Grossfürsten von Moskau zu machen. Diese aus der Luft gegriffene Behauptung erschreckte den König von Preussen dermassen, dass er nun den definitiven Entschluss fasste, neutral zu bleiben und mit Mächten, die seinem Herrn Schwager so übel mitzuspielen beabsichtigten, nichts mehr zu thun haben wollte.

Nachdem aber Bunsen sich selbst als ein so leidenschaftlicher Russophobe entpuppt hatte, beschloss man, ihn nicht länger in London zu lassen. Kaum hatte derselbe zu seiner grössten Verwunderung vernommen, dass sein Mémoire gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem von ihm beabsichtigten gemacht hatte, so wollte er wenigstens als Märtyrer fallen. Er ging daher zu Clarendon, überhäufte ihn mit Vorwürfen über die angeblichen Einschüchterungen, die man englischerseits in Berlin versuche, und wurde schliesslich so grob, dass der Minister ihm die Thüre wies und erklärte, mit ihm nicht mehr verhandeln zu wollen. Diese bei den Haaren herbeigezogene Scene bot Bunsen den gewünschten Stoff zu seinem letzten Berichte, in welchem er sich rühmte, die Politik seines Königs energisch vertheidigt und dadurch sich selbst aufgeopfert zu haben. Unter den englischen Staatsmännern, wie unter den fremden Diplomaten fand sich damals kein einziger, der diese Komödie nicht

durchschaut und sich nicht aufrichtig gefreut hätte, eine so unsichere Persönlichkeit von der politischen Bühne verschwinden zu sehen. Bunsen's Abberufungsschreiben überbrachte der General von Gröben, der vergebens versuchte, die Politik seines Königs dem britischen Cabinete verständlich zu machen.

In England begriff man überhaupt damals nicht, was auf dem Continente vorging. Von der Rivalität der beiden deutschen Grossmächte hatte man nur dunkele Vorstellungen; und doch lag darin der Schlüssel zu den Räthseln der preussischen Politik. Je mehr Prinz Albert für Preusen schwärmte und in der preussischen Spitze die Lösung der deutschen Frage suchte, desto mehr beklagte er eine Politik, welche ihm einer Verzichtleistung auf die Grossmachtstellung der hohenzollern'schen Monarchie gleichzukommen schien. Er war kein Schüler Machiavelli's und durchschaute nicht die geheimen Absichten einer in Preussen damals schon mächtigen Partei, welche in der Hoffnung, Oesterreich in Zukunft zu isoliren, dem Berliner Cabinet den Stempel jener Passivität aufdrückte, die in London so gründliches Missfallen erregte. Auch die Mittelstaaten übersahen diese Gefahr, indem sie, anstatt gewohntermassen mit Oesterreich zu gehen, in der patriotischen Absicht, das Vaterland vor einem Kriege für fremde Interessen zu bewahren, die preussische Opposition gegen die Wiener Politik unterstützten. Diese Schwenkung, welche aus den Bamberger Besprechungen hervorging, war in doppelter Weise verhängnissvoll. Einmal lähmte sie Oesterreich und erschwerte ihm die Erfüllung seiner europäischen Aufgabe, dann aber bot sie der Welt das Schauspiel der Zerrissenheit Deutschlands und der Ohnmacht des obsolet gewordenen Bundestages. Aus dieser Sachlage mussten Complicationen entstehen, deren geschickte Benutzung Preussen die Sprengung des Bundes und die Herrschaft über Deutschland eingetragen hat. Das Schutz- und Trutzbündniss, zu welchem das Berliner Cabinet, von allen Seiten gedrängt, sich am 20. April 1854 herbeiliess, konnte trotz des im November hinzugefügten Zusatzartikels nur als Surrogat

betrachtet werden, da Preussen seine Neutralität nicht aufgab. Freie Hand gewann Oesterreich dadurch um so weniger, als der Bund erst nach monatelangen unfruchtbaren Verhandlungen beitrat, und es dann zum Handeln zu spät war. So wurde, wie Hamlet sagt, „der gesunden Farbe des Entschlusses des Bedenkens Blässe angekränkelt“, und Deutschland blieb Zuschauer eines Kampfes, welchen es hätte verhindern können, wenn es sich der Aufgabe bewusst gewesen wäre, der Welt den Frieden zu gebieten. Natürlich empfand man in Paris über die deutsche Zerrissenheit eine gewisse Schadenfreude, während in London der Missmuth überwog.

Am 17. Februar hatte Lord John Russell im Unterhause gegen das russische Gouvernement die Anklage des Treubruchs geschleudert. Die russische Reichskanzlei wies in einem officiösen Artikel des „Journal de Saint-Pétersbourg“ vom 2. März diese Beschuldigung zurück, indem sie sich auf geheime Abmachungen berief, welche nicht näher bezeichnet wurden. Das englische Ministerium sah sich dadurch veranlasst, den Ungrund dieser Ausflucht zu beweisen und legte die geheimen und vertraulichen Berichte Sir Hamilton Seymour's [1]), dem Herkommen entgegen, auf den Tisch des Hauses. Diese Veröffentlichung brachte auch das am 15. April 1853 in St. Petersburg unterzeichnete Memorandum an das Licht, welches das Resultat der vertraulichen Besprechungen dahin formulirte, dass sich England und Russland gegenseitig verpflichteten, die Pforte mit Zwangsmassregeln zu verschonen und sie zu den unabweislichen inneren Reformen zu ermuntern. In grellstem Widerspruche mit dieser Abmachung standen die fast gleichzeitig vom Fürsten Menschikoff offenbar ohne Vorwissen des Grafen Nesselrode in Constantinopel gestellten kategorischen Forderungen. Das gerade war der Punkt, welchen Lord John Russel im Parlamente hatte betonen

[1]) Siehe: Correspondence respecting the Rights and Privileges of the Latin and Greek Churches in Turkey, London 1854, Part V. (p. 875—908).

wollen. Dem englischen Cabinet war es natürlich sehr genehm, die ungewohnte Publication geheimer Piècen durch die russische Insinuation motiviren zu können. Man erreichte dadurch den doppelten Zweck, die öffentliche Meinung des eigenen Landes mehr und mehr für den Krieg zu entflammen und gleichzeitig den Cabineten des Continentes den Beweis der Uneigennützigkeit Englands zu liefern. Die französische Allianz wurde dadurch nicht nur befestigt, sondern auch die Cabinete von Wien und Berlin von der herablassenden Gleichgiltigkeit unterrichtet, mit welcher Kaiser Nikolaus in seinen Unterredungen mit Sir Hamilton Seymour Oesterreich behandelt, Preussen ganz ignorirt hatte.

Die Kriegserklärung an Russland erfolgte am 27. März 1854. Am Abende vorher hatte die Königin zur Feier des Geburtstages des Herzogs von Cambridge einen kleinen Familienball veranstaltet, zu welchem ich geladen wurde. Die Königin tanzte fleissig, unter anderem auch den schottischen Reel mit dem Herzoge von Hamilton und Lord Elgin, welche beide das schottische Nationalcostüm trugen. Da ich das Walzen schon aufgegeben, tanzte die Königin eine Contre-danse mit mir und sprach mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit von den Tagesereignissen, indem sie mir anvertraute, sie werde am anderen Morgen zu ihrem grössten Bedauern den Krieg an Russland erklären müssen.

Jetzt fehlte es nicht an solchen, welche es für angezeigt fanden, die Kriegslust der Massen bis zur Fieberhitze zu steigern. Dem Admiral Sir Charles Napier, welchem die Flotte anvertraut werden sollte, mit der man Kronstadt ohne weiteres zu erobern hoffte, wurde im Reform-Club ein Diner gegeben, bei welchem Lord Palmerston und Sir James Graham Toaste ausbrachten und sich in so lächerlichen Rodomontaden gefielen, dass alle nüchternen Leute den Kopf darüber schüttelten. Bright übernahm es im Unterhause, dem Lord *Firebrand* eine wohlverdiente Zurechtweisung über diese Provo-

cation eines noch nicht geschlagenen Feindes zu ertheilen. Palmerston nahm dies sehr übel auf, hatte aber diesmal die Lacher keineswegs auf seiner Seite. Bekannt ist, dass Sir Charles in der Ostsee mit allen seinen schönen Schiffen nichts ausrichtete und sich damit begnügte, die russische Flotte im Hafen von Kronstadt einzuschliessen; ein Erfolg, der nicht unterschätzt werden darf, der aber mit den Kosten des Unternehmens ausser allem Verhältnisse stand.

Dass man auch im Schwarzen Meere mit der Flotte allein Russland nicht zum Frieden zwingen werde, war klar. Es wurde daher eine Expedition von Landtruppen beschlossen und die Führung des englischen Contingentes einem der hervorragendsten Schüler des Herzogs von Wellington anvertraut. Lord Raglan, der einen Arm im spanischen Feldzuge verloren, war eine der liebenswürdigsten Erscheinungen der englischen Armee. Von vornehmer Geburt, in dem Kriegshandwerke von Jugend auf geschult, verdiente er das allgemeine Vertrauen und bekundete durch die That die Trefflichkeit seiner Wahl. Auch in Frankreich hatte man in dem Marschall Saint-Arnaud den Mann gefunden, der gerade für eine solche abenteuerliche Unternehmung geschaffen zu sein schien. Denn abenteuerlich im vollsten Sinne des Wortes waren die Anfänge dieses Krieges. Es war ein wahrer Argonautenzug. Ohne festen Plan, ohne zu wissen, was man eigentlich wollte, warf man die Truppen zuerst in die ungesunden Niederungen der Dobrudscha, wo sie von der Cholera decimirt wurden, überliess es den Türken, sich der Russen in Silistria zu erwehren, und den Oesterreichern, ohne dass dieselben Russland den Krieg erklärten, die Räumung der Donaufürstenthümer zu erwirken. Die grösste Flotte, welche Europa seit der spanischen Armada gesehen, lag bei Varna vor Anker. Ihre Leistungen beschränkten sich anfangs auf die Säuberung des Schwarzen Meeres von russischen Kriegsschiffen und das ziemlich harmlose Bombardement von Odessa. Nach mannigfachem Hin- und Hertappen glaubte man endlich die Achilles-

ferse des russischen Riesen in der Krim entdeckt zu haben, setzte die Truppen über, in der Hoffnung Sebastopol von der Landseite unbefestigt zu finden und wie ein Fischerdorf einnehmen zu können.

Während so die Campagne mit einer Leichtfertigkeit begonnen wurde, welche nur in der Ungewohntheit des grossen Krieges ihre Entschuldigung findet, gab England einen glänzenden Beweis für die Unerschöpflichkeit seiner Hilfsquellen; denn der Beschluss, den Krieg ohne Vermehrung der Staatsschuld zu führen und die Kosten nur durch eine nicht eben fühlbare Anspannung der Steuerkraft zu decken, wurde nicht nur gefasst, sondern anfangs wirklich durchgeführt. Die Einkommenssteuer bewies eine beispiellose Elasticität; man hörte wohl hie und da über den *Warninepence* klagen, beruhigte sich aber, da die Erhöhung um Einen Penny pro Pfund eine Mehreinnahme von einer Million Pfund Sterling repräsentirte.

Uebrigens störte der Krieg die hergebrachten Vergnügungen der *season* nicht im geringsten. Während in Petersburg in Ermangelung der englischen Steinkohlen die Gasbeleuchtung eingestellt werden musste und die gastfreien Häuser des russischen Adels sich hermetisch schlossen, jagten sich in London Bälle und Festlichkeiten, und man schien zu vergessen, dass sich „fern in der Türkei“ nicht nur die Völker, sondern die Brüder und Vettern der schönen Ladies schlugen, die ihre Juwelen und Pariser Toiletten wetteifernd zur Schau trugen. Niemand dachte daran, ein Diner weniger zu geben oder ein Pferd aus seinem Stalle zu entfernen. Man hatte durch die fortwährenden Kämpfe in Indien eine solche Gleichgiltigkeit gegen die numerische Ueberlegenheit des Feindes sich angewöhnt, dass man sich allen Ernstes einbildete, 30,000 Engländer könnten es mit den Legionen des Czaren aufnehmen.

Indessen empfand der kaiserliche Parvenu an der Seine das Bedürfniss einer persönlichen Annäherung an den englischen Hof. Er wollte seinen Franzosen zeigen, wie gut er in London

angeschrieben sei, und liess daher bei dem Prinzen Albert anfragen, ob Seine Königliche Hoheit geneigt sein würde, in dem bei Saint-Omer und Boulogne errichteten Lager mit ihm zusammenzutreffen, eine Aufforderung, der der Prinz zu folgen sich bereit erklärte.

Den mir bewilligten Urlaub benutzte ich zunächst zu einem kurzen Aufenthalte in Dresden, wo ich Zeuge des plötzlich eingetretenen Regierungswechsels war. König Friedrich August II. hatte während eines Ausfluges nach Tirol durch einen Wagenunfall das Leben verloren und die Todesnachricht Dresden in der Nacht vom 9. August erreicht. Es war ein harter Schlag in dieser ernsten Zeit und die Trauer um den vortrefflichen Fürsten eine aufrichtige und allgemeine. Mit fester Hand ergriff sein Bruder und Nachfolger, König Johann, die Zügel der Regierung.

Nachdem ich der Beisetzung der königlichen Leiche beigewohnt, verliess ich Dresden, um ein mir von den Aerzten verordnetes Seebad zu brauchen. Ich wählte dazu Boulogne-sur-mer, wo ich wenige Tage vor dem Prinzen Albert eintraf.

Selbstverständlich bewahrte ich mir die Freiheit des Touristen und wohnte der Zusammenkunft nur von ferne bei. Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft begegnete ich dem Kaiser Napoleon mit seiner Suite. Er war in grosser Uniform und in hohen Reiterstiefeln, den Generalshut auf dem Kopfe, und ich kann den ersten Eindruck nicht anders schildern, als dass mich dieser kleine, unscheinbare Mann mit dem grossen Schnurrbarte an einen jener Stallmeister erinnerte, welche im Circus, eine lange Peitsche in der Hand, die Uebungen überwachen. Dieser wenig vortheilhafte Eindruck verschwand jedoch, sobald man persönlich mit Napoleon III. in Berührung kam und sich seiner angenehmen Formen bewusst wurde.

Welche Bedeutung die erste Begegnung des französischen Machthabers mit dem Prinzen Albert für die Zukunft gehabt, ist bekannt, und Martin hat in seinem „*Life of the Prince*

Consort“ gerade dieses Kapitel mit einer Ausführlichkeit behandelt, die beweist, welchen Werth man dem mehrtägigen Zusammensein in Boulogne auch am englischen Hofe beilegte.

Noch in Boulogne entnahm ich aus den Zeitungen die Sieges-Bulletins über die Schlacht an der Alma. Auch die bald darauf folgende Tartarennachricht von der angeblichen Einnahme Sebastopols erreichte mich noch dort.

Von Boulogne ging ich nach Paris, wo ich, gleichfalls als Reisender, einen Theil meines Herbsturlaubes verlebte und die Zeit benutzte, um an Ort und Stelle über die Politik Napoleon's III. Aufklärungen zu gewinnen, welche ich in einem Mémoire zusammenstellte.

Ueber Balaclava (25. October) und Inkerman (5. November) hörte ich erst in London die näheren Details. Bei Balaclava hatten in Folge eines missverstandenen Befehles die Engländer den besten Theil ihrer Cavallerie verloren. Mit Heldenmuth hatte Lord Cardigan die englischen Reiter zum Angriffe auf russische Batterien gemissbraucht. Wie durch ein Wunder war er selbst mit 130 Mann dem Kartätschen-Hagel entgangen, und noch Jahre nach diesem Tage erwies der Londoner *cockney* dem Schlachtrosse von Balaclava, auf welchem sich der edle Lord gern in den Strassen zeigte, abgöttische Verehrung, wie die Macedonier dereinst Alexander's Bucephalus. Und doch war dieser berühmte Angriff ein taktischer Unsinn, und Lord Cardigan selbst der Typus des hocharistokratischen englischen Offiziers, der im Kriege wie auf der Jagd keine Gefahren kennt und auch den Krieg fast nur als Sport betrachtet. Charakteristisch war die Antwort, die mir dieser Commandant der britischen Vorposten auf meine theilnehmende Frage gab, ob auch er für seine Person unter den Entbehrungen dieser harten Winter-Campagne zu leiden gehabt. „O nein,“ antwortete Lord Cardigan, „ich hatte meine Yacht kommen lassen, und die ist ganz *comfortable*. Es war nur langweilig, früh und Abends auf dem schlechten Wege einige Meilen reiten zu müssen. Aber ich hatte meine Jagd-

pferde mit, und die kennen kein Hinderniss." Was Graf Moltke wohl zu einem solchen Vorpostendienste sagen würde?

Die Schlacht von Inkerman war jedenfalls eine der glorreichsten Waffenthaten der englischen Armee, da, wie man damals wenigstens versicherte, gegen die 60,000 Russen, welche die Alliirten in die See werfen sollten, nur 8000 Engländer und 6000 Franzosen im Feuer standen. Der Herzog von Cambridge, der die englischen Garden an jenem Tage commandirte, erzählte mir mit grosser Bescheidenheit, er habe einen Augenblick, nachdem er die letzten noch intakten Truppen in eine Tirailleur-Kette aufgelöst, es nicht für möglich gehalten, dass diese dünne rothe Linie gegen die andrängenden russischen Massen standhalten werde. Doch sei dies gelungen dank der kaltblütigen Zähigkeit der Garden und dank einiger glücklich postirter Batterien, deren Armstrong-Kanonen sich glänzend bewährt hätten. In Erinnerung an diesen Tag sagte mir ein competenter Augenzeuge, der Marschall Canrobert, dreissig Jahre später: *„l'infanterie anglaise est la première du monde."*

In Wahrheit ist die Schlacht von Inkerman nur durch die Redseligkeit des Kaisers Nikolaus für ihn verloren gegangen. Auf dem Papiere soll der Plan nach der Aussage aller Sachverständigen vortrefflich gewesen sein. Der russische Generalstab hatte unter den Augen des Kaisers wochenlang daran gearbeitet. Die durch die österreichische Besetzung der Moldau und Walachei freigewordene russische Donau-Armee war mit allen sonst verfügbaren Streitkräften unter Sebastopol concentrirt und mit den dort stehenden Truppen vereinigt worden. Die Position der Alliirten kannte man genau. Man wusste, dass die Engländer auf dem rechten Flügel sehr exponirt, sozusagen in der Luft, standen, während die Franzosen und Piemontesen zu weit entfernt waren, um rechtzeitig den geplanten Ueberfall zurückweisen zu können. Man konnte daher hoffen, die Engländer zu überrumpeln, sie durch die Uebermacht zu erdrücken und dann am darauffolgenden Tage die Franzosen allein anzugreifen, zu schlagen und auf ihre

Schiffe zurückzutreiben. Nachdem man sich der Uebermacht versichert, schien die Ausführung dieses Offensiv-Stosses nur ein Kinderspiel, und Kaiser Nikolaus war so erfreut über den unzweifelhaften Erfolg, dass er keinen Anstand nahm, dem Grafen Münster diesen Plan in allen seinen Details anzuvertrauen. Graf Münster that nur seine Pflicht, indem er seinen Immediatbericht über das, was er aus dem Munde des Czaren vernommen, dem Könige von Preussen direct übersandte. Er glaubte so etwaigen Indiscretionen der Bureaux vorgebeugt zu haben und konnte nicht wissen, dass gerade das Cabinet Seiner Majestät in Potsdam damals der englischen und der französischen Gesandtschaft den besten Stoff für ihre Berichte lieferte. Wie Friedrich II. vor dem siebenjährigen Kriege durch den von ihm bestochenen Cabinets-Kanzlisten Menzel in Dresden Abschriften der geheimsten Actenstücke des sächsischen Cabinets erhielt, so hatte auch Lord Augustus Loftus in Potsdam einen Menzel, der ihm Abschriften sandte, welche dem Werthe des Inhaltes entsprechend honorirt wurden. So erhielt der englische Gesandte den kaum eingegangenen Münster'schen Bericht mit dem Plane des russischen Generalstabs für die Schlacht von Inkerman. Loftus, die Wichtigkeit ahnend, liess den Bericht chiffrirt nach London telegraphiren. Kaum war die Depesche dort entziffert, als man sie an Lord Raglan weiterbeförderte. Es war, sagte man damals, das erste directe Telegramm, welches von London dem Obercommandanten der britischen Armee in der Krim zuging, und es kam gerade zur rechten Zeit, um Raglan die Möglichkeit zu geben, die nothdürftigsten Dispositionen zu treffen und den Marschall Canrobert von dem drohenden Ueberfalle zu unterrichten. Dieser liess die Division Bosquet sofort aufbrechen, während Lord Raglan die Piemontesen herbeizog. Die mörderische Schlacht soll den Engländern an Todten und Verwundeten 2500, den Franzosen 1800 und den Russen 15 bis 20,000 Mann gekostet haben; letztere selbst geben ihren Verlust auf 11,900 Mann an, und dürfte dies der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Als Menschikoff, nach dieser Niederlage nach Petersburg zurückberufen, den Kaiser, der ihn zuerst gar nicht empfangen wollte, wiedersah, soll er sich mit den Worten entschuldigt haben: „*Que voulez-vous, Sire, vous avez un ministre de la guerre qui n'a ni senti, ni inventé, ni envoyé la poudre.*"

Aus Privatbriefen.

1854.

London, 6. Februar 1854.

Meine gestrigen Berichte werden das Bild des hier eingetretenen Umschwunges vervollständigt haben. Ich lege die „Times" bei, welche jetzt mehr als je die Bulletins der englischen Regierung enthalten. Der Freitags-Artikel dieses Blattes predigte geradezu Revolution und lässt sich in dem Satze resumiren: „Wenn Ihr Herren in Berlin und in Wien nicht mit uns geht, so zünden wir Euch das Haus über dem Kopfe an." Mein österreichischer College lächelte, als ich ihm mit Entrüstung von diesen Drohungen sprach. „Man müsse," bemerkte Graf Colloredo, „unsere continentalen Ideen vergessen, wenn es sich um die englische Tagespresse handele, und den Windmühlenkampf mit derselben vermeiden; denn die ‚Times' seien kein ‚Moniteur', die Regierung werde sie immer desavouiren und habe nur einen sehr beschränkten Einfluss auf die Redaction. In der Sache selbst enthalte der Artikel die volle Wahrheit. Russland habe leider das Beispiel gegeben und, nachdem es nicht gelungen, die Bevölkerungen für den lahm geführten Krieg zu erwärmen, die armen Walachen gezwungen, gegen ihren legitimen Souverän

zu fechten. Das sei mehr als Revolution predigen, das sei activ das schlimmste Beispiel geben. Wenn die conservative Macht *par excellence* so handle, was sollten die Liberalen thun? Ueberhaupt sei es nun einmal an der Zeit, sich die Augen zu reiben und die Lügengewebe der russischen Politik bei Lichte zu besehen. Mit dem Popanz der Demokratie locke man jetzt keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor. Wenn man das Blaubuch unbefangen lese, so könne man nur Eins bewundern, die Geduld der Westmächte der unglaublichen Verblendung des russischen Cabinets gegenüber. Durch Successe verwöhnt, habe man in Petersburg angefangen zu glauben, es genüge einen Wunsch auszusprechen, um denselben zu erreichen. Dazu seien die deutschen Mächte denn doch zu gut, den Schirm zu bilden, hinter welchem Russland seine ehrgeizigen Absichten verberge. Die *duperie* einer Allianz, bei welcher der eine den Gewinn, die beiden anderen die Prügel davontrügen, sei nicht mehr fortzuführen; schlimm genug, dass man so lange daran festgehalten. Uebrigens müsse Orloff noch ein ganz anderes *pouvoir discrétionnaire* haben, sonst wäre seine Sendung unbegreiflich."

Ich setze als bekannt voraus, dass Orloff am 18. und Fonton, welcher vor ihm in Wien eingetroffen, erst am 21. von Petersburg abgereist ist; das Protokoll vom 13. ist aber bekanntlich am 20. in der russischen Hauptstadt überreicht worden. Orloff hat daher Petersburg vorher, Fonton erst nachdem man die Propositionen kannte, verlassen. Hiernach muss Orloff in Wien Nachrichten vorgefunden haben, welche um dreimal vierundzwanzig Stunden frischer waren als die ihm bei seiner Abreise bekannten. Hätte also Orloff nur die Gegenvorschläge überbringen sollen, so würde ein Feldjäger genügt haben. Dass Russland nachgeben werde und müsse, davon sind die Repräsentanten unserer beiden deutschen Nachbarn auf das festeste überzeugt. Auch scheint soviel gewiss, dass Russland eine günstigere Basis zur Verständigung als diejenige, welche das Protokoll vom 13. bietet, nicht wieder erhalten würde. Zögerte es allzu lange,

so würden die vier Mächte, nach Befinden die Westmächte allein, die Annahme kategorisch fordern und zugleich eine Präclusiv-Frist stellen; nach Ablauf derselben aber die Weigerung der sofortigen Räumung der Donaufürstenthümer als *casus belli* betrachten und mit der förmlichen Kriegserklärung vorangehen. Vor einer Stunde hatte man noch keine Nachricht über die definitive Verwerfung der Propositionen seitens des russischen Cabinets. Die telegraphischen Depeschen der Zeitungen sind sonach verfrüht. Baron Brunnow ist nicht abgereist und scheint abwarten zu wollen, wie sich die Dinge in Wien gestalten. Abreisen kann er immer, aber jedenfalls würde er hier leichter den Faden der Verhandlung wieder aufnehmen können als vom Auslande aus. . . . .

London, 13. Februar 1854.

. . . . Trost wirst Du bei mir nicht finden, und nirgends, fürchte ich. Ich könnte mir mit allgemeinen Redensarten helfen, ziehe es aber vor, Dich auf die zwei Blaubücher zu verweisen, welche ich heute nach Dresden sende. Dieselben enthalten 788 Actenstücke (Depeschen, Noten, Protokolle) über die Rechte und Privilegien der lateinischen und griechischen Kirchen in der Türkei und sind am vorigen Freitag noch durch die sechs Actenstücke ergänzt worden, welche über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Russland und England gewechselt worden. Lasse Dir diese Sammlung auf dem Ministerium geben, und lies diese 794 Actenstücke, womöglich mit einem Bleistifte in der Hand, ruhig und unbefangen durch. Dann wollen wir weiter reden. Sollte jedoch diese Zumuthung Deine Geduld auf zu harte Proben stellen, so verspreche ich Dir einen Auszug, welchen der Professor Dr. Hermann, der jetzt hier ist, um Materialien für seine Geschichte Russlands zu sammeln, anzufertigen im Begriffe steht.

Mir ist aus dieser Lectüre nur so viel klar geworden, dass der Kaiser von Oesterreich im Geiste Schwarzenberg's gehandelt,

wenn er die ihm und ganz Deutschland zugemuthete Rolle abgelehnt hat. Ob Kosak oder Rother? so einfach liegt die Frage nicht. Die Frage ist, ob Oesterreich mit einer Armee, welche noch vor kurzem sich bei Novara und Temesvár mit Ruhm bedeckte, sich behandeln lassen darf wie Schwarzburg-Rudolstadt oder, wenn Du willst, wie Belgien? Die Frage ist: wer hat den Frieden gebrochen im Jahre 1853? wer Revolution gepredigt? wer die Unterthanen eines legitimen Herrschers gezwungen, gegen diesen die Waffen zu ergreifen? Ist der Sultan weniger legitim als der Czar? Ist der Walache dem Türken oder dem heiligen Russland Gehorsam schuldig? Verdient der Pope Athanasius weniger den Strang als Mazzini? Besorgt bin ich wie Du, vielleicht aus anderen Gründen. Besorgt bin ich, weil derjenige, welchen wir für den Schirmherrn der europäischen Ordnung hielten, nur so lange conservativ ist, als es ihm beliebt. Wo das Alles hinaus soll? das scheint klar genug. Der Tod wird reiche Ernte halten und der blutrothe Unsinn Triumphe feiern, bis moderne Barbaren das Stück des Planeten beherrschen, welches wir mit dem Namen einer der Maitressen Jupiters bezeichnen. Wenn der Donnergott selbst, Europa zu Liebe, zum Stiere geworden, warum sollten wir uns wundern, dass so viele Menschen heute seinem Beispiele folgen. „Es ist etwas faul im Staate Dänemark“ und die Stunde noch lange nicht gekommen, in welcher die Tragödie einen versöhnenden Abschluss findet. Noch hoffe ich auf Frieden. Du irrst, wenn Du glaubst, man wünsche hier den Krieg; nicht einmal die Offiziere wünschen ihn, welche am 18. und 19. nach Constantinopel gehen.

London, 28. Februar 1854.

Ein Aufsatz der „Freimüthigen Sachsen-Zeitung“ vom 25. Februar, „Die conservative Presse über die orientalische Frage“ betitelt, hat mir die Missverständnisse erst klar gemacht, zu denen mein an Dich gerichteter Brief und andere vertrauliche Mittheilungen Anlass geboten haben können. Dass ich

mit dem Verfasser dieses Aufsatzes darin ganz übereinstimme, wenn er hervorhebt, wie ungehörig es sei, Anschuldigungen gegen ein gekröntes Haupt dem Publikum Preis zu geben, das versteht sich von selbst. Die Thatsachen, welche diesen Anschuldigungen zu Grunde liegen, sind freilich nicht hinweg zu leugnen. Diese Thatsachen dem Kaiser von Russland persönlich zur Last zu legen, wäre ungerecht, mindestens voreilig. Aber das eben ist das Beklagenswertheste, dass dieser bisherige Schirmherr der europäischen Ordnung ohne es zu wissen und zu wollen, wie von einem furchtbaren Verhängnisse getrieben, der Umsturzpartei in die Hände arbeitet. Oesterreich und Preussen haben sich nach schwerem Kampfe von ihrem alten, bewährten Bundesgenossen getrennt, weil es ihr Interesse gebieterisch forderte. Beide haben sich nur der Nothwendigkeit gefügt, seitdem der Kaiser von Russland nicht mehr Herr der Situation ist, und die Dinge im Oriente auf die Spitze getrieben hat. Dass in der Verlängerungslinie einer gegen den Bestand der Türkei gerichteten russischen Eroberungspolitik der Punkt lag, wo sich Oesterreich von Russland trennen werde, war kein Geheimniss. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich diese Eventualität sogar einmal in einem Berichte aus St. Petersburg angedeutet, so überflüssig es war, denn darüber konnte kein Zweifel bestehen, dass an dem Tage, an welchem eine russische Armee Miene machen würde, die Donau erobernd zu überschreiten, „jene Achtelswendung nach Norden“ in Wien eintreten musste, von welcher Fürst Schwarzenberg gleich nach dem ungarischen Feldzuge schon gesprochen hatte.

Was den zweiten Theil des Aufsatzes betrifft, der den Satz bekämpft, „dass die Demokratie nur ein Popanz sei, den uns Russland vorgehalten, um in der Verblendung, welche uns derselbe erregt habe, seine Vergrösserungspläne um so ungestörter verfolgen zu können“, so weisst Du zu genau, was ich über die Propaganda denke, die das gesammte europäische Staatensystem unterminirt. Es bedarf also nicht der Versicherung, dass

ich in dieser Beziehung der Einschläferungspolitik nicht huldige, welche die Umsturzpartei in das Reich der Chimäre verweisen möchte. Gerade weil ich von der dämonischen Gewalt dieser sechsten Grossmacht überzeugt bin, wurzeln meine Besorgnisse hauptsächlich in der Befürchtung, dass Russland der Umsturzpartei wider seinen Willen verfallen zu sein scheint. Du schüttelst vielleicht ungläubig den Kopf, ich kann mich aber auf das Zeugniss des Kaisers Nikolaus selbst berufen, welcher um die Zeit von Menschikoff's Absendung — also vor etwa neun Monaten — dem Vertreter einer europäischen Grossmacht in Petersburg die inhaltsschweren Worte sagte: „*Ce n'est pas à moi qu'il faut parler de l'ennemi commun; nous lui ferions la partie trop belle, ma foi, si nous allions nous faire la guerre; car le sol sous mes pieds est tout aussi miné que celui de l'Europe entière. J'ai peut-être quelques moyens de repression de plus, mais le danger est le même ici comme partout!*“ Und nun? Davon konnte nicht die Rede sein, dass ich die Existenz der socialdemokratischen Verschwörung bezweifeln wollte, wenn ich Dir schrieb, Russland habe dieselbe als Popanz benutzt u. s. w. Was ich andeuten wollte, war, dass wir uns in Deutschland seit 1848 viel zu sehr auf den grossen Wauwau da oben verlassen und nicht genug gegen die Demagogen zusammengehalten haben, ganz vergessend, dass der Augenblick kommen könnte, wo wir auf eigenen Füssen zu stehen haben würden. Wir haben uns dadurch nur die Missachtung derjenigen Partei zugezogen, welche sich hinter der „gigantischen Kaisermaske“ verbirgt, um ihre panslavistischen Pläne durchzuführen; eine Missachtung, die sich in der Verwunderung darüber documentirt, dass man in Wien und Berlin gewagt habe, die Orloff'schen Zumuthungen abzulehnen. . . . .

London, 30. März 1854.

Herzlichen Dank für Deinen Brief vom 26., welchen ich im gewohnten telegraphischen Depeschenstyle zu beantworten

mich beeile. Die geheime Correspondenz, welche soeben veröffentlicht worden, lässt den Vorwurf der Duplicität, welchen man gegen das russische Cabinet schleudert, nicht ungerechtfertigt erscheinen. Man hört oft wiederholen, seit den Zeiten Katharina's II. sei Aehnliches den europäischen Cabineten nicht geboten worden, und die russische Politik unserer Tage könne nur mit derjenigen verglichen werden, welche Machiavelli seinem Fürsten empfiehlt. Es erhellt allerdings aus dem Memorandum vom 3/15. April, dass Kaiser Nikolaus dem englischen Cabinete versprochen hatte: erstens, Alles zu vermeiden, was die Pforte schwächen könnte; zweitens, nichts in Constantinopel zu unternehmen, ohne sich vorher darüber mit England verständigt zu haben. Wie das *praesentatum* beweist, gelangte dieses aus der geheimen Kanzlei des Kaisers stammende Memorandum zu eben der Zeit in Clarendon's Hände, als er die ersten Berichte aus Constantinopel über Menschikoff's drohende Haltung erhielt. Wäre es gelungen, von dem zu Tode erschreckten Divan das Schutz- und Trutzbündniss zu erpressen, welches Menschikoff kategorisch verlangte, so würde dies allerdings vortheilhafter für Russland gewesen sein als die Eroberung der Türkei. Denn diese Eroberung würde nicht nur Geld und Blut gekostet, sondern einen europäischen Krieg unfehlbar heraufbeschworen haben. Das Schutz- und Trutzbündniss, dessen Text im Blaubuche abgedruckt ist, sollte den übrigen Mächten, namentlich den Botschaftern Englands und Frankreichs verborgen bleiben, und Menschikoff hatte dem Sultan unter Androhung der kaiserlichen Ungnade die Geheimhaltung auf das strengste empfohlen. So that man in Constantinopel gerade das Gegentheil von dem, was man gleichzeitig in Petersburg versprach.

Um dieses Vorgehen zu würdigen, muss man nicht vergessen, dass der Kaiser Nikolaus schon im Jahre 1844 versucht hatte, sich mit England über die türkische Erbschaft *à deux* zu verständigen. Die Angelegenheit blieb unberührt, bis Lord Aberdeen, der im Jahre 1844 Staatssecretär des Auswärtigen

war, als Premierminister an das Ruder kam. Jetzt glaubte man in Petersburg den Augenblick gekommen, um an die damaligen Besprechungen wieder anzuknüpfen. Die geheimen Berichte Sir Hamilton Seymour's lassen darüber keinen Zweifel. Der Kaiser wollte vor seinem Tode die Angelegenheit erledigen, welche bei ihm zur fixen Idee geworden war. In die Energie seines Sohnes Alexander setzte er nur geringes Vertrauen; ausserdem drängte die Haltung des k. k. Cabinets zu schleunigem Handeln. Dieses hatte durch die Leiningen'sche Mission bewiesen, wie wenig es geneigt sei, in die vormärzlichen Unterlassungssünden zu verfallen. Natürlich würde man vorgezogen haben, die Erbschaft ohne Krieg einzuheimsen. England schien in Europa die einzige Macht, welche sich dem widersetzen würde. England sollte daher unschädlich gemacht und abgefunden werden. Man offerirte Aegypten und Candia, Köder, auf welche John Bull vor fünfzig Jahren vielleicht angebissen haben würde. Aber im Jahre 1853 war England klug genug, sich nicht darauf einzulassen. John Bull sagte sich, dass auch in diesem Falle Ehrlichkeit die beste Politik sei, da er, falls er auf den Handel einginge, moralisch gezwungen sein würde, Russland den Besitz von Constantinopel zu gönnen, und dasselbe sogar gegen die übrigen Grossmächte in diesem Besitze zu schützen. Man lehnte daher das Anerbieten höflich aber entschieden ab und hoffte, der Kaiser werde die Sache aufgeben, um nicht muthwillig einen allgemeinen Krieg heraufzubeschwören. Denn seine Absicht war ja ursprünglich auf eine friedliche, nicht auf eine gewaltsame Eroberung gerichtet. In dieser Vertrauensseligkeit verharrte man bis Ende Mai vorigen Jahres, d. h. bis zur Abberufung des Fürsten Menschikoff, welche das Signal gab zu einer immer engeren Annäherung an Frankreich. Der schweigsame Bonaparte an der Seine hatte nicht umsonst jahrelang das Brod des Exils in England gegessen. Er wusste den Werth des englischen Bündnisses für die Befestigung seiner Herrschaft zu schätzen, zeigte sich offen, ohne Hintergedanken und praktisch,

kurz im höchsten Grade Vertrauen einflössend. Jetzt wurde in Petersburg Alles aufgeboten, um die für unmöglich gehaltene Allianz der Westmächte im Keime zu ersticken. Man begann in Frankreich das in England verlorene Spiel. Diesmal sollten Belgien und die Rheingrenze als Köder dienen. „*Vous savez,*“ insinuirte Fürst Gortschakoff, „*que la ligne du Rhin s'obtient à Saint-Pétersbourg.*“ Aber Louis Napoleon war zu schlau, um nicht einzusehen, dass es sein Interesse erheische, an dem englischen Bündnisse festzuhalten; er lehnte das Anerbieten ab, versäumte aber nicht, den Beweis für seine Ehrlichkeit in London durch Mittheilung der betreffenden Actenstücke zu geben. Jetzt — es war November geworden — kamen die in den Unterredungen mit Sir Hamilton Seymour übersehenen deutschen Bundesgenossen an die Reihe. In London und in Paris abgewiesen, geht man zunächst nach Wien. Was wollte man? Ein Schutz- und Trutzbündniss, und versprach dafür einen Antheil an der orientalischen Erbschaft. Franz Joseph lehnte ab, und auch in Berlin wurde Orloff abgewiesen. Da blieb freilich nur der Krieg übrig, ein muthwillig heraufbeschworener Krieg, dessen Verantwortung Russland in erster Linie zu tragen haben wird. Das klingt wie ein Roman, ist aber leider Geschichte.

Die ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit geschriebene Depesche Clarendon's vom 23. März 1853 resumirt sich in folgenden einfachen Sätzen: England hält den „kranken Mann“ noch nicht für todt, also den Zeitpunkt noch nicht gekommen, von der Regulirung seiner Erbschaft zu sprechen. Tritt dieser Zeitpunkt ein, so können nicht zwei Mächte durch ein Sonderabkommen über die Erbschaft verfügen, vielmehr würde dies die Aufgabe eines von allen Mächten zu beschickenden Congresses sein. Diese correcte Auffassung beweist nur, dass England rücksichtsvoller für Deutschland gehandelt hat als Russland.

Zur Aufklärung des österreichischen Standpunktes lege ich Dir die Depesche Clarendon's vom 18. Februar bei, in welcher ein Erlass des Grafen Buol analysirt wird.

London, 22. Mai 1854.

.... Mit Spannung harrt man hier der Entscheidung der deutschen Mittelstaaten und des Bundes, und die englischen Agenten überwachen mit der grössten Sorgfalt Alles, was als Symptom für diese Entscheidungen gelten kann. Die in Bamberg projectirte Conferenz beschäftigt begreiflicherweise die Zeitungen im höchsten Grade. Mir gegenüber gab sich der französische Botschafter gestern den Anschein, als betrachte er Bayern als den Urheber des Widerstandes, welchen die Mittelstaaten der Einladung, dem österreichisch-preussischen Schutz- und Trutzbündnisse beizutreten, entgegensetzen zu wollen schienen. „*La Bavière voudrait, à ce qu'il paraît*," bemerkte Graf Walewski, „*mettre un prix à son adhésion et demander des garanties pour la Grèce. J'espère que le cabinet de Munich n'en fera rien. M. de Pfordten paraît avoir oublié que ni l'Autriche ni la Prusse n'ont signé les conventions de 1852, et que ces deux puissances renverraient la Bavière, si elle leur demandait des garanties pour ces conventions, à la France et à la Russie. A Paris on se moquerait de la Bavière pour toute réponse .... Le Roi de Wurttemberg aussi paraît avoir des velléités d'opposition; mais j'aime à croire que tous les Souverains d'Allemagne comprendront que le moment serait très mal choisi pour contrarier les grandes puissances; on passerait outre, je vous en réponds.*"

Von anderer Seite höre ich, dass Walewski's Zorn sich hauptsächlich gegen uns richtet. „*Cette résistance inconcevable,*" soll er gestern hingeworfen haben, „*est l'oeuvre toute personnelle de M. de Beust.*" .....

In Erinnerung an die preussische Depesche vom 14. fragte ich den französischen Botschafter, ob geheime oder Zusatzartikel zu dem nunmehr veröffentlichten englisch-französischen Bündnisse vom 10. April existirten. Walewski verneinte dies auf das entschiedenste. „*Il n'y a ni articles secrets ou additionnels ni conventions spéciales,*" liess er sich vernehmen, „*excepté celles que nous avons signées le 10 de ce mois et dont les ratifications ont*

été échangées hier; mais ces conventions n'ont aucun intérêt politique; elles concernent les prises, la juridiction navale, des affaires de détail en un mot. La convention politique est verbale; c'est moi qui l'ai conclue avec Clarendon en février 1853. L'Empire s'était fait, j'avais été à Paris en janvier, j'en revins, et je trouvai au Foreign Office Lord John Russell. Peu de jours après que Lord Clarendon eut remplacé ce dernier, entre le 20 et le 28 février de l'année dernière, j'eus avec le nouveau Principal Secrétaire d'État une entrevue décisive qui, durant ces dix-huit mois, a formé la base de notre politique. Nous convînmes que la France céderait sur la question des Lieux Saints, que l'Angleterre dans cette affaire prendrait une position de neutralité bienveillante et médiatrice, et qu'une fois cet incident vidé, les deux puissances ne feraient pas un pas, n'écriraient ni ne prononceraient une parole dans la question d'Orient sans s'être concertées d'avance. Nous conclûmes notre alliance tant pour la négociation que pour l'action en posant et en envisageant l'eventualité de la guerre. Depuis, nous avons marché de concert. Il y a eu un seul moment où Lord Clarendon nous a témoigné de la mauvaise humeur, lors de l'envoi de la flotte française à Salamine; cette mauvaise humeur n'a duré que vingt-quatre heures, car ce n'était pas sur le fond mais sur la forme qu'il y avait eu divergeance d'opinion. Si M. de Brunnow — comme je le sais positivement — a considéré ce moment de mauvaise humeur comme une victoire remportée par lui, il s'est trompé gratuitement, soit par amour-propre, soit qu'il eût manqué de courage pour dire la vérité à son gouvernement. Or, nous n'avons rien fait pour lui cacher nos arrangements; s'il n'en a rien su, c'est qu'il n'a pas voulu le savoir. Car il y a un an, au dîner officiel pour le jour de naissance de la Reine, je me trouvais, comme hier, à côté de Clarendon, et j'avais Brunnow à ma droite; et pendant tout ce dîner nous avons parlé des affaires d'Orient, très haut, de manière à être entendu de lui, comme si nous avions voulu l'initier tout exprès au secret de notre intimité.

London, 23. Juni 1854.

Wenn ich die in Tetschen verabredete übereinstimmende Antwort Oesterreichs und Preussens auf die Bamberger Note richtig verstehe, so soll unser Hauptzweck, dem deutschen Bunde in der orientalischen Krisis eine seiner Würde und Stellung gebührende Rolle zu sichern, unerreicht bleiben. Ja, man könnte sogar zwischen den Zeilen dieser Antwort die Suspension unserer souveränen Rechte für die Dauer der gegenwärtigen Krisis herauslesen. Entweder wir treten dem österreichisch-preussischen Schutz- und Trutzbündnisse vom 20. April ohne weiteres bei oder wir versagen den Beitritt. Im ersteren Falle retten wir den Schein und verhüllen der Welt das trostlose Bild deutscher Zerrissenheit. Dann gestehen wir stillschweigend den Grossmächten das Recht zu, uns in Zukunft zu bevormunden, wie dies in der jüngsten Vergangenheit geschehen ist. Im zweiten Falle wahren wir die Selbständigkeit unserer Entschliessungen, dürfen uns aber nicht verhehlen, dass der deutsche Bund wie die nicht beitretenden Regierungen völlig von der Bühne verschwinden und jeder noch so entfernten Möglichkeit entsagen, auf Krieg oder Frieden den geringsten Einfluss zu üben. Unsere Selbständigkeit, ja unsere politische Existenz ist sonach von zwei Seiten her bedroht. Hier ist die Gefahr eine naheliegende, gegenwärtige, aber nur momentane, d. h. auf die Dauer des Krieges beschränkte, dort eine entfernte, zukünftige, aber freilich auch definitive. Gegen die Machtsprüche eines europäischen Congresses giebt es keine Rechtsmittel. Gelangt die *ultima ratio regum* zur Sprache, so gilt nur das Recht des Stärkeren.

Für jeden, der von hier aus, dem Centrum der seit December v. J. thatsächlich bestehenden europäischen Coalition, den politischen Horizont beobachtet, bestand kein Zweifel, dass der Augenblick eintreten konnte, in welchem Oesterreich es auf einen offenen Bruch mit Russland ankommen lassen werde. Ebenso bestimmt lässt sich nunmehr voraussagen, dass die

Wiederherstellung des *status quo ante* im Osten Europas unmöglich geworden. Wie die Würfel des Krieges auch fallen mögen, die zerrissenen Verträge von Adrianopel und Kutschuk Kainardzi werden nicht erneuert werden. Russland wird entweder der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende machen, oder je nach der Dauer des Krieges Friedensbedingungen annehmen müssen, welche sein Verhältniss zur Pforte gründlich umgestalten. Alle europäischen Mächte haben die Freiheit der Donauschifffahrt für ein gemeinsames Interesse erklärt. Die Geschichte des österreichisch-preussisch-russischen Sulina-Vertrages beweist, dass in Zukunft für die Freiheit der Donau materielle Garantien unentbehrlich sind. Dieselben können nur in einer Veränderung der bisherigen Stellung der Donaufürstenthümer gefunden werden. Durch die Convention, welche Oesterreich am 14. mit der Pforte abgeschlossen, wird der bisherige Rechtszustand schon aufgegeben. Bisher hatte Russland das ausschliessliche Recht, in gewissen Fällen die Donaufürstenthümer zu besetzen und als Schutzstaaten zu behandeln. Jetzt hat Oesterreich das Recht erlangt, dieselben militärisch zu besetzen; dadurch sind *de facto* die früheren russisch-türkischen Verträge aufgehoben. Von den Erfolgen des Krieges wird es abhängen, ob die österreichische Occupation der Donauländer eine vorübergehende oder eine dauernde sein wird. Die Westmächte wünschen weit mehr als sie fürchten, Oesterreich möge seine Grenzen bis zum Pruth, nach Befinden bis zum Dniestr vorschieben. Die feste Barrière, welche österreichische Bajonette zwischen Russland und der Türkei aufrichten, ist durch keine andere Combination zu ersetzen. So wenig ein solcher Länderzuwachs Oesterreich europäisch stärken würde, so wird derselbe doch die Eifersucht Preussens erregen. Ja, ich habe Grund zu glauben, dass ähnliche Befürchtungen den Abschluss des Schutz- und Trutzbündnisses verzögert haben. Träte der Fall ein, so würde Preussen Compensationen verlangen. Sachsen und Hannover sind dann zunächst bedroht, namentlich wenn diese Staaten

bis nach Beendigung des Krieges ausserhalb der Action bleiben. Hannover, dessen Betheiligung an der Bamberger Conferenz geflissentlich ignorirt wird, könnte vielleicht in England Fürsprecher finden. Wer aber wird Sachsen schützen? England gewiss nicht, Russland ebenso wenig. Hat doch die Kreuzzeitungspartei sich über die Gortschakoff'sche Insinuation an den französischen Gesandten in Stuttgart, der Rhein sei in Petersburg zu erlangen, mit der Hoffnung getröstet, Kaiser Nikolaus werde seinen Herrn Schwager für die Rheinprovinzen in Deutschland entschädigen. Abgesehen aber davon würde Russland kaum geneigt sein, für die Erhaltung derjenigen Anstrengungen zu machen, welche die Freiheit der Donauschifffahrt in ihr Programm aufgenommen. Unsere einzige Hoffnung beruht sonach auf Oesterreichs freundnachbarlicher Gesinnung. Oesterreich hat aber nur so lange ein Interesse an unserer Existenz, als es in allen europäischen Fragen unbedingt auf unsere moralische, nach Befinden materielle Unterstützung zählen kann. Müssen wir aber, wir mögen wollen oder nicht, mit Oesterreich stehen oder fallen, so ist im vorliegenden Falle die Resignation der Isolirung vorzuziehen. Kommt es daher nur darauf an, den Act der Resignation so fruchtbringend als möglich für die Zukunft einzurichten, so wäre das Einfachste, dem Kaiser von Oesterreich für die Dauer des April-Bündnisses das Mandat des deutschen Bundes freiwillig zu übertragen. Indem wir, was die Bamberger Regierungen offenbar ganz in ihrer Hand haben, Oesterreich so eine zeitweilige Dictatur auf dem Felde der grossen Politik übertrügen, würden wir den Kaiserstaat den Westmächten wie den preussischen Schwankungen gegenüber stärken und nach aussen wenigstens die Würde des deutschen Bundes wahren.

Herr von der Pfordten hat in seinen an Herrn von Wendland am 16. und an Herrn von Cetto am 19. gerichteten Depeschen die bekannte bayerische Denkschrift erläutert. Die in diesen Actenstücken betonte Befürchtung, England könne die

Gelegenheit benutzen, um sich der Dardanellen zu bemächtigen, ist ganz aus der Luft gegriffen. Die Eifersucht Frankreichs ist die beste Gewähr gegen diese vermeintliche Gefahr. Hiernächst beherrscht aber Oesterreich die Balkan-Halbinsel geographisch und würde die Verwirklichung solcher Pläne, wenn sie auftauchten, jederzeit zu verhindern vermögen. Aus besonderer Vorliebe für die Türkei ist kein britisches Kriegsschiff in Bewegung gesetzt worden. John Bull schwärmt nicht mehr für die türkische als für die russische „Barbarei". Kämpft man also für die Erhaltung der Unabhängigkeit der Pforte, so geschieht dies, weil man vorläufig nichts Besseres an deren Stelle zu setzen hat. Von den vier Grossmächten, welche hier allein in Frage kommen, werden drei immer stark genug sein, die vierte zu verhindern, sich Constantinopels zu bemächtigen.

Die bayerischen Gesandten in Paris und London werden übrigens ausdrücklich angewiesen, den Westmächten gegenüber die Bamberger Besprechung als eine innere, rein deutsche Angelegenheit zu behandeln. Selbstverständlich habe auch ich mir zur Pflicht gemacht, diesen Standpunkt festzuhalten.

Dresde, le 9 Juillet 1854.

Monsieur le Comte! [1])

„Le langage que Monsieur le Comte de Clarendon a cru devoir nous tenir est tel, qu'il fallait tous les égards que nous devons au Gouvernement de S. M. Britannique, pour nous décider à ne pas préférer le silence à une réponse. Cependant, afin de faire de cette dépêche l'objet d'un examen consciencieux, j'en ai demandé au Ministre d'Angleterre une communication écrite. Mr. Forbes ne s'y est pas cru autorisé. Il me semble, que lorsqu'un

---

[1]) Die nachstehende Depesche des Freiherrn von Beust an den Grafen Vitzthum ist bereits veröffentlicht. Siehe u. A. von Poschinger, Preussen im Bundestage 1851—1854. IV. Theil, Seite 211—214.

Gouvernement ne craint pas d'entrer dans des pareilles explications avec un Gouvernement étranger, et qu'il va même — ainsi que je l'ai appris depuis, car la dépêche a été communiquée ailleurs par les Missions Britanniques, — jusqu'à donner à ses accusations du retentissement, il serait au moins juste de mettre le Gouvernement à qui s'adressent des reproches aussi graves, en mesure de les peser mûrement et d'y opposer une défense raisonnée. J'ai dû me contenter d'une seconde lecture et d'imprimer le mieux possible dans ma mémoire les principaux passages de la pièce en question.

Mr. le Comte de Clarendon se flatte que les États représentés à Bamberg recevront une réponse, qui sera proportionnée à leur intervention mal inspirée („ill advised interference", vous voyez que par ma traduction je cherche à adoucir le mot). Cette réponse est aujourd'hui connue de tout le monde. Nous ignorons si le Cabinet Britannique en est satisfait, ainsi que nous l'espérons sincèrement; ce qui est bien certain, c'est qu'elle nous a satisfait, et qu'il en résulte clairement que les deux Grandes Puissances Allemandes n'ont trouvé dans la Note que nous leur avions adressée aucun sujet d'y voir une intervention mal inspirée. Et cependant, s'il y avait eu lieu à nous faire un pareil reproche, — Mr. le Comte de Clarendon sera assez juste pour le reconnaître, — c'eût été bien plutôt aux Cabinets de Vienne et de Berlin à nous l'adresser. Mais indépendamment du blâme que notre conduite paraît avoir encouru à Londres, j'ai quelque peine à m'expliquer ce qui a pu amener Lord Clarendon à y voir une intervention quelconque. La question que l'on appelle la question d'Orient, a été débattue à différentes reprises dans les Conférences, auxquelles la Confédération Germanique est restée étrangère, et je ne sache pas qu'aucun des Gouvernements Allemands de second ordre se soit permis d'intervenir dans ces débats. C'est à la suite d'un traité conclu entre l'Autriche et la Prusse, et d'une invitation que ces deux Puissances ont adressée aux autres États de l'Allemagne, que ceux-ci ont été mis en demeure de se prononcer sur une question fédérale. Il s'agis-

sait donc de remplir à la fois un devoir et d'user d'un droit, dans l'exercice duquel nous ne saurions reconnaître à aucune Puissance étrangère le pouvoir de nous imposer des limites, ni admettre une intervention, fût-elle la mieux inspirée.

Je ne puis passer ici sous silence que l'Envoyé de France m'a également communiqué une dépêche de son Gouvernement à la suite des Conférences de Bamberg, et je me plais à constater que dans cette dépêche portant le cachet d'une politesse exquise, Mr. Drouyn de Lhuys s'est abstenu de tout commentaire sur les résolutions de Bamberg et s'est borné à relever un seul point, savoir le droit que nous avions revendiqué pour la Confédération d'être représentée dans les négociations ultérieures. C'est là une question que nous ne croyons pas douteuse, mais dont une discussion même anticipée devait nous paraître parfaitement convenable.

En repassant dans ma mémoire la suite de la dépêche de Mr. le Comte Clarendon, j'arrive à des reproches qui s'adressent plutôt à la Russie qu'à nous-mêmes. Cette Puissance est accusée d'avoir de tout temps semé la désunion en Allemagne et d'effrayer les Gouvernements Allemands par le fantôme de la révolution. Sans prétendre faire l'avocat de la Russie, comme nous le reproche un autre passage de la dépêche, il m'est difficile de trouver la première de ces accusations tout-à-fait juste, en songeant à la manière dont la Russie est intervenue dans les affaires de l'Allemagne pendant les années où des complications intérieures menaçaient l'union et la paix de l'Allemagne et où tous les efforts du Cabinet de St. Pétersbourg tendaient à aplanir les différends survenus entre les deux Grandes Puissances Allemandes.

Quant à la révolution dont la Russie se servirait avec nous comme d'un épouvantail, personne mieux que moi n'a éte à même d'en connaître la portée. Appelé aux affaires au commencement de l'année 1849 je m'assis en face du fantôme dont les formes se dessinaient très-nettement autour de moi, et deux mois plus tard je le vis ensanglanter pendant six journées consécutives les rues de Dresde. J'ai appris alors, comment il faut s'y prendre avec le spectre, et

les souvenirs de cette époque m'autorisent à répondre à Lord Clarendon, qu'on peut très-bien croire à l'existence du fantôme, sans être soupçonné de le redouter. Il est vrai que Lord Clarendon dans la même dépêche nous fait observer, comment il n'y a rien à craindre de la révolution aujourd'hui que l'Autriche est alliée avec l'Angleterre et la France. Je serai le premier à repousser les conclusions malveillantes que l'on pourrait tirer de cette combinaison, mais ce que je ne puis pas admettre non plus qu'avec une certaine réserve, c'est que la révolution soit désarmée, comme nous le dit également Lord Clarendon, par la politique populaire des grands Cabinets; l'expérience des années 1848 à 49 nous a laissé de trop graves leçons, pour ne pas nous méfier de cette déroute apparente des partis révolutionnaires en présence de l'initiative des Gouvernements. Mais, suivant la dépêche de Lord Clarendon, c'est la Russie qui, après avoir prêché la crainte de la révolution, s'est chargée de la patroniser, de la faire elle-même, car déjà ses agents parcourent la Grèce et la Hongrie pour fomenter des troubles. Je n'ai pas de notions particulières sur ce qui se passe dans ces deux pays; mais placé par la confiance du Roi à la tête du ministère de l'intérieur et de l'administration de la police, j'ai été à même d'observer les allées et venues des agents révolutionnaires en Allemagne, et je dois dire que le pays d'où ils nous venaient, n'était point la Russie, et que les passe-ports dont ils se trouvaient munis, n'étaient point des passe-ports russes. Il y a ensuite une considération dont je ne puis pas entièrement me défendre. S'il est vrai que c'est la Russie qui patronise la révolution: comment se fait-il que les partis qui ont chance d'y gagner et qui y travaillent sourdement et ouvertement depuis des années, ne cessent de prêcher la guerre contre cette Puissance?

Qu'on me pardonne ces digressions; je conviens qu'elles ont aussi peu de rapport avec la grande question du moment qu'il n'y en avait entre la Note de Bamberg et notre prétendue peur de la révolution.

Malheureusement il me reste à repondre à des attaques infini-

ment plus directes et plus graves. Lord Clarendon nous accuse littéralement d'être aveuglés au point de ne pas comprendre, que dans une grande crise les petites jalousies doivent se taire, et de sacrifier les intérêts de l'Allemagne à des intrigues russes.

Je serais curieux de savoir ce qui a pu autoriser Mr. le Comte de Clarendon à nous reprocher de petites jalousies et à expliquer notre manière d'envisager les intérêts de l'Allemagne, — matière dans laquelle, par parenthèse, nous croyons le dernier des Gouvernements Allemands meilleur juge que l'étranger — par des intrigues dont nous serions ou dupes ou complices.

Lord Clarendon n'a pas jugé à propos de citer un seul fait ou acte à l'appui de pareilles suppositions, et en effet, il lui aurait été difficile d'en trouver. Une accusation lancée aussi légèrement rend toute défense inutile; nous ne pouvons que la regretter profondément.

Il en est de même du reproche qu'on nous adresse enfin d'avoir donné à l'Europe le spectacle de l'Allemagne désunie. Les faits mêmes y repondent mieux que ne le pourrait une défense éloquente. L'union de l'Allemagne n'a jamais été mieux assurée qu'elle ne l'est dans ce moment, et jamais le principe fédéral n'a fait de meilleures preuves. Les deux Grandes Puissances Allemandes ont témoigné par leur déclaration du 16 Juin, combien elles tiennent à relever la Constitution fédérale et à respecter la position indépendante des autres États confédérés, et ceux-ci à leur tour, en se ralliant aux deux Puissances après un examen mûr et consciencieux de leurs propositions et avec l'intention bien marquée de placer le but de l'union allemande au dessus de toute autre considération ont rempli dignement leur tâche comme États indépendants et comme Confédérés.

Nous ne craignons donc point les souvenirs de Bamberg dont la dépêche de Lord Clarendon finit en quelque sorte par nous menacer. Nous n'avons jamais eu d'autre prétention que de faire un acte allemand; ce n'est pas nous qui nous plaçons sur le terrain européen. Si on nous y appelle, nous avons le ferme espoir, que

le même esprit de justice et d'équité, qui a déjà dicté le jugement de l'Allemagne, prévaudra également dans les Conseils de l'Europe.

Je terminerai par une dernière réflexion. Vous savez que la Note de Bamberg fut concertée et adoptée par huit Gouvernements Allemands; d'après ce qui me revient, la dépêche que m'a communiquée Mr. Forbes, n'a été adressée qu'au Gouvernement du Roi seul. Je ne demande pas d'explications de ce fait. Ce qui précède vous prouvera, que nous ne reculons pas devant la responsabilité d'un acte dont nous sommes solidaires.

Vous savez, Mr. le Comte, quel prix le Gouvernement du Roi attache à des sentiments bienveillants du Gouvernement de la Reine, vous concevrez donc aisément, combien ces explications ont dû m'être pénibles; mais je suis certain qu'elles ne déplairont pas au Cabinet de Sa Majesté Britannique. Le Gouvernement Anglais, si jaloux de faire respecter partout le droit et d'empêcher qu'il n'y soit porté atteinte, ne voudra pas nous faire un crime de tenir au nôtre, et Lord Clarendon avec son esprit éclairé et impartial, loin de s'offenser de notre franchise, y verra l'empreinte de la vérité et regrettera, j'en suis sûr, de nous avoir supposé des mobiles qui nous sont étrangers.

Vous donnerez lecture de cette dépêche à Mr. le Comte de Clarendon et vous êtes autorisé à en donner copie, si elle vous était demandée. Recevez etc.

A Monsieur le Comte Vitzthum. *Beust.*

London, 16. Juli 1854.

Die zeugenfreie Unterredung, welche mir Prinz Albert gewährte, dauerte über anderthalb Stunden. Ich erlaube mir, die Hauptpunkte kurz zusammenzufassen:

„Es werde Seiner Königlichen Hoheit nicht unbekannt geblieben sein," begann ich, „dass die Betheiligung Sachsens an den Bamberger Conferenzen hier eine harte, um nicht zu sagen unverdiente und ungerechte, Beurtheilung gefunden. Lord Clarendon

habe sich veranlasst gesehen, diese Auffassung, ohne das Resultat der Bamberger Conferenzen abzuwarten, in einer an den grossbritannischen Gesandten in Dresden gerichteten Depesche niederzulegen, welche nach Form und Inhalt verletzend habe erscheinen müssen. Die durch diese Einmischung in eine rein deutsche Angelegenheit provocirte Entgegnung sei von mir vorgestern dem Staatssecretär des Auswärtigen mitgetheilt worden. Ich hätte alle Ursache, anzunehmen, Lord Clarendon werde nach Kenntnissnahme unserer Entgegnung selbst eingesehen haben, dass er sich um Dinge gekümmert, die ihn nichts angingen, und uns in Zukunft mit ähnlichen Einmischungen verschonen. Die Sache sei sonach abgethan und habe nur noch historisches Interesse, weniger für den Gemahl Ihrer Grossbritannischen Majestät, als für den sächsischen Prinzen, dessen Herz immer so warm für das deutsche Vaterland geschlagen. Ich bäte daher um die Erlaubniss, die gedachte Depesche vom 9. Juli und noch einige andere auf diese Angelegenheit bezügliche Actenstücke mit der Bitte vertrauensvoll in seine Hände legen zu dürfen, dieselben in Osborne in der ländlichen Einsamkeit einer unbefangenen Prüfung zu unterziehen. Ich betonte ausdrücklich, dass der Entwurf zum Bundesbeschlusse, sowie die nach Wien und Berlin gerichteten Depeschen, der britischen Regierung nicht einmal vertraulich mitgetheilt worden, da wir uns streng zum Gesetze gemacht, die Sache als eine rein deutsche, innere Angelegenheit zu behandeln. Zugleich sprach ich die Hoffnung aus, der Prinz werde aus diesen Pièces die Ueberzeugung schöpfen, dass wir nie etwas anderes gewesen als bundestreu und deutsch, wie denn unser rückhaltsloser Beitritt zum österreichisch-preussischen Schutz- und Trutzbündnisse vom 20. April die Verdächtigung, als hätten uns russische Sympathien geleitet, thatsächlich widerlege."

Der Prinz bemerkte hierauf ungefähr Folgendes:

„Juristisch ist gegen die Bamberger Auffassung gar nichts einzuwenden. Ich habe diese meine Ueberzeugung gegen Lord

Clarendon und den Grafen Colloredo unverhohlen ausgesprochen. Der Artikel 49 der Wiener Schlussacte steht nach meinem Dafürhalten mit der Convention vom 20. April in directem Widerspruche. Ob Sie politisch gehandelt haben, ist eine andere Frage. Ich halte die Gefahr für das arme Deutschland und alle deutschen Regierungen zweiten Ranges für eine sehr drohende. Die Existenz derselben beruht auf einer europäischen Convenienz, d. h. mit anderen Worten, auf der Eifersucht der Grossmächte. Seit mehreren Generationen dreht sich die europäische Geschichte nur um den einen Punkt, zu verhindern, dass das starke und intelligente Volk, welches die Mitte unseres Welttheils bewohnt, zu seiner natürlichen politischen Bedeutung gelange. Das durch das Meer allseitig umfluthete und darum mächtige England, Frankreich mit seiner starken Pyrenäengrenze und seinen ausgedehnten Küsten und, vor allem Russland, haben ein gemeinsames Interesse, das arme Deutschland in seiner Zerrissenheit und Schwäche zu erhalten. Nirgends ist diese sogenannte europäische Nothwendigkeit mit so schonungsloser Offenheit betont worden, als in einer Circulardepesche des Grafen Nesselrode vom Jahre 1851, die schleswig-holsteinische Frage betreffend. Alle deutschen Regierungen, welche in den Jahren 1848—1850 verhindert haben, dass Deutschland Eine Armee, Eine Flotte und Eine Diplomatie erhalte, haben dem Auslande in die Hände gearbeitet. Sie haben mit der nationalen Auffassung gebrochen und für das sogenannte monarchische Princip, d. h. für die Erhaltung ihrer nominellen Souveränität in Russland eine Stütze gesucht. So sind denn aus Furcht vor Mediatisirung und Revolution die deutschen Regierungen nicht zur Erkenntniss dessen gekommen, um was es sich eigentlich handelt. Die Sympathien der Völker sind für uns, England und Frankreich, die der Höfe für Russland. In Berlin wie in Dresden, in München wie in Stuttgart, in Darmstadt wie in Schwerin wünschen uns die Höfe Niederlagen und würden jeden Sieg der russischen Waffen mit Jubel begrüssen. Ich finde das ganz

natürlich und begreife nicht, wie man sich hier darüber wundern kann. Mein Vater, wenn er noch lebte, würde wahrscheinlich derselben Ansicht sein. Und dennoch kann ich diese Befangenheit nur von ganzem Herzen beklagen. Es handelt sich ja nicht um Christen und Mohammedaner, nicht um Aufrechterhaltung dieser erbärmlichen türkischen Herrschaft, sondern darum, einen Präcedenzfall zu schaffen für eine europäische Execution. Alle Mächte haben erklärt, dass Russland den Frieden gewaltthätig gebrochen hat. Und jetzt gilt es, Russland mit Gewalt davon zu überzeugen, dass das fortan in Europa nicht mehr geduldet werden kann. Wie der Kaiser von Russland gestern, kann Napoleon III. oder vielleicht ein radicaler englischer Minister morgen ein Unrecht begehen; ist durch den jetzigen Vorgang die europäische Execution constituirt, so wird sich ein solches Unrecht leicht ohne Blutvergiessen sühnen lassen. Hätte eine solche Execution bestanden, so würde Carl Albert im Jahre 1848 nicht räuberisch in die Lombardei eingefallen, im Jahre 1851 die dänische Frage nicht nach der Convenienz Russlands zur Schmach Deutschlands entschieden worden sein. Welches Interesse aber gerade die deutschen Staaten an der Errichtung einer europäischen Execution haben, liegt auf der Hand; es ist jedoch unnöthig, tauben Ohren zu predigen. Was Bamberg anlangt, so weiss ich recht gut, wie das gekommen ist. Der gute König Friedrich Wilhelm IV. ist ein Achselträger, der es weder mit uns noch mit den Russen verderben möchte. Die Königin aber will von der Achselträgerei nichts wissen, sie hat Partei ergriffen, und mit Leidenschaft. Wie sie sich über das Schutz- und Trutzbündniss vom 20. April ausspricht, ist bekannt. Es handelte sich darum, Zeit zu gewinnen und Preussen eine Hinterthür zu öffnen, um sich von dem Bündnisse lossagen zu können. Das *mot d'ordre* kam von Petersburg und wurde von der Königin sofort nach Dresden an ihre Schwester weitergegeben. Da wurde denn Bamberg in Scene gesetzt, und der Ausweg schien gefunden. Dennoch standen am 3. Juli die

k. k. Truppen bereit, in die Walachei einzurücken. Wäre dies geschehen, so hätten wir ohne weiteres das Wespennest in Sebastopol angreifen können. In Petersburg erkannte man die Gefahr und sandte neue Weisungen nach Berlin. Infolge davon wurde sofort gegen den Einmarsch der Oesterreicher protestirt und mit dem Rücktritte Preussens vom Bündnisse gedroht. Nun ist aber die Zerstörung von Sebastopol eine Nothwendigkeit geworden und der Krieg wird so lange fortgesetzt werden, bis dieses Ziel erreicht ist. Denn von Sebastopol aus bedrohen die Russen, namentlich wenn sie erst Schraubendampfer haben werden, fortwährend Constantinopel. Ich begreife noch heute den Fürsten Menschikoff nicht; er hätte ja mit 40,000 Mann am Serail landen können, ehe wir durch den Telegraphen die erste Nachricht von seiner Einschiffung haben konnten. Ein zweites Mal werden die Russen diesen Fehler nicht begehen, und deshalb müssen ihnen die Mittel dazu benommen werden. Ob ein oder zwei Divisionen in der Walachei vernichtet werden, das ist dem Kaiser Nikolaus sehr gleichgiltig. Auf Sebastopol stützt sich seine Macht im Osten. Deshalb muss dieselbe dort zerstört werden. Wir können aber dazu nicht schreiten, solange die Donaufürstenthümer nicht von Oesterreich besetzt sind. Oesterreich kann aber nicht einrücken ohne Preussens und des deutschen Bundes sicher zu sein. Verstände Deutschland sein Interesse, so würde der Krieg schon in diesem Jahre zu Ende geführt werden können. Wird aber Oesterreich am activen Vorgehen verhindert, so kann der Krieg Jahre dauern. Ich bin nicht so optimistisch wie die Engländer; ich mache mich auf einen drei-, vielleicht zehnjährigen Krieg gefasst. Deutschland allein würde dafür verantwortlich sein und dann natürlich auch die Zeche bezahlen. Und welche Zwischenfälle können nicht eintreten in drei oder gar in zehn Jahren! Werden dann Bamberger Conferenzen noch möglich sein? Denken Sie nur an die Franzosen. Wie für jeden, der in Frankreich eine Dynastie gründet, war auch für Napoleon III. die englische Allianz un-

entbehrlich. Er hat dies erkannt und bis jetzt mit Muth und Consequenz daran festgehalten. Wie lange wird das währen? Wer steht uns dafür, dass die ausgesprochenen Sympathien aller Capacitäten des Landes, die Führer aller constitutionellen Parteien den Kaiser der Franzosen nicht in einiger Zeit zwingen werden, sich mit Russland gegen uns zu verbünden? Sind denn die Schriftstücke, welche die Vorschläge des Fürsten Gortschakoff wiedergeben, nicht nach Dresden gedrungen? In München, das weiss ich, hatte man davon keine Ahnung. Und doch wäre es gut, wenn man in Dresden diese Actenstücke studiren wollte. Die Kreuzzeitungspartei wünscht nichts so sehr, als die Rheinprovinz los zu werden, glaubt, Preussen könne nur gewinnen, wenn es dafür mit Sachsen und Hannover entschädigt werde, und würde also die französisch-russische Allianz um diesen Preis gern erkaufen. Was aber soll dann aus Sachsen, aus Deutschland werden? Eine andere Gefahr droht von der Umsturzpartei. Kossuth schreibt in einem aufgefangenen Briefe, von dem ich erst heute gehört habe, die österreichisch-englische Allianz lähme jede Unternehmung; man müsse sich daher still verhalten bis zu dem nicht fernen Tage, an welchem das verblendete England Oesterreichs Perfidie erkennen werde. Der Mann trifft den Nagel auf den Kopf; das Misstrauen gegen das Wiener Cabinet wird erst verschwinden, wenn die k. k. Truppen thatsächlich einschreiten. Sollte Oesterreich jetzt gezwungen werden, stillzustehen und sich von den Westmächten zu trennen, so scheint in Ungarn, Italien und Deutschland die Revolution unvermeidlich. Es ergiebt sich hieraus, dass Deutschland das dringendste Interesse hat, den Krieg schnell beendigt zu sehen, was ganz in der Macht der deutschen Regierungen liegt. Den Engländern aber, die dies erkennen, möge man es nicht verdenken, wenn sie in den preussischen Schwankungen, den Bamberger Beschlüssen und dem Oesterreich thatsächlich angelegten Hemmschuh Beweise einer ausgesprochenen Feindseligkeit erblicken, welche sich mehr gegen England als gegen Frankreich richtet.

Am meisten verdrossen hat hier bei der Bamberger Aufstellung, dass darin Forderungen gestellt werden, zu deren Erkämpfung, wie gleichzeitig erklärt wird, die deutschen Regierungen nicht mitwirken wollen. Diese Bamberger Beschlüsse lassen sich in Einem Satze dahin resumiren: England und Frankreich sollen den Kampf allein auskämpfen, aber die Frucht des Sieges, die Freiheit der Donau, den Deutschen überlassen. Bildet man sich allen Ernstes ein, die Westmächte würden die Schwierigkeiten, welche ihnen die deutschen Regierungen bereiten, nach siegreicher Beendigung des Krieges mit Vortheilen belohnen, so ist dies eine unbegreifliche Naivetät. Ebenso musste das Hereinziehen der griechischen Frage auf das tiefste verletzen. Dass das griechische Etablissement, weil König Otto zufälligerweise ein Bruder des Königs von Bayern, ein deutsches Interesse sei, ist nicht zu begreifen. König Otto hat 50,000 Mann paralysirt, unnöthiges Blutvergiessen veranlasst, und ich verstehe nicht, warum man ihn in Athen lässt."

Ich werde Sie nicht mit der Aufzeichnung meiner Erwiderungen und Einwürfe behelligen, die sich von selbst ergeben. Ich betonte, dass wir Lord Clarendon's Auffassung insoweit theilten und mit ihm glaubten, dass Russland, so lange es nicht in Constantinopel, nicht zu fürchten sei. Leicht zu widerlegen war die Fabel, Königin Elisabeth habe Bamberg inspirirt, eine Fabel, welche aus dem in Paris erfundenen Märchen von den vier bayerischen Schwestern entstanden zu sein scheint. Jeder Versuch jedoch, das Vorurtheil zu erschüttern, es herrsche an den deutschen Höfen eine feindselige Stimmung gegen England, war vergeblich. Man gab mir zur Antwort, ich möge nur hingehen, und man werde bei meiner Rückkehr meine Aufrichtigkeit auf die Probe stellen. Uebrigens wurde durchaus nicht geleugnet, dass die Sünden der Palmerston'schen Politik die Kälte, welche sich jetzt in Deutschland gegen England kundgäbe, mit verschuldet hätten. Doch müsse andererseits nicht vergessen werden, dass die Fehler, welche die deutschen Mächte

begangen, sich jetzt an ihnen rächten. Und für diese Fehler — Russlands Intervention in Ungarn und im Jahre 1850 Russlands Entscheidung der deutschen Streitfrage geduldet zu haben — werde Oesterreich voraussichtlich schwerer büssen als England für die Eigenmächtigkeiten Palmerston's.

Nicht ohne Besorgniss ward in dieser Beziehung auf die morgende Parlamentssitzung hingewiesen, in welcher wieder ein Versuch gemacht werden solle, die Führung des Krieges in Lord Palmerston's Hände zu legen. Von dem k. k. Cabinet hänge die Erhaltung des jetzigen englischen Ministeriums ab, des besten, welches jetzt überhaupt möglich. Käme der gefährliche Palmerston an das Ruder, bevor Oesterreich in die Action eingetreten, so werde diese Macht in jenem Minister einen ebenso unerbittlichen Feind finden als im Jahre 1848.

Von dem bonapartistischen Frankreich wurde mit einer nüchternen Objectivität gesprochen, welcher man in den hiesigen leitenden Kreisen kaum mehr begegnet. Ebenso machte sich der Prinz durchaus keine Illusion über die Erfolge der gegen Kronstadt operirenden Flotte. Günstigsten Falles werde man vielleicht einige Aussen-Forts zerstören, aber weder Kronstadt noch Petersburg nehmen können. Die eingesperrten russischen Kriegsschiffe seien, Alles in Allem, kaum 2,500,000 Pfund Sterling werth, und es lohne daher nicht der Mühe, deren Zerstörung mit grossen Opfern zu erkaufen. Die Einnahme von Sebastopol sei das Hauptobject des Krieges, welcher, das wurde mehrfach wiederholt, fortgesetzt werden müsse, bis dieser Zweck erreicht sei.

Im allgemeinen kann ich die Offenheit nur dankbar anerkennen, mit welcher mir der Prinz die Sachlage und seinen Standpunkt klarzustellen geruhte.

Nachschrift. — Ein Zufall führte mich kurz nach dieser Unterredung mit Disraeli zusammen. Der Führer der Opposition sprach mir, nicht ohne Schadenfreude, von den Verlegenheiten der Minister und schien der Ueberzeugung, der Krieg werde mit einem Compromisse endigen. „*Our ministers,*“ sagte er,

„are in a dreadful scrape, they have done nothing and spent all the money."

Boulogne-sur-mer, 4. September 1854.

Kaiser Napoleon ist am 31. v. M. hier eingetroffen. 800 Mann der Grenadiergarde hatten wenige Stunden vor dem Monarchen mit den Guiden und anderen Haustruppen das hiesige Lager bezogen. Der Einzug liess nichts zu wünschen übrig. Tricolore Fähnlein überall, *„Vive l'Empereur"* aus englischen und französischen Kehlen. Das am äussersten Ende der Stadt nach der Landseite gelegene, ebenerdige „Hôtel Brighton" dient als Residenz und Hauptquartier. Nach allen Punkten des mehrere Meilen an der Küste hin sich ausbreitenden Lagers sind Telegraphendrähte gezogen. Das Hôtel hat einen schönen Garten und eine freie Lage. Die einzige Aussicht ist auf die Festung, das einstige Gefängniss des jetzigen Monarchen, der sich gern seiner Vergangenheit erinnert. Der Lieblingsspaziergang ist am Ufer des Meeres, an der Stelle, wo im Jahre 1840 die verunglückte Landung erfolgte. Als ich mich durch die Massen der neugeschaffenen Uniformen durchdrängte, erschien mir die Scenerie etwas theatralisch, aber wenn Alles im Zuge ist, so muss man gestehen, der Kaiser versteht es vortrefflich, der eitlen Nation zu imponiren. Gestern Vormittag 10 Uhr kamen, vom Kaiser in Calais eingeholt und begrüsst, König Leopold und der Herzog von Brabant. Militärische Festlichkeiten unterblieben, eine Revue ward abgesagt. Die Monarchen besuchten das grosse Lager im Fluge. Um 6 Uhr Abends schiffte sich der König mit seinem Erstgeborenen wieder ein. Die Kanonen donnerten, die Garden bildeten Spalier am Einschiffungsplatze und das obligate *„Vive l'Empereur"* erschallte, als mit langem Händedrucke Abschied genommen ward. Wie ich höre, hat König Leopold die ausgebrochene Ministerkrisis als Vorwand benützt, um den Besuch abzukürzen, der übrigens, so kurz er war, den Zweck erreicht hat. Heute Vormittag

um 10 Uhr und Abends um 6 Uhr donnerten wiederholt die Kanonen, um den erstaunten Bewohnern Boulogne's die Ankunft und Abreise des Königs von Portugal zu verkünden, welcher mit seinem Herrn Bruder auch nur für wenige Stunden das kaiserliche Hauptquartier mit seinem Besuche beehrte. Der gemeine Mann, der übrigens den Kaiser nie anders als „Napoleon“ nennt, behauptet, die heutige Revue sei das Resultat einer Wette gewesen. Der Kaiser soll mit dem Könige von Portugal gewettet haben, ihm in einer Viertelstunde 100,000 Mann zu zeigen. Im Lager habe man den Befehl mit dem Telegraphen erhalten, als „Napoleon“ von seinem Hôtel weggefahren, und eine Viertelstunde darauf hätten die bewussten 100,000 Mann in Reih' und Glied gestanden. *Si non è vero . . .!* Gewiss ist, dass sehr namhafte Verstärkungen an Artillerie und Cavallerie herbeigezogen worden sind und dass der Gesundheitszustand sich sehr gebessert hat, dank dem seit zehn Tagen anhaltend schönen und trockenen Herbstwetter. 80,000 Mann mögen daher wohl unter den Waffen gewesen sein.

Prinz Albert verlässt Osborne heute Nacht. Sein Gefolge besteht nur aus sechs Personen, aber mehrere englische Generale sind schon hier. Einige 20 Mann Horse Guards und 25 Reitpferde erwarten Seine Königliche Hoheit. Da sechs Dampfer das Cortége des Prinzen bilden, so ist die Vermuthung aufgetaucht, die Königin könne sich auf einem derselben befinden und eine Entrevue auf dem Wasser der auf dem Lande vorausgehen. Der Kaiser war bei der Abreise des Königs Dom Pedro V. heute Abend nicht gegenwärtig, also wahrscheinlich dem Prinzen Albert entgegengefahren.

Boulogne-sur-mer, 9. September 1854.

Prinz Albert ist nach mehrtägigem Aufenthalte wieder nach England zurückgekehrt. Die Ankunft erfolgte Dienstag den 5., Vormittags ½ 11 Uhr. Vom Herzoge von Newcastle, dem General Grey und vier Adjutanten begleitet, fuhr der Prinz

an Bord der königlichen Yacht *„Victoria and Albert“* unter dem Donner der Kanonen und dem stürmischen Zurufe der Menge in den Hafen ein. Der *„Black Eagle“* und der *„Virid“* geleiteten die Yacht. Zwei Segel- und eine Dampfer-Corvette der königlichen Marine trafen erst am Abende ein und legten sich, mit allen Wimpeln geschmückt und die französische Flagge am Mittelmaste, ausserhalb des Hafens vor Anker. Der Kaiser harrte am Landungsplatze und begrüsste den hohen Gast auf das herzlichste. Der Wagen, in welchem der Kaiser und der Prinz allein fuhren, war so vorgefahren, dass der zuletzt eingestiegene Gast zur Linken des Kaisers Platz nahm; Seine Majestät bestand aber darauf, dem Prinzen die Rechte zu geben. Ich erwähne dies, weil mir dieses Manöver, welches die ersten Secunden der Entrevue ausfüllte, mit einer sehr charakteristischen Wichtigkeit ausgeführt zu werden schien. Während der Fahrt nach dem kaiserlichen Hauptquartiere überreichte der Prinz dem Kaiser Napoleon ein eigenhändiges Schreiben der Königin Victoria. Die Gemächer Seiner Königlichen Hoheit waren gleichfalls im „Hôtel Brighton“ bereit gehalten worden. Gegen 4 Uhr Nachmittags stieg der Kaiser zu Pferde, um dem Prinzen das Lager der 1. Division, welches sich von Honvault bis Wimereux erstreckt, zu zeigen. Der Prinz hatte das grosse Band der Ehrenlegion angelegt. In der sehr glänzenden Suite bemerkte man Lord Cowley, Vely Pascha und andere. Kurz vor dem Diner, welches um 8 Uhr stattfand, kam der Kaiser mit seinem hohen Gaste zurück. Ich begegnete zufällig dem Zuge. Der Ausdruck der Befriedigung leuchtete unverkennbar aus den Zügen des Kaisers hervor.

Mittwoch den 6. verfügte sich Seine Majestät mit dem Prinzen nach dem mehrere Meilen von hier entfernten Lager von St. Omer. Die Excursion nahm den ganzen Tag in Anspruch, und die Rückkehr erfolgte erst gegen 8 Uhr. Donnerstag den 7. früh begegnete ich dem Kaiser ganz allein mit dem Prinzen im Phaëton. Seine Majestät fuhr selbst, ein einziger Groom sass auf dem

Rücksitze. Die Spazierfahrt hatte das Meer zum Ziele, und *ventre à terre* trieb der Kaiser die Vollblutpferde in die Wellen, so dass die Brandung bis beinahe in den Wagen hineinschlug. Gegen 8 Uhr beehrte der Kaiser die festlich geschmückte Yacht des Prinzen mit seinem Besuche. Die Corvetten feuerten die üblichen Salutschüsse.

Gestern früh fand acht Meilen von hier die letzte grosse Revue zu Ehren des Prinzen statt. Um 11 Uhr Abends schiffte sich Seine Königliche Hoheit wieder ein, unter dem Jubel der dicht herbeigeströmten Menge und dem Donner der Kanonen. Die Abfahrt bot ein grossartiges Schauspiel, weil alle englischen Schiffe, sobald sie das hohe Meer erreichten, unter bengalischer Beleuchtung sich mit Raketen und Leuchtkugelbouquets verabschiedeten. Der Kaiser geleitete den hohen Gast an Bord seiner Yacht. Soweit ich als Tourist darüber urtheilen kann, ist der Zweck erreicht und der Prinz mit der gefundenen Aufnahme ebenso zufrieden, wie der Kaiser mit dem englischen Besuche.

Dresden, 22. November 1854.

Ein mehrwöchentlicher geschäftsfreier Aufenthalt in Frankreich hat mir das Material zu dem beigeschlossenen Mémoire geliefert.

Ich hatte in Petersburg die Absendung des Fürsten Menschikoff, in London den Beginn der Krisis, in Wien die Geburtswehen des Protokolls vom 3. December, wiederum in London die Kriegserklärung der Westmächte und den Beginn des Krieges, endlich in Boulogne die Zusammenkunft zwischen Napoleon und dem Prinzen Albert erlebt. Es musste mir daher nach dem bald verstummten Siegesjubel von der Alma von doppeltem Interesse sein, von Paris aus die Peripetien der Belagerung von Sebastopol zu verfolgen und mich über die Lebensbedingungen und das Programm des neuerstandenen Kaiserthums einigermassen zu unterrichten. Das Bestreben, mir selbst die gewonnenen

Eindrücke klar zu machen, führte zu dieser Ferien-Arbeit, welche ich Ihrer besonderen Nachsicht wohl empfehlen darf, da mir nun einmal die undankbare Aufgabe zugefallen ist, über die Phasen der westmächtlichen Allianz zu berichten. Ich habe in Paris einige Aufschlüsse erhalten, welche in London unmöglich zu erlangen waren.

Ueber die Lebensbedingungen und das Programm des zweiten französischen Kaiserthums.

Mémoire.

Nach einer innerhalb und ausserhalb Frankreichs weitverbreiteten Ansicht wäre der Staatsstreich vom 2. December 1852 und die daraus hervorgegangene Wiederaufrichtung des bonapartistischen Kaiserthums nichts als die gelungene Verschwörung eines modernen Catilina, nichts als der glückliche Schlag einer Bande verschuldeter Abenteurer und verzweifelter Börsenspieler, nichts als eine neue Decoration, wie deren so viele auf der Pariser Bühne seit 1789 aufgezogen worden und verschwunden sind.

Ist diese Auffassung begründet? Ist die neueste französische Staatsumwälzung das Werk des Zufalls? Oder ist der Wahrspruch des allgemeinen Stimmrechtes zu Gunsten des Erben Napoleon's der folgerichtige, wenn auch vielleicht unbewusste, Ausdruck einer geschichtlichen Nothwendigkeit?

Die Ereignisse der nächsten Monate werden aller Wahrscheinlichkeit nach diese Fragen beantworten. Inzwischen dürfte es in Deutschlands Interesse sein, sich vor unliebsamen Ueberraschungen thunlichst sicher zu stellen und den als Freund oder Feind beachtungswerthen Nachbar nicht zu unterschätzen. Hat doch die Herrschaft Napoleon's III. in kurzer Zeit zu tiefe Wurzeln geschlagen, als dass es nicht der Mühe lohnen sollte, die Grundlagen derselben zu untersuchen. Der Ausgangspunkt dieser nunmehr zweijährigen eisernen Dictatur mag als ein

Anachronismus und als eine Episode jener gift- und blutgetränkten Zeiten erscheinen, deren geheimnissvolles Aderwerk Machiavelli's staatsmännische Feder blossgelegt. Dennoch wird der unbefangene Beobachter anerkennen müssen, dass der Neffe des Oheims an den Vermächtnissen und Traditionen seines Hauses festhält, nichts vergessen, wohl aber aus den Fehlern seiner Vorgänger Vieles gelernt hat, und dass er, schweigsam, nüchtern und kühl berechnenden Geistes, für seine Herrschaft die festesten Stützen auszusuchen scheint, welche der vulkanisch zerwühlte Boden Frankreichs noch darbietet. Freilich darf man die Schöpferkraft des Genius nicht mit dem Instincte verwechseln, welcher dazu führt, an bereits Geschaffenes und Ererbtes zeitgemäss anzuknüpfen. Louis Napoleon hat offenbar nicht den Genius seines Oheims, aber er bedarf auch dessen nicht; denn es handelt sich ja nicht darum, in Frankreich etwas wirklich Neues zu schaffen, vielmehr nur darum, das Vorhandene zu erhalten und zu entwickeln. Für diese Aufgabe fehlen dem Neffen, wenn nach seinem bisherigen Auftreten schon ein Urtheil gestattet ist, die erforderlichen Eigenschaften nicht.

Bevor das System Napoleon's III. in das Auge gefasst werden kann, wird es nöthig sein, einen Blick zu werfen auf die Vergangenheit seines Landes. Denn dort, in dem bereits erwähnten vulkanisch zerwühlten Boden werden die Grundlagen des scheinbar über Nacht errichteten Neubaues zu suchen sein, wenn deren wirklich vorhanden sind. Objectiv und in ihrem Totaleffecte aufgefasst, erscheint die welterschütternde Bewegung, welche in Frankreich im Jahre 1789 zu Tage trat, als ein gewaltiger Racenkrieg. Fremdländischen, germanischen Ursprungs waren die feudalen Institutionen, welche damals in Frankreich begraben wurden. Die im flachen Lande sesshaften gallischen Urbewohner waren gleichzeitig mit den die Städte bewohnenden Gallo-Romanen — den Nachkommen eingewanderter Römer und derjenigen Gallier, welche römische Sprache, Sitte und Cultur angenommen, den Vätern der heutigen Bourgeoisie,

— von Chlodwig und seinen fränkischen Kampf- und Sieges-genossen unterworfen worden. Die blonden Enkel jenes erobernden germanischen Grenzvolkes hatten dem Christenthume Bahn gebrochen und mit Hilfe der Priester Jahrhunderte lang das Land beherrscht. Ihren Stämmen waren die Königsgeschlechter der Merovinger, Karolinger, Capetinger, wie die der Valois und Bourbons entsprungen, welche als *primi inter pares* mit dem mächtigen Adel die Geschicke des Landes leiteten. Die Fehden des Lehnsherrn mit den eigenen Vasallen oder mit fremden Fürsten bildeten die Geschichte Frankreichs. Von den Urbewohnern war kaum die Rede mehr. Nur als Geistliche und Städte-Bürger erhielten die Gallo-Romanen einige Rechte und Privilegien. Richelieu bedurfte ihrer Mitwirkung, um den Staat zu centralisiren und den mächtigen Adel dem Königthume zu unterwerfen. Der Cardinal ertheilte nicht nur diesem Stande die ersten politischen Rechte, sondern gab ihm auch das entsetzlichste Beispiel, indem er durch die That bewies, dass das Henkerbeil auch für die Mitglieder der herrschenden Kaste geschliffen werden könne. Diese blutige Saat sollte später blutig aufgehen und Ludwig's XIII. Nachfolgern nur zu oft die Frage aufdrängen, ob die Schöpfungen des ersten nationalfranzösischen Ministers: Staatseinheit und absolute Königsmacht, nicht zu theuer erkaufte Güter gewesen. Jedenfalls war die Blüthe des absoluten Königthums kürzer als die Periode des Verwelkens, welche von den letzten Regierungsjahren Ludwig's XIV. bis zum Jahre 1789 reicht. Da trat die Eruption ein, welche das Land in seinen Grundfesten erschütterte, Europa mit Lavaströmen übergoss und, was man in der Regel übersieht, das der Zahl nach überwiegende nationale Element der Urbevölkerung aus tausendjährigem Schlummer erweckte. Als der Rausch der rohen Massen und ihrer Saturnalien verflogen war, drängte sich den Gebildeten die Ueberzeugung auf, dass das politische Erdbeben, welches Königthum und Adel verschlungen, auch die Fäden der Tradition, die Gegenwart und Vergangenheit verbanden, un-

heilbar abgerissen hatte. In der That verbrannte der Adel die bestehende Landesverfassung mit seinen auf dem sogenannten Altare des Vaterlandes geopferten Pergamenten, während die Jacobiner mit dem Könige die Geschichte des Landes enthaupteten und alle Brücken hinter sich abbrachen, die zur Wiederherstellung des gestürzten Systems hätten führen können. Denn das keltische Urvolk hatte keine Geschichte, und die städtischen Privilegien der Gallo-Romanen waren mit denen verschwunden, die sie ertheilt hatten. Was die Schreckensherrschaft des Convents nicht vernichtete, das zerstörten die unfähigen Schlemmer des Directoriums, und der Auflösungsprocess wäre ein vollständiger geworden, hätten nicht auswärtige Kriege die Machthaber gezwungen, die verwilderten Massen durch militärische Zucht zu discipliniren. Socialpolitisch war Frankreich ein Chaos, eine *tabula rasa,* als Bonaparte von Aegypten heimkehrte. Ausländer wie Chlodwig, unterwarf er Land und Volk seinem eisernen Willen. Aber er hatte nicht wie der Franke gleichberechtigte Kampf- und Standesgenossen. Er war allein, er schuf daher kein feudal-aristokratisches Königthum, sondern ein modernes Imperium nach dem Vorbilde Cäsar's. Vor dem neuen Allein- und Selbstherrscher waren alle Franzosen gleich. Für ihn war das zu Tage getretene volksthümliche Element nichts Neues. Der „kleine Korporal“ hatte die modernen Gallier auf dem Schlachtfelde studirt, wurde von ihnen als einer der Ihrigen behandelt, während er in den Commentaren seines römischen Vorgängers die Bestätigung seiner eigenen Beobachtungen wiederfand. Nicht die Kunst, Schlachten zu gewinnen, nicht die Geheimnisse der Taktik und Strategie lernte Napoleon in Cäsar's Schriften, sondern die Kunst, Gallien zu erobern und zu beherrschen. Uns anderen im Auslande erscheint Napoleon hauptsächlich als Feldherr, als ländergieriger Eroberer. Vielleicht ist das jedoch nicht seine grösste Seite: vielleicht war er mehr zum Herrscher als zum Soldaten geboren, so oft er sich auch selbst darüber getäuscht haben mag. Jedenfalls hat

er auf dem Schlachtfelde nichts Dauerndes geschaffen. Seine Feldzüge, die nur dazu dienten, sein eigenes Volk in Zucht und Zaum zu halten, sind resultatlos geblieben und haben nicht verhindert, dass fremde Heere zweimal seine Hauptstadt besetzten. Dahingegen hat das Werk des Gesetzgebers und Organisators nicht bloss die fremde Invasion, sondern alle Erschütterungen und alle Verwaltungen überdauert, welche sich seit dem Sturze des Kaisers in Frankreich gefolgt sind. Das heutige Frankreich lebt von den schöpferischen Ideen des Corsen und kennt nichts anderes als Napoleonische Institutionen. Wie keiner kannte Napoleon sein Volk. Er wusste, dass die Franzosen leicht erregbar, eitel und neuerungssüchtig, dabei praktischen Sinnes und mit Hilfe der Routine leicht zu discipliniren sind. Er wusste auch, dass ihrem sanguinischen Temperamente zähe Ausdauer und weise Selbstbeschränkung fremd, und dass sie der Chimäre der Gleichheit die Freiheit immer zu opfern bereit sind. Auf der Kenntniss des französischen Nationalcharakters beruht Napoleon's Regierungssystem, der *Code Napoléon* und das im ganzen höchst einfache Räderwerk der Administration des streng centralisirten regierungsbedürftigen Landes. Wie praktisch und wie volksthümlich diese Einrichtungen, beweist die Thatsache, dass sie unter den Bourbonen wie unter den Orleans seit mehr als fünfzig Jahren unverändert geblieben sind, und dass es in der Provinz kaum bemerkt wird, ob ein doctrinärer Professor wie Guizot oder ein socialistischer Träumer wie Ledru-Rollin in letzter Instanz die einfache Maschinerie in Bewegung setzt. Schon hieraus ergiebt sich, dass man die Bewegung von 1848 nicht mit derjenigen vergleichen darf, welche in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts alles Bestehende zerstört hat. Das heutige Frankreich steht nicht nur auf derselben Lavakruste, auf welcher Napoleon I. seine organischen Schöpfungen errichtete, sondern hat auch diesen Boden — wir müssen dies leider gestehen — materiell weit ergiebiger auszubeuten verstanden als wir Deutsche den unsrigen. Trotz der Erschütterungen von

1830 und 1848 sind die vierzig Friedensjahre zu einer beispiellosen stetig fortschreitenden Vermehrung des Nationalwohlstandes verwerthet worden. Nach den vergeblichen Versuchen, die angestammte Dynastie im Einklange mit den Ideen von 1789 wieder einzusetzen, gelangte 1830 unter der Handelsfirma Louis Philippe, Lafitte & Co. die Bourgeoisie zur Herrschaft und bestrebte sich, in dem Bürgerkönige die beste der Republiken zu erblicken. Der gute Wille und der Verstand des staatsklugen Fürsten konnten seine Herrschaft von dem Makel der Usurpation nicht reinigen, noch einen schmachvollen Sturz verhindern, da von vornherein die wirklich nationalen Grundlagen fehlten. Die lobenswerthe, aber die Eitelkeit der Nation oft verletzende, weil zu ängstliche, Friedensliebe und der allzu beschränkte, auf dem Besitze beruhende Wahlcensus unterstützten die Bestrebungen der Regierung, welche ausschliesslich auf die Vermehrung des Nationalreichthums gerichtet schienen. So überraschend auch die materiellen Resultate dieser Politik waren, so konnte doch die zur Staatsmaxime erhobene Parole *„enrichissez-vous“* nur die Laster der Habsucht und des Geizes auf der einen, die der Schelsucht und des Neides auf der andern Seite fördern, die nichtbesitzende Mehrheit gegen die besitzende Minderheit aufregen und der Wahlbestechung Thür und Thor öffnen. Die Nemesis trat schneller ein als vielleicht zu erwarten war. Ein halbes Menschenalter reichte hin, um die Bourgeoisie, welche engherzig die Fehler und Schwächen der alten Aristokratie, ohne deren Edelmuth und Freigebigkeit, zur Schau trug, dem Volke verhasst zu machen, und das Bürgerkönigthum verschwand von der Bühne, ohne dass sein Verschwinden auf die blasirte Menge den geringsten Eindruck gemacht hätte. Aeussere Umstände mögen die Katastrophe beschleunigt haben, zu vermeiden war sie kaum. So war denn anscheinend wieder einmal *tabula rasa* in Frankreich, aber nur anscheinend. In Wahrheit war nur der improvisirte Juli-Thron in die Rumpelkammer gestellt worden. Der grosse Krater der Revolution von 1789 drohte zwar wieder

auszubrechen, blieb aber in Wirklichkeit geschlossen. Das Intermezzo einer Republik ohne Republikaner spielte sich, dank der Furcht vor der rothen Fahne, rascher ab als zu erwarten. Denn kaum zeigte sich diese rothe Fahne in den Strassen von Paris, als die durch bonapartistische Erinnerungen und die afrikanische Kriegsschule in Zucht gehaltene Armee das Land in der dreitägigen Juni-Schlacht von den Gräueln der Anarchie errettete. Die Experimente unfähiger Ideologen hatten die sociale Krankheit nicht zu heilen vermocht, und man war dieser mehr oder weniger eigennützigen Quacksalber gründlich überdrüssig geworden. Das Volk selbst fing an zu begreifen, dass die angepriesenen Panaceen dieser Heilkünstler den Nothstand nur vermehrt, das Uebel nur verschlimmert hatten. Mit vielköpfigen Versammlungen, mit nichtssagenden Reden war Frankreich nicht zu regieren, das begriff ein jeder. Dem Ersten, der kühn die Zügel ergriff, musste die Herrschaft zufallen. Nach überstandenem Schrecken schwebte die Wage vielleicht einen Augenblick zwischen dem Erben des heiligen Ludwig und dem Erben des im Exil verstorbenen Imperators. Aber der Herzog von Bordeaux begnügte sich in Frohsdorf Deputationen zu empfangen, während Louis Napoleon nach Paris eilte, sich wählen liess und keck in die Brandung sprang. Die Armee war ebenso schnell wie das Landvolk für den neuen Napoleon gewonnen, und der moderne Octavianus Augustus durfte sich die Mühe sparen, Cäsar's Erbschaft Mitbewerbern zu entreissen. Er liess diese einfach verhaften und über die Grenze bringen. Sein Name, der Feldruf *„Les Bonaparte c'est nous“*, einige geschickte Redensarten und rechtzeitige Entschlossenheit genügten, um mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechtes die Decorationen des seit Jahresfrist thatsächlich bestehenden Kaiserthumes hervorsuchen zu können. Die im Gefängnisse und im Exile gründlich einstudirte Rolle war leicht zu spielen. Vor Gewaltacten brauchte man nicht zurückzuschrecken, sobald man nur den Schein zu wahren wusste, als erfolge die *restitutio in integrum* auf Wunsch der

Nation. An dem Räderwerke der durch den elektrischen Telegraphen vervollkommneten Regierungsmaschine wurde nichts geändert, aber alle des Orleanismus oder des Republikanismus verdächtigen Beamten, in den Provinzen namentlich, durch ergebene Werkzeuge ersetzt, mit Machtsprüchen das Gleichgewicht des Staatshaushaltes wenigstens formell hergestellt und trotzdem umfassende öffentliche Arbeiten in Angriff genommen.

Es wäre überflüssig, die von Napoleon I. geschaffene einheitliche Organisation der Staatsmaschine ausführlich zu schildern. Es sei nur gestattet, einen Blick auf die beiden festgegliederten Körperschaften zu werfen, welche eigentlich die einzigen Stände des französischen Kaiserreiches sind: den Clerus und die Armee. Der improvisirte Napoleonische Erbadel war eine Fehlgeburt und kann ebensowenig wie die Nachkommen der alten Adelsgeschlechter Anspruch darauf machen, als ein Stand angesehen zu werden, da die ihm zugedachten immer nur illusorischen politischen Rechte, wie seine Dotationen und Majorate längst verschwunden sind. Zu Napoleon's I. Zeiten gab es thatsächlich nur zwei Stände: den Krieger- und den Priesterstand. In beiden hat Napoleon III. die Hauptstützen seines Thrones gesucht und gefunden. Die Grundlage der Heeresverfassung, die allgemeine Wehrpflicht, hatte der erste Consul am 18. Brumaire zwar vorgefunden, aber die Armee selbst verdankt ihm trotzdem ihre noch jetzt erhaltene eigenartige Gestaltung. Vergebens haben die nachfolgenden Regierungen versucht, dieses Napoleonische Gepräge zu verwischen, dessen vornehmster Zug die demokratische Gleichheit ist, welche sich in dem Satze ausspricht: „*Chaque soldat français porte le bâton de maréchal dans sa giberne.*“ Unnachsichtliche Strenge im Dienste, kameradschaftliche Behandlung ausserhalb desselben, glänzende Belohnungen und Auszeichnungen, das waren die einfachen Kunstgriffe, mit welchen der corsische Imperator seine Legionen an seine Person zu ketten verstand, solange Sieg und Ruhm seinen Fahnen treu blieben. Der Franzose ist ein geborener

Soldat, er gehorcht jedem, der zu befehlen versteht. Der Erfolg jedoch ist die *conditio sine qua non* des bonapartistischen Systems, welches keine Niederlage verträgt. Die Armee würde sich für Carl X. wie für Louis Philippe geschlagen haben, hätte man sie nur zu brauchen verstanden. Unbewusst mag der Wunsch, an dem durch die Juli-Emeuten und die Februar-Krawalle übermüthig gewordenen *pékin* Rache zu nehmen, in der Juni-Schlacht mehr zum Siege beigetragen haben als die Entschlossenheit der afrikanischen Generale. Der Offizier hat in Frankreich eine ganz andere Stellung als in jeder anderen Armee. Vergebens würde man in den Offizierscorps der französischen Regimenter jenen aristokratisch-ritterlichen Geist suchen, der die Armeen Deutschlands und Oesterreichs kennzeichnet. Das Verhältniss der Gemeinen zu ihren Führern erinnert an das der russischen Bauern zu ihren Popen. Wie jene diese nur in der Kirche achten, sonst aber kaum als ihresgleichen behandeln, so der französische Soldat seinen Obern. „*Ce qu'il y a de mieux dans notre armée,*“ sagte ein Gemeiner einem preussischen Offiziere im Lager von Boulogne, „*c'est nous; puis viennent les sous-officiers qui ne valent pas grand'chose, et enfin les officiers qui ne valent pas le diable; mais cela ne fait rien, la consigne est là, et la consigne, voyez-vous, c'est la consigne!*“ In diesem naiven Geständnisse liegt eine vom gegenwärtigen Kaiser erkannte und beherzigte Wahrheit. Und gerade darum hat er siegreiche Generale weit weniger zu fürchten, als man in der Regel im Auslande annimmt. Lamoricière und Changarnier können als Beispiele dienen. Freilich muss die Armee dann auch den thatsächlichen Beweis erhalten, dass ein Napoleon an ihrer Spitze steht, welcher sie als den ersten Stand im Staate in Ehren hält und ihr nach Befinden Gelegenheit verschafft, alte Scharten auszuwetzen und neue Lorbeern zu ernten. Bei alledem würde ein Imperator, welchen die Truppen nicht selbst an ihrer Spitze im Feuer sehen, ein Napoleon des Friedens, Gefahr laufen, seine Soldaten zu Prätorianern verwildern zu sehen, wenn sich nicht ein moralisches Gegengewicht finden

liesse, stark genug, um eine solche Verwilderung im Keime zu ersticken. Dieses moralische Gegengewicht scheint nun der Kaiser in der katholischen Geistlichkeit zu suchen. Er knüpft dabei an die Traditionen des ersten Consuls an, der, obgleich kein bigotter Katholik, ohne auf das Murren seiner Graubärte zu achten, aus politischen Gründen die versprengten Priester zurückrief und die umgestürzten Altäre wieder aufrichtete. Die Kirche ist keine Polizei-Anstalt, wird aber immer seit Constantin's Zeiten von den Gewaltigen der Erde benutzt. Andererseits waren freilich Kaiser und Könige, ohne es zu ahnen, häufig nur Werkzeuge ehrgeiziger Priester. Die Schreckenszeit und die Kriege der Republik haben in Frankreich eine Reaction gegen Voltaire und seine Schüler hervorgerufen, von deren Lehren das eigentliche Volk weniger berührt worden ist, als man denken sollte. So fand die Religion gewissermassen jungfräulichen Boden in dem Napoleonischen Frankreich. Die Saat keimte langsam. Gehegt und gepflegt von den Bourbons der älteren Linie, mehr sich selbst überlassen, aber nicht gestört unter Louis Philippe's Regierung, hat die katholische Kirche seit dem befruchtenden Gewittersturme der Februar-Revolution auf französischem Boden Siege erfochten, welche ihre kühnsten Erwartungen übertreffen. „Die Kinder Voltaires," ruft Montalembert, „haben sich daran erinnert, dass sie Enkel der Kreuzfahrer sind." Die tiefgehende religiöse Bewegung, welche sich in den unteren Volksschichten bemerkbar macht, ist wohl zu unterscheiden von der künstlichen Agitation ultramontaner Fanatiker in den Spalten des *„Univers"*. Herr Veuillot und die Seinen sind Vertreter einer extremen Richtung, deren Gefahr von den eigentlichen Koryphäen des Clerus klar erkannt wird. Anknüpfend an die Traditionen der gallikanischen Kirche, zeichnen sich diese letzteren durch ächte Religiosität und tiefe theologische Gelehrsamkeit aus und scheuen weder den Märtyrertod auf den Pariser Barrikaden noch den Vergleich mit den Sternen erster Grösse einer anderen Epoche. Wie das tragische Ende des Erzbischofs

von Paris während der Juni-Schlacht die Massen auf das tiefste erschütterte, so hat die Rede des gelehrten Bischofs von Orleans bei seinem Eintritte in die Akademie am 9. November unter den Gebildeten ein wahres Aufsehen gemacht. Dupanloup wird als ein würdiger Nachfolger Bossuet's und Fénelon's gefeiert. Wenn nicht alle Zeichen trügen, bereitet sich im Schosse des hartgeprüften französischen Clerus eine Versöhnung der katholischen Kirche mit der modernen Wissenschaft vor, eine Versöhnung, welche auf einer höheren Synthesis beruht, als Voltaire und seine Schüler zu ahnen vermochten. Wie andererseits die Wissenschaft der Kirche entgegenzukommen sucht, beweist unter anderem das merkwürdige Buch des Demokraten Jean Reynaud: „*Philosophie religieuse, Terre et Ciel*“ (Paris, Furne 1854). Es werden darin mit einem in Frankreich ungewöhnlichen Ernste aus vorchristlichen, altgallischen Glaubenssätzen Kettenglieder hervorgesucht, um die neuesten astronomischen und geologischen Entdeckungen mit den Beschlüssen der Concile und den Dogmen der katholischen Kirche thunlichst in Einklang zu bringen. Alle diese Zeichen der Zeit sind dem Scharfblicke Napoleon's III. nicht entgangen, und er hat schon aus Dankbarkeit für die Dienste, welche ihm die Pfarrer auf dem Lande während der letzten Wahlcampagnen geleistet, dem religiösen Bedürfnisse des Volkes mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als sein Oheim dies thun konnte oder wollte. Gleich bei seinem ersten Auftreten erklärte er, er werde für die Geistlichkeit, falls sie ihn unterstütze, mehr thun können als die Bourbons, weil er stärker sei als diese. Der kühnste und vielleicht bedenklichste Schritt des Kaisers in dieser Richtung ist die Zurückberufung der Jesuiten. Officiell ist dies freilich nicht geschehen aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung; aber was unter der Hand möglich war, um diese einflussreiche Genossenschaft zu schützen und für die Regierung zu gewinnen, ist erfolgt und erfolgt täglich. Ein unter fremdem Namen acquirirtes Grundstück in der *rue de Sèvres* beherbergt bereits die Söhne Loyola's, welche gleichzeitig

eines ihrer bekanntesten Erziehungsinstitute aus Belgien nach Paris *(rue de Vaugirard)* verlegt haben. Ihr Einfluss ist täglich im Steigen, und man nennt bereits die Namen zweier Jesuiten, der P.P. Ponlevoy und Ravignan, welche von den Staatsgeheimnissen mehr wissen sollen als die Minister Fould und Drouyn de Lhuys. Reihen der elegantesten Equipagen bemerkt man täglich vor dem stillen Hause in der *rue de Sèvres*. Zahlreiche Absendlinge unterhalten die directe Verbindung mit der Armee, namentlich mit den in der Krim operirenden Truppen, deren Feldprediger zumeist diesem Orden angehören sollen. Bemerkenswerth ist, dass die Jesuiten in Frankreich keineswegs der im „*Univers*“ vertretenen extremen Richtung das Wort reden, vielmehr nicht ohne Ostentation für den entschiedensten Gegner derselben, den Bischof von Orleans, Partei zu ergreifen scheinen. Die geheime Allianz des Bonapartismus mit den Jesuiten dürfte übrigens nicht bloss für die innere Politik eine gewisse Bedeutung haben. Jedenfalls kennzeichnet dieselbe den Gegensatz zwischen dem Systeme Napoleon's III. und dem Louis Philippe's. Es ist ein bekanntes Symptom der social-politischen Krankheit, an welcher Europa leidet, dass sich die zwei Gegensätze, um welche sich die Geschichte der Menschheit dreht: Autorität und Freiheit, in zwei geheimen Gesellschaften verkörpert haben. Dieselben haben nur das Eine mit einander gemein, dass die Mitglieder ihrer Verbindung einen höheren Werth beilegen als der Blutsverwandtschaft, dem Vaterlande und der Nationalität. Mag es auch übertrieben sein, Alles, was sich im Lichte des Tages begiebt, als ein in unterirdischen Werkstätten vorbereitetes Marionettenspiel zu betrachten, so viel ist gewiss, dass sich die Orden der Freimaurer und Jesuiten seit Jahrhunderten mit Minen und Contre-Minen bekämpfen, deren Explosionen auf die Ereignisse, die sich auf der Weltbühne abspielen, einen Einfluss ausüben, von welchem die Träger der Hauptrollen, von den Zuschauern ganz zu schweigen, oft keine Ahnung haben. Es verdient daher constatirt zu werden, dass, wenn der Freimaurer

Louis Philippe in den französischen Logen Stützpunkte suchte, Louis Napoleon die Hilfe der Jesuiten mindestens nicht verschmäht.

Das Vorstehende wird genügen, um den Boden zu charakterisiren, aus welchem der Bonapartismus, dessen Wurzeln auszuroden man im Jahre 1815 versäumt hatte, vor unseren Augen plötzlich wieder emporschiessen konnte, während das Königthum keine Nahrung mehr darin gefunden hatte.

Es erübrigt noch, einen Blick zu werfen auf das Programm der auswärtigen Politik, welches sich folgerichtig aus den angedeuteten Prämissen entwickelt.

Nirgends steht wohl die auswärtige Politik in so inniger Wechselwirkung mit der inneren, als in Frankreich. Napoleon III. weiss besser als ein anderer, dass die eitle, durch seines Oheims Siege verwöhnte Nation es den Bourbons nie verziehen hat, mit fremden Bajonetten in Paris wieder eingezogen zu sein. Er weiss auch und hat es selbst oft genug wiederholt, dass der Bürgerkönig sich die Missachtung der Franzosen durch seine Friedensliebe hauptsächlich zugezogen hat. Dass Louis Philippe die Verträge von 1815 respectirte, ist vielleicht sein grösstes Verdienst, aber zu leugnen ist nicht, dass er, seine Minister und seine Kammern höchstens Velleitäten, keine Politik gehabt haben. Die Grundlinien eines nationalen auswärtigen Systems, welche Carl X. in seinen geheimen Verhandlungen behufs Herstellung eines französisch-russischen Schutz- und Trutzbündnisses gezogen hatte, waren mit diesem Könige in den Juli-Tagen verschwunden. Der Hass, mit welchem Kaiser Nikolaus den revolutionären Usurpator verfolgte, liess jede Wiederanknüpfung der zerrissenen Fäden unmöglich erscheinen. Abgesehen davon, würde die Allianz mit den Orleans in Russland schon deshalb auf ernste Bedenken gestossen sein, weil bei der geschwätzigen und impressionabeln Natur der Franzosen eine von Kammermajoritäten abhängige Regierung gar nicht in der Lage gewesen wäre, ein festes

Programm für die auswärtige Politik aufzustellen, geschweige denn durchzuführen. Napoleon III. dagegen kann nicht nur, er muss ein System haben, und als er die Zügel der von ihm neubegründeten militärischen Alleinherrschaft erfasste, war er darüber ganz mit sich einig. Wohl durchdacht, durch die Verhältnisse naturgemäss geboten, ist sein System kein improvisirtes Phantasiegebilde und verdient eben darum die ernste Beachtung des Auslandes. Ein Napoleon, der wie Louis Philippe die Verträge von 1815 gutheissen und nicht versuchen wollte, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um die wirklich oder vermeintlich gegen Frankreich gerichteten Spitzen derselben abzubrechen, würde in den Augen der Armee und der Nation aufhören, Napoleon zu sein. Die Revision der Karte von Europa, wie solche aus den Verhandlungen des Wiener Congresses hervorgegangen, ist keine Chimäre besoldeter Zeitungsschreiber, sondern ein Lieblingsgedanke des neuen Kaisers. Diese Revision ist nicht zu verwechseln mit dem Traume einer auf die Spitze des Schwertes gestellten französischen Universalmonarchie. Man ist bescheiden genug, zu erkennen, dass, wenn der Oheim trotz seines Genies Schiffbruch gelitten, der Neffe keine Aussicht auf Erfolg haben würde. „Wir denken nicht daran, zu erobern," wiederholen die Wortführer der an das Ruder gelangten Partei; „Frankreich ist gross genug, wir sind nicht lüstern nach der Rheinlinie oder anderen Erweiterungen unseres Gebietes. Haben wir unter dem grössten Feldherrn seiner Zeit unsere Eroberungen herausgeben und zweimal die Schmach einer fremden Invasion erdulden müssen, wie sollten wir jetzt, ohne einen solchen Feldherrn, das Nationalgefühl unserer Nachbarn, namentlich unserer deutschen Nachbarn, herausfordern?"

Diese Sprache ist vielleicht aufrichtiger, als man glauben sollte. Nicht auf territoriale, auf moralische Eroberungen sind, wenigstens vorläufig, die Absichten gerichtet. Das nächste Ziel des Ehrgeizes ist die Erringung jener Hegemonie, welche der Kaiser Nikolaus in den letzten Jahren thatsächlich ausgeübt hat.

Der Schirmherr des conservativen Princips, der Schrecken der Demagogen, der Dictator der continentalen Regierungen, der Protector, nicht des Rheinbundes, sondern des deutschen Bundes, das ist die Rolle, welche der Kaiser von Russland bis zum Ausbruche des jetzigen Krieges gespielt, und welche der Kaiser der Franzosen jetzt zu übernehmen bereits begonnen hat. *„Moi, brouillé avec l'empereur?"* rief Persigny, als er aus dem Ministerium trat, *„quelle idée! Je l'ai fait président, je l'ai fait empereur, je le ferai dictateur de l'Europe."* Man könnte dies als eine Fanfaronnade belächeln, wenn dergleichen gewagte Weissagungen nicht schon eingetroffen wären und nicht Alles, was wir seit Strassburg und Boulogne — namentlich in den letzten zwei Jahren — erlebt, darauf hindeutete, dass wir es mit einem Illuminaten zu thun haben, in dessen abenteuerlichen Plänen eine gewisse Methode nicht zu verkennen ist. Kaum hatte der gelungene Staatsstreich vom 2. December seitens Englands die oft gerühmte, schleunige und „herzliche" Anerkennung gefunden, kaum war dadurch die Gefahr derjenigen europäischen Coalition verschwunden, welche das geheime Londoner Memorandum anbahnen sollte, als der europäische 2. December in Scene gesetzt wurde, von welchem wir seitdem so viel gehört haben. Noch wechselten die Cabinete über die Anerkennungsfrage endlose und fruchtlose Depeschen, als der nach Constantinopel als Botschafter entsendete, seitdem zum Schein desavouirte Lavalette den Streit über die heiligen Stätten vom Zaune brach, an welchem sich der Weltkrieg, den Napoleon brauchte, entzünden sollte. Die Haltung der nordischen Mächte, die geheimen Wiener und Berliner Depeschen, endlich der in Petersburg verweigerte Brudertitel boten willkommenen Vorwand, die Action zu beschleunigen. Im Januar 1853 stand der Plan bereits fest, die nordische Allianz, und zwar im Oriente, zu sprengen. Die anfangs zur Schau getragene Mässigung war nur eine Maske, welcher man sich bediente, um die englischen Staatsmänner sicher zu machen und für sich zu gewinnen.

Während man in Petersburg, Wien und Berlin verhandelte, handelte man in Paris. Wusste man doch, dass in Constantinopel die sensibelsten Fäden zusammenliefen, deren Verwirrung die Leidenschaftlichkeit des durch Erfolge verwöhnten, aber im Grunde friedliebenden Czaren nothwendig aufreizen musste. Man speculirte im voraus auf die Fehler, welche diese Leidenschaftlichkeit veranlassen würde. Mit Frohlocken begrüsste man in Paris die Absendung Menschikoff's. „*Maintenant,*“ jubelte Persigny, „*nous entraînerons l'Angleterre.*“ Man wusste, der russische ausserordentliche Botschafter werde sich nicht damit begnügen, den muthwillig heraufbeschworenen Schlüsselstreit beizulegen. Man konnte sich daher, um die öffentliche Meinung des eigenen Landes, Europas und insbesondere Englands zu beschwichtigen, zu Concessionen verstehen, die, leider überall als ein weises Nachgeben gedeutet, den Glauben, Frankreich wolle den Frieden, befestigten, während dadurch in Wahrheit der gordische Knoten nur noch fester geschürzt wurde. In dem Augenblicke, als man in Petersburg den Frieden gesichert glaubte, im Mai 1853, erfolgte der erste eigentliche Schachzug, die Sendung der französischen Flotte nach Salamis. Bekanntlich sprachen sich die französischen Minister, erschrocken über die Kühnheit dieses von Persigny proponirten Schrittes, einstimmig dagegen aus. „*Quoi!*“ rief der Vertraute des Kaisers, „*oubliez-vous que nous avons un Napoléon à la tête du gouvernement? Ne s'agit-il pas de prouver à la nation, à l'armée et surtout à l'Europe que nous ne reculons pas devant une guerre avec la Russie? Ne s'agit-il pas avant tout d'entraîner l'Angleterre? Et l'Angleterre, ce n'est pas la cour, ni le conseil de la reine, encore moins Lord Aberdeen. Il faut leur forcer la main, et c'est en roulant l'opinion publique que nous les obligerons à faire cause commune avec nous. C'est par une démonstration navale que l'opinion publique se reveillera en Angleterre. Nous serons forcés de revenir de Salamine, dites-vous? Qu'importe? Ce sera reculer pour mieux sauter, car nous entrerons dans le Bosphore avec les*

Anglais.“ Vergebens versuchten Fould und Drouyn de Lhuys durchzusetzen, dass man sich wenigstens vorher mit dem englischen Cabinet darüber verständigen möge. Der Kaiser entschied gegen sie. „*Persigny a raison,*“ sagte er, „*télégraphiez à la flotte de se rendre à Salamine, nous annoncerons le fait accompli à l'Angleterre.*“ In dieser aus bester Quelle geschöpften Geschichtserzählung liegt das Geheimniss der orientalischen Verwickelung. Denn beruhte die Absendung der Flotte nach Salamis nicht auf einer blossen Herrscherlaune, wie man überall, namentlich in London, glaubte und noch glaubt, sondern war dies ein wohlüberlegter, auf die öffentliche Meinung Englands berechneter Schachzug, so liegt auf der Hand, dass man sich in Petersburg einer Täuschung hingiebt, wenn man immer noch an dem Märchen festhält, England habe Frankreich in den Kampf mit Russland hineingerissen. Das Umgekehrte ist der Fall. Gilt auch, namentlich in England, ein Krieg mit Russland über lang oder kurz für unvermeidlich, so würden beide Gegner vielleicht noch Jahre lang das Schwert in der Scheide behalten haben, hätte sich nicht an der Seine ein Secundant gefunden, der in seinem eigenen Interesse den Beginn dieses Duells beschleunigte. Nur auf Eins kam es an, den schlummernden britischen Löwen aufzustacheln; gelang dies, dann musste sich Alles wie von selbst entwickeln. Alles ging nach Wunsch. Die Russen überschritten den Pruth, und die öffentliche Meinung verlangte in England mit Ungestüm Krieg mit Russland und Allianz mit Napoleon. Zögernd, fast zagend folgte das mit sich selbst uneinige Coalitionsministerium dem Rufe, und fast steuerlos wurde das britische Staatsschiff in die künstlich heraufbeschworene Sturmfluth getrieben. „*We are drifting into war!*“ jammerte Lord Clarendon, während der „grosse, mächtige Alliirte“ mit seltener Geschmeidigkeit und geheuchelter Deferenz sich immer mehr in das Vertrauen der britischen Staatsmänner einnistete. Nachdem es dem schweigsamen kaiserlichen Parvenu gelungen war, alle feind-

lichen Einflüsse, namentlich die Antipathien des Hofes zu neutralisiren, übernahm er im geheimen Bunde mit Lord Palmerston thatsächlich die Leitung der Politik beider Westmächte.

Von alledem sah und wusste man nichts in St. Petersburg. General Castelbajac, der das *„l'empire c'est la paix"* für baare Münze genommen hatte, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, ohne es zu wissen und zu wollen, die Selbsttäuschungen des russischen Cabinetes zu nähren und dasselbe in dem gefährlichen Wahne zu lassen, die englisch-französische Allianz sei nur ein Schattenbild, welches zerstieben werde, sobald man es anpacke. Auch die russischen Agenten haben das Ihrige dazu beigetragen, den Schleier zu verdichten, welcher im entscheidenden Augenblicke dem Czaren die Sachlage verhüllte, und die berufenen und unberufenen Staatskünstler, welche gegen Ende des Jahres 1853 mit deutschem Gebiete eine russisch-französische Allianz zu erkaufen hofften, haben mehr auf dem Gewissen, als sie sich träumen lassen. Möchten sich doch diese Herren endlich darüber klar werden, dass ein Bündniss mit Russland, wenigstens vorläufig, im imperialistischen Frankreich unmöglich ist. Das legitime Königthum, welches dem ersten Alexander namentlich seine Rückkehr verdankte, durfte auch später in Russland eine Stütze suchen. Der gekrönte Sohn der Revolution verschmäht diese Stütze und kann sich schon deshalb nicht mit dem Kaiser von Russland alliiren, weil die Stellung, welche dieser dem Continente gegenüber einnahm, das Hauptziel des Napoleonischen Ehrgeizes ist. Hätte man in den Tuilerien heute keine höhere Ambition als der kleine Thiers, wollte man sich mit der Rheingrenze begnügen, so würden die Stuttgarter Insinuationen des Fürsten Gortschakoff auf dankbaren Boden gefallen und nicht, fast höhnisch, mit Schweigen beantwortet worden sein. Man verschmäht so mageren Gewinn, um nicht das höhere Ziel aus dem Auge zu verlieren, welches, wie schon angedeutet, die Umgestaltung des europäischen Staaten-

systems, die Revision der Verträge von 1815 ist. Dazu, das weiss man, kann und wird Russland nie die Hand bieten, dazu kann nur die englische Allianz das Mittel werden. Wie Ludwig XVIII. und Louis Philippe, hat Louis Napoleon aus dem Exile die Lehre heimgebracht, dass die Sympathien der britischen Presse und der Londoner Börse jedem unentbehrlich sind, der es unternimmt, in Frankreich eine Dynastie zu gründen. In den Augen Napoleon's III. ist die englische Allianz ein auf Reciprocität beruhender Contract. Frankreich unterstützt mit Waffengewalt die englischen Interessen im Oriente und erwartet dagegen, England werde nach diesem Kriege dem Kaiser Napoleon auf dem Festlande freie Hand lassen und dem europäischen 2. December ebenso ruhig zusehen, wie es dem französischen zugesehen hat. Ob diese Rechnung richtig, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls haben die schweren politischen Fehler, welche die drei nordischen Mächte seit Beginn der Krisis begangen, jenen allgemeinen Krieg, dessen continentale Früchte Napoleon mit möglichst geringen Opfern erkaufen zu können sich schmeichelt, näher gerückt und man hält hier dessen Ausbruch im nächsten Frühjahre für unvermeidlich. Der Kriegsplan soll im allgemeinen feststehen. Der Fall von Sebastopol oder immerhin mögliche Niederlagen der Alliirten werden, wie es heisst, an diesem Plane im ganzen und grossen nichts ändern. Sobald die Ostsee eisfrei, soll die den äussersten linken Flügel bildende englische Flotte, von einer französischen Escadre unterstützt, die Operationen beginnen. Man gedenkt etwa 60,000 Mann englisch-französischer Truppen an Bord zu nehmen und rechnet auf die kriegsbereite schwedische Armee von 40,000 Mann. Mit Hilfe von zahlreichen Kanonenbooten sollen dann Kronstadt und Petersburg ernstlich angegriffen, die im vorigen Jahre genau recognoscirten Festungen des finnischen Meerbusens genommen und Finnland, nach Befinden auch die Ostseeprovinzen, für Schweden erobert werden. Bedarf doch das bonapartistische Frankreich im Norden eines starken

Scandinaviens als treuen Alliirten. Auf dem äussersten rechten Flügel sollen die Anglo-Franzosen und Türken die bisherigen Operationen fortsetzen, auch in Kleinasien, im Kaukasus und in Bessarabien die russischen Armeen beschäftigen. Im Centrum würde Oesterreich die Leitung des grossen Krieges zu übernehmen haben. Object dieses Centralangriffes bildet die starke Offensivstellung Russlands in der polnischen Hochebene. Man verhehlt sich nicht, dass diese starkbefestigte Stellung ohne Mitwirkung Oesterreichs gar nicht angegriffen werden kann. Und dennoch speculirt man bereits in Paris auf die Wiederherstellung Polens als eines natürlichen Alliirten, dessen sich der Bonapartismus gegen Russland oder gegen Deutschland werde bedienen können. Steht in der Hauptsache, wie versichert wird, das polnische Reich der Zukunft auf dem Programme Napoleon's III., so hat doch an eine Feststellung der Grenzen des neuen Staates nicht gedacht werden können, da die territorialen Opfer, welche man Oesterreich und Preussen ansinnen müsste, in diesem Augenblicke unmöglich besprochen werden können und alle Detailfragen von dem Erfolge des Krieges abhängig sind. Nur scheint schon dafür gesorgt zu sein, dass die polnische Emigration, falls sich dieselbe nach Verwerfung des von Oesterreich zu stellenden Ultimatums im k. k. Hauptquartiere melden sollte, eine von dem Ermessen der österreichischen Generale abhängig zu machende Verwendung finden würde.

So entrollt sich die Karte von Europa, welche der Gefangene von Ham entworfen und, nachdem er entsprungen, mehreren mir bekannten Persönlichkeiten, u. A. dem Grafen Westmoreland, mit grosser Zuversicht mitgetheilt hat. Das skeptische Lächeln des englischen Diplomaten wurde mit einem „*rira bien qui rira le dernier*“ beantwortet und die freundliche Einladung hinzugefügt, den Kaiser der Franzosen zu besuchen, sobald er in den Tuilerien eingezogen sein werde.

Einen noch wichtigeren Punkt als Polen und Scandinavien

bildet Italien in den Zukunftsplänen der Bonapartisten. Selbstverständlich wird diese Frage jetzt unberührt gelassen und einer späteren Zeit vorbehalten, aber „der junge Mann von Forli", früher in die Intriguen der Carbonari eingeweiht, wie Carlo Alberto Mitglied dieses Geheimbundes, ist weit mehr Italiener als Franzose. Die „Befreiung Italiens" wird schon deshalb ein Lieblingswunsch bleiben, weil damit die mystische Seite des Bonapartismus zusammenhängt. Bekanntlich suchte Napoleon I. sich und seinen Unterthanen einzureden, er sei der legitime Nachfolger Karl des Grossen. Wie dieser Frankenkaiser, möchte nun auch Napoleon III. sich auf Römerzügen die Weihe seiner Krone und zugleich das ausschliessliche Recht sichern, als Schirmherr des heiligen Stuhles die italienischen Fürsten als seine Vasallen zu behandeln.

Fragt man nun nach den Mitteln, mit welchen diese hochfliegenden Pläne verwirklicht werden sollen, so lautet die Antwort, die französische Armee werde anfangs Januar, also in etwa sechs Wochen, 550,000 Mann unter den Fahnen haben. Von diesen stehen freilich schon in Algerien, in Rom, in Athen und in der Krim beiläufig 130,000 Mann. Mit 120,000 hofft man, mit Hilfe der neuorganisirten Polizei, auszureichen, um Paris und Frankreich in Ordnung zu halten. Entsendet man noch 50,000 Mann an Bord der Flotte nach der Ostsee, so würde im Lager von Boulogne eine Reserve-Armee von nur 250,000 Mann zur Verfügung bleiben. Dieselbe soll nach Befinden die Oesterreicher im Centrum unterstützen oder gegen uns verwendet werden, falls Preussen und das übrige Deutschland Miene machten, ihre Neutralität mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

Liegt nun in den oben angedeuteten Plänen der Keim eines künftigen Zerwürfnisses Napoleon's mit Oesterreich und Deutschland, so ergiebt sich daraus die ernste Mahnung an alle deutsche Regierungen, einig zu bleiben, den wie es scheint unvermeidlich gewordenen Krieg mit Russland schnell zu be-

endigen, in keinem Falle aber den Franzosen zu gestatten, wäre es auch als Freunde, deutschen Boden zu betreten. So bliebe man wenigstens für spätere Zeit in der Lage, das fest in der Hand behaltene Bündel deutscher Pfeile dem übermüthigen westlichen Nachbar — diesmal ohne fremde Hilfe — entgegenzuhalten.

Paris, 17. November 1854.

London

1855.

Meine erste Pflicht war, nachdem ich im Januar 1855 nach London zurückgekehrt, der Königin Victoria mein durch den Regierungswechsel in Sachsen nöthig gewordenes neues Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Die Königin empfing mich in Windsor, wo ich speisen und übernachten sollte. Es war ein kalter Wintertag, und das Glatteis verzögerte den Schnellzug, der Lord Aberdeen, Lord Clarendon und andere Minister, sowie mich selbst, nach der königlichen Residenz führte.

Ich glaubte nichts Eiligeres zu thun zu haben, als mich zur Tafel umzukleiden. Lord Clarendon liess mich jedoch in die Galerie rufen und fragte, ob ich mein Beglaubigungsschreiben auch nicht vergessen. Es war schnell herbeigeholt, und ich überreichte es, der englischen Etiquette gemäss, in meinen Reisekleidern. Die Königin selbst war in ihrer Toilette unterbrochen worden und hatte schnell einen Schlafrock umgeworfen, um Lord Clarendon und mich noch in *morning dress* trotz der verspäteten Ankunft empfangen zu können.

So konnte ich, correct beglaubigt, bei dem Diner erscheinen. Auch bei Hofe wird der englischen Sitte gehuldigt, und die Königin verlässt nach der Tafel mit den Damen den

Speisesaal, während die Männer allein bleiben, um ihren *claret* in Ruhe zu geniessen.

Prinz Albert winkte mich an seine Seite und begann ein Gespräch in deutscher Sprache, von welchem sein anderer Nachbar, Lord Aberdeen, nicht ein Wort verstehen konnte. Dieser Umstand gestattete einen sehr freimüthigen Gedankenaustausch, und ich verdankte dem Prinzen ein treues Bild der Sachlage, wie sie sich während meiner Abwesenheit gestaltet hatte. Ueber die deutschen Zustände sprach er sich sehr offen und sehr unbefriedigt aus, beklagte es namentlich, dass die Schwankungen des Königs von Preussen und die Unentschlossenheit Manteuffels die Hoffnung, den Kaiser von Russland zur Vernunft zu bringen, vereiteln müssten.

Die Stimmung war ganz verändert. Selbst Lord Aberdeen hatte sich für die energische Fortsetzung des Krieges entschieden. Wenn man diesen trefflichen alten Herrn beobachtete, wie er in den eiskalten Gemächern fröstelnd und zähneklappernd dasass, so fragte man sich unwillkürlich, ob er der Mann sei, den Sturm zu bestehen und England sicher durch die Gefahren eines europäischen Krieges zu führen. Handelte es sich doch um einen Sturm, der die britische Verfassung in ihren Grundfesten erschütterte, wenn nicht in ihrer Existenz bedrohte.

The British Constitution ist kein Stück Papier. Weder die *Magna Charta* noch die *Bill of Rights* geben ihren vollen Inhalt. Die britische Verfassung ist ein Arsenal, um nicht zu sagen ein Wirrsal, von verbrieften Rechten, anerzogenen Vorurtheilen, normannischen Privilegien, sächsischen Gewohnheiten, dänischen Erinnerungen, uralten Präcedenzfällen, halbvergessenen Parlamentsbeschlüssen, Pergamenten, Zöpfen und Perücken [1]).

[1]) Eine Sitzung des Unterhauses würde für unconstitutionell gelten, wenn der *Speaker* nicht in seiner Amtstracht und Perücke präsidirte, und die Schreiber am Tische des Hauses nicht mit einem wohlgedrehten Zopfe erschienen.

Jeder Souverän des Landes, die Tudors wie die Stuarts, Cromwell wie die hannoversche Dynastie, die Königin Elisabeth wie die Königin Victoria haben daran gearbeitet, und jede Parlamentssession vervollständigt diese urwüchsige Verfassung. Nur derjenige kann sich in diesem Labyrinthe zurechtfinden, der den Ariadnefaden der öffentlichen Meinung für sich hat. Aber diese öffentliche Meinung selbst ist nicht viel anderes als ein Spielzeug für grosse Kinder, ein Papierdrache, der mit jeder Luftströmung steigt oder fällt, und der nur von denen geleitet werden kann, die das Spiel als Spiel durchschaut haben.

Das Staatsschiff Britannia war leck geworden und rollte fast steuerlos mitten im Sturme. Die Enttäuschungen des leichtfertig begonnenen grossen Krieges waren nicht ausgeblieben, dem Rausche der Katzenjammer gefolgt. Sir Charles Napier war unverrichteter Sache dem Eise der Ostsee entronnen. In der Krim hatte die tapfere Armee blutige Schlachten gewonnen, aber so zu sagen keinen Fussbreit Landes. Sebastopol, durch den Genius Todlebens in ein befestigtes Lager verwandelt, trotzte den Alliirten und ihren vervollkommneten Geschützen.

Ein ungewöhnlich harter Winter und die in einem Binnensee, wie das Schwarze Meer, immer sehr gefährlichen Stürme, welche viele Transportschiffe zerstörten, hatten die siegreiche englische Armee so mitgenommen, dass im Anfange des Jahres nur noch etwa 10,000 Combattanten übrig waren, die theils in den Laufgräben, theils in einem zum Moraste gewordenen Lager durch Hunger, Frost und Fieber umzukommen bestimmt schienen. Als die Kunde von diesen Entbehrungen und Leiden nach England kam und dort von den Zeitungen mit übertriebenem Eifer dem Publikum zweimal täglich aufgetischt wurde, brach ein Schrei der Entrüstung aus, und, wie immer in dergleichen Fällen, wurden die Personen dessen beschuldigt, was die fehlerhafte Organisation der Verpflegung — *the system,* wie man es nannte — verschuldet hatte. Nun gab es allerdings kaum etwas Absurderes als dieses System. Der verantwortliche Staatssecretär

des Krieges, Herzog von Newcastle, Mitglied des Cabinets, war zugleich Minister für sämmtliche Colonien. Unter ihm stand der Kriegssecretär *(secretary at war)*, Sidney Herbert. Ferner gab es einen Oberbefehlshaber der Armee, Lord Hardinge, ein trefflicher alter Soldat, der erst seit dem Tode des Herzogs von Wellington die Stellung übernommen, welche dieser bis an sein Lebensende mit fast absoluter Autorität ausgefüllt hatte. Theoretisch stand der Obercommandant zwar unter dem verantwortlichen Staatssecretär, aber praktisch folgte der letztere schon als Civilist den Inspirationen des ersteren. Da nun dieser wiederum nichts that, ohne die Königin, mit anderen Worten den Prinzen Albert, zu fragen, so war natürlich in der Meinung des Volkes „der kleine deutsche Prinz“ *(the petty German Prince)* an Allem schuld. Das Absurdeste gilt in solchen Momenten für wahrscheinlich. So hatte sich die blödsinnige Meinung verbreitet, der Prinz habe aus Liebe für seine deutschen Verwandten die Armee in der Krim aufopfern wollen und Raglan heimlich den Befehl gegeben, nur einen Scheinkrieg zu führen und die Russen möglichst zu schonen. Etwas Alberneres liess sich kaum denken. Der Ingrimm des aufgeregten Publikums wendete sich jedoch nicht direct gegen den Prinzen, sondern gegen dessen vermeintliche Organe. Lord Raglan, Lord Hardinge und der Herzog von Newcastle, in letzter Instanz der Premier, Lord Aberdeen, waren diejenigen, welche mit Unglimpf aller Art überhäuft und dafür verantwortlich gemacht wurden, dass sich die Tartarennachricht von der Einnahme Sebastopols noch immer nicht bestätigen wolle, während die Leichen von 20,000 britischen Soldaten auf den öden Steppen der Krim vermoderten und die übrigen durch Hunger und Kälte umgebracht würden. Viele englische Offiziere, die jenen schweren Winter mit durchgemacht, haben mir später lachend erzählt, sie hätten erst aus den Zeitungen erfahren, was sie gelitten. Aber auch die grössten Uebertreibungen fanden Gläubige, und niemand zweifelte daran, dass die Tage des Ministeriums gezählt seien.

Als nun das Parlament am 23. Januar zusammentrat, zeigte sich, dass das Unterhaus die fieberhaft gereizte Stimmung des Landes getreulich abspiegelte. Indessen war die Erbschaft Lord Aberdeen's eben keine beneidenswerthe. Disraeli, der Führer der Opposition, würde sich, auch wenn ihn Lord Derby nicht in Zaum gehalten, wohl gehütet haben, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ein directer Angriff, dessen Erfolg nicht zu bezweifeln war, würde die Conservativen moralisch gezwungen haben, eine Regierung zu bilden. Dazu fehlte es aber mitten in einem solchen Sturme an regierungsfähigen Elementen. Man überliess es daher dem Zufalle oder, wie in solchen Lagen häufig, einem sogenannten unabhängigen Parlamentsmitgliede, der Katze die Schelle anzuhängen. Der kleine, hässliche, aber ziemlich populäre Vertreter von Sheffield, Mr. Roebuck, war nur zu glücklich, diese Rolle zu übernehmen. Er war keck und gehörte zu denen *qui ne doutent de rien,* wie die Franzosen sagen. Er brachte den Antrag ein, das Haus möge eine Untersuchungs-Commission ernennen, um die Gründe zu ermitteln, welche die Armee der Krim in eine so trostlose Lage gebracht. Es ist möglich, dass dieser Antrag, wenn nicht geradezu von Lord Palmerston inspirirt, doch von ihm gutgeheissen worden war. Trotzdem würde die Sache vielleicht im Sande verlaufen sein, wenn nicht der Führer des Hauses, Lord John Russell, schon lange darüber ungeduldig, dass er noch immer der zweite im Cabinet geblieben, dem Roebuck'schen Antrage eine ungewohnte Bedeutung verliehen hätte. Er gab Knall und Fall seine Entlassung und motivirte sie im Cabinet damit, dass bei der gegenwärtigen Stimmung des Hauses die Untersuchungs-Commission nicht zu umgehen sei. Wohl verglich man diesen eigennützigen Unruhestifter mit der Ratte, die das sinkende Schiff verlässt; wohl sagte man ihm, dass e r, durch seinen Rücktritt, nicht Roebuck, das Ministerium stürzen und die Krone in die grösste Verlegenheit setzen werde, Russell blieb bei seinem Entschlusse und ging. Vorher schon hatte er versucht, Lord

Aberdeen zu bewegen, das von dem unpopulären Herzoge von Newcastle verwaltete Departement des Krieges Lord Palmerston zu übertragen. Russell hoffte dadurch seinen Collegen abzunutzen und sich selbst die Stellung des künftigen Premierministers zu sichern. Es war dies ein Schachzug gegen Palmerston, welchem durchaus nichts daran lag, Kriegsminister zu werden. Auch als der Herzog von Newcastle sich selbst erbot zurückzutreten, um das Ministerium zu retten, beharrte Lord Palmerston bei seiner Ablehnung mit der Erklärung, er werde das Kriegsministerium nicht halb so gut verwalten können als der Herzog. Russell's ganz unerwarteter wie unmotivirter Rücktritt zog die Entlassungsgesuche der im Cabinet sitzenden Whigs nach sich. So war das Ministerium Aberdeen schon in voller Auflösung, als die Debatte über Roebuck's Antrag begann. Dieselbe endete in der Nacht vom 29. zum 30. Januar mit der Annahme der Motion. 305 hatten dafür, nur 148 dagegen gestimmt, so dass sich eine Majorität von 157 gegen die Minister ergab.

Ich hatte für jenen Abend ein Diner angenommen und konnte erst gegen 11 Uhr den Palast von Westminster erreichen. Das Haus war überfüllt, und in der für das diplomatische Corps reservirten *speaker's gallery* kein Platz mehr, weder für den französischen Botschafter, noch für mich. Befreundete Parlamentsmitglieder erbarmten sich unser und boten uns ihre Sitze auf den Tribünen im Innern des Hauses an. So konnte ich sehr bequem die sarkastische Rede Disraeli's und die glänzende Vertheidigung Gladstone's anhören und, nachdem das Losungswort *„strangers withdraw!“* gegen drei Uhr Morgens den Schluss der Debatte verkündet, in der grossen Halle das Resultat der Abstimmung abwarten. Als Walewski dasselbe vernahm, schien er hocherfreut und raunte mir in's Ohr: „Binnen acht Tagen ist Lord Palmerston Premierminister — das ist Alles, was wir wünschen.“

Da die Tories für Roebuck's Antrag gestimmt hatten und

die compacteste und zahlreichste Partei der Opposition bildeten, beschied die Königin zunächst deren Führer, Lord Derby, nach Buckingham Palast. Der edle Lord erklärte, dass er die Verantwortlichkeit nicht übernehmen könne, in diesem kritischen Augenblicke ein regierungsfähiges Cabinet zu bilden, wenn Lord Palmerston und die Peeliten sich nicht entschliessen wollten, mit ihm zu dienen. Er gab daher der Königin anheim, andere Combinationen zu versuchen, unter dem Versprechen jedoch, falls diese fehlschlügen, Ihrer Majestät zur Verfügung zu stehen. Nun wurde Lord John Russell zur Königin entboten. Er übernahm, selbstgefällig wie immer, den Auftrag, erntete aber, was er gesät, und musste binnen wenigen Tagen erkennen, dass auch er ausser Stande sei, die Regierung zu übernehmen. Endlich wandte sich die Monarchin an Lord Palmerston. Es war dies ein schwerer Entschluss, aber eine Nothwendigkeit. Palmerston besass nicht nur das Ohr des Hauses, die Gunst des Volkes, sondern auch, was jetzt beinahe noch wichtiger war, das volle Vertrauen Napoleon's III., ohne dessen Beistand man nicht daran denken konnte, den Krieg ehrenvoll zu Ende zu führen. Prinz Albert, der den edlen Lord sehr genau kannte und mir später einmal sagte: „Ich kann diesen Mann nicht achten, weil er immer das Interesse des Staates dem seinigen nachsetzt," war zu sehr Patriot, um nicht zu erkennen, dass der Viscount der Mann des Augenblicks geworden. Ausserdem konnte sich der Prinz nicht verhehlen, dass die Ereignisse Lord Palmerston gewissermassen Recht gegeben, und dass seine übereilte Anerkennung des Pariser Staatsstreiches die Allianz ermöglicht hatte, deren man jetzt mehr denn je bedurfte. So reichten sich denn diese beiden politischen Antipoden die Hand und retteten gemeinschaftlich das Vaterland und das parlamentarische System aus dem Schiffbruche, welcher Alles zu verschlingen drohte und für den Ruf aller leitenden Staatsmänner schon so verhängnissvoll geworden war. Lord Palmerston fand zunächst keine Schwierigkeit, sich mit den Peeliten zu ver-

ständigen. Sir James Graham und Gladstone, Cardwell und Sidney Herbert nahmen die ihnen angebotenen Sitze im neuen Cabinete an. Aber auf diese wetterwendischen Peeliten war nicht zu bauen, und schon nach wenigen Tagen stellten sie wieder Alles in Frage, indem sie erklärten auszutreten, falls das vom Unterhause beschlossene Untersuchungs-Comité in's Leben träte. Lord Palmerston kannte seit vierzig Jahren das Unterhaus. Er wusste, dass jeder Widerstand unmöglich, dass aber, wenn man Roebuck und sein Comité gewähren lasse, dasselbe bald gefahrlos im Sande verlaufen werde. Er nahm daher die Entlassung seiner Collegen an und reconstruirte das Cabinet, indem er Lord John Russell und einige Whigs zum Eintritte in dasselbe bewog. Für das Schatzamt, an Gladstone's Stelle, gewann er eine tüchtige Kraft an dem Schwager Lord Clarendon's, Sir Cornewall Lewis. Dieser war nicht bloss ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern, wie sich bald zeigte, ein tüchtiger und gewissenhafter Geschäftsmann. Fehlten ihm auch die glänzenden Eigenschaften Gladstone's und namentlich dessen Rednertalent, so erwarb er sich doch bald das Vertrauen des Parlamentes durch seine Ruhe und nüchterne Stetigkeit. Der Illusion seines Vorgängers, welcher gehofft hatte, durch erhöhte Steuern die Mittel zu dem Kriege zu beschaffen, huldigte er nicht, und das von ihm vorgeschlagene Anlehen fand allgemeinen Beifall. Kostete der Krieg doch schon sechsundvierzig Millionen Pfund Sterling, und noch war das Ende desselben nicht abzusehen. Auch der alte Schotte, Lord Panmure, der nunmehr das Kriegsministerium allein übernommen hatte, war eine glückliche Wahl.

Bald war die Armee wieder mit dem Nöthigen versehen, und im Frühjahre standen wieder 30,000 Mann britischer Truppen, die deutsche und die türkische Fremdenlegion nicht gerechnet, unter Lord Raglan's Fahnen. Auch die Verpflegung liess nichts mehr zu wünschen übrig, und die Profusion von Lebensmitteln und Kleidungsstücken, mit denen die Truppen versehen wurden,

gestattete ihnen, den darbenden Franzosen auszuhelfen. Man darf nicht übersehen, dass diese ebenso gelitten hatten, wenn auch die strenger überwachten französischen Zeitungen die Leiden und Entbehrungen der Armee dem Publikum nicht verrathen durften.

Auch die diplomatische Situation hatte sich etwas geklärt und für die Westmächte gebessert. Oesterreich hatte mit denselben am 2. December 1854 eine Convention abgeschlossen, welche zwar noch nicht den Eintritt des Kaiserstaates in die Action bestimmte, aber doch gewisse Eventualitäten formulirte, unter welchen das Wiener Cabinet Russland den Krieg zu erklären versprach. Die Forderungen, an welchen man festhalten wollte, um einen dauernden Frieden zu erzwingen, waren gemeinschaftlich in vier Punkten zusammengefasst worden. Sehr wichtig war es für England, dass es Lord Palmerston gelang, Lord Clarendon dem Auswärtigen Amte zu erhalten; denn dieser war allen übrigen möglichen Candidaten vorzuziehen, weil er, bei Beginn der orientalischen Verwickelung im Amte, alle durch dieselbe provocirten Verhandlungen geleitet hatte. Er genoss ausserdem die Gunst des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen. Letztere kannte ihn von Jugend auf, da Clarendon in Madrid zu den Hausfreunden ihrer Mutter, der Gräfin Montijo, gehört hatte.

Bei alledem lagen zu Anfang März die Dinge so, dass ich wiederum an den Ausspruch Brunnow's erinnert wurde: die schlimmsten Lagen sind diejenigen, aus denen niemand einen Ausweg sieht. Des Krieges war man allenthalben überdrüssig. Weder Russland noch die Westmächte konnten ohne Demüthigung an Frieden denken. Jenes war im eigenen Lande trotz des numerischen Uebergewichtes seiner Truppen mehrfach geschlagen worden, behauptete sich zwar in Sebastopol, hatte aber nicht vermocht, die Eindringlinge zu vertreiben. Diese hatten einige blutig erkaufte Pyrrhus-Siege erfochten, unverhältnissmässige Opfer an Geld und Blut gebracht und konnten

nach mehreren Monaten sich nur den Boden erringen, auf dem ihre Lager standen.

Am 2. März, auf einem Spaziergange mit dem preussischen Geschäftsträger, Grafen Lazar Henckel, einem alten Collegen aus Petersburg, besprachen wir die Sachlage. Meine Ueberzeugung war, dass nur ein unerwartetes Ereigniss den gordischen Knoten entwirren könne. Ich führte mehrere Beispiele aus der Geschichte an, um zu beweisen, wie die Vorsehung in dergleichen Fällen schon mehrmals einen für den Menschenwitz ganz unverhofften Ausweg herbeigeführt habe.

„Aber, um Gottes Willen," fragte der nüchterne Henckel, „was für ein unerwartetes Ereigniss sollte jetzt helfen können?"

„Nun," antwortete ich, „wenn z. B. der Kaiser Nikolaus, der, wie wir beide wissen, der Urheber dieser Verwirrung ist, plötzlich stürbe? Würde — wenn er es selbst nicht vermag — sein Nachfolger nicht die Hand zum Frieden bieten können?"

„Vielleicht," gab mein Unterredner zu; „aber nach unseren letzten Berichten aus Petersburg befindet sich der Kaiser ganz wohl, und Dr. Mandt hegt nicht die geringste Besorgniss über seine Gesundheit."

So trennten wir uns, um uns wenige Stunden später im *Travellers Club* wiederzufinden. Henckel sass am Eingange des Speisesaales und winkte mir, an seinem Tische Platz zu nehmen.

„Sie waren," hub er an, „gestehen Sie es nur, einer der Mitverschworenen. Als ich nach Hause kam, lag ein Telegramm auf meinem Tische: Kaiser Nikolaus ist heute Nachmittag, gerade zur Zeit, als wir von ihm sprachen, plötzlich gestorben. Da haben Sie Ihr unerwartetes Ereigniss! Hoffen wir, dass es uns bald den Frieden bringe!"

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und wurde, wie vorauszusehen, mit Friedenshoffnungen in Verbindung gebracht. Aber noch schien der Frieden unmöglich, da das russische Nationalgefühl, namentlich durch die jüngste Niederlage bei Eupatoria, welche des Czaren Herz gebrochen, zu tief verletzt

war. Graf Nesselrode hatte jedoch schon wenige Tage nach der Thronbesteigung Alexander's II. die Friedensliebe des jungen Monarchen betont und kurz darauf die vier Punkte, über welche sich die Westmächte mit Oesterreich geeinigt, als Grundlagen für Präliminarien anzuerkennen sich bereit erklärt. Es wurden nun wiederum in Wien Conferenzen eröffnet. Lord Palmerston ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, seinen unbequemen Collegen Lord John Russell für einige Zeit von London zu entfernen und ihm die Verantwortlichkeit für diese diplomatischen Verhandlungen zuzuschieben. So gewann der Reform-Minister Zeit, fern von London über alle Fehler nachzudenken, die er in den letzten Monaten begangen. Unerfahren, weder der deutschen noch der französischen Sprache mächtig, war Lord John ganz darnach angethan, in Wien neue Fehler zu begehen und sich dadurch im Parlamente unmöglich zu machen. Palmerston konnte in seinem Interesse nichts Besseres wünschen.

Sobald Kaiser Napoleon erfuhr, dass ein englischer Cabinetsminister nach Wien gehen solle, entsandte er seinen eigenen Minister des Auswärtigen, Herrn Drouyn de Lhuys, gleichzeitig nach der Kaiserstadt, während der schon zum Nachfolger Nesselrode's ausersehene Fürst Gortschakoff Russland in der Conferenz vertrat. Die ersten zwei Punkte: Aufhören des russischen Protectorats über die Donaufürstenthümer und Serbien, und Regulirung der Donau-Schifffahrt in Gemässheit der Bestimmungen des Wiener Congresses, boten geringe Schwierigkeiten. Dagegen entspann sich ein lebhaftes Wortgefecht und ein nicht minder lebhafter Depeschenwechsel über den dritten Punkt, welcher die Revision des Dardanellen-Vertrages vom 13. Juli 1841 und das Aufhören des russischen Uebergewichts im Schwarzen Meere verlangte. Die Worte „*mettre fin à la prépondérance russe dans la Mer Noire*“ waren sehr elastischer Natur und liessen sich auf verschiedene Weise interpretiren. Die Westmächte, in Erinnerung an Sinope, verlangten, Russland solle überhaupt keine Kriegsschiffe mehr im Schwarzen

Meere halten dürfen. Gortschakoff erklärte, Sebastopol sei noch nicht genommen, werde wahrscheinlich nie genommen werden, und Russland müsse jeden Versuch, seine Seemacht zu limitiren, als eine einer Grossmacht unwürdige Demüthigung zurückweisen. Da machte Oesterreich einen Vermittelungsvorschlag: Russland solle sich verpflichten, den *status quo* von 1853 einzuhalten; jede der Westmächte das Recht haben, zwei Fregatten im Schwarzen Meere zu stationiren, um darüber zu wachen, dass Russland seine Flotte nicht vermehre. Zugleich versprach Oesterreich, es als einen *casus belli* zu betrachten, wenn Russland auch nur Ein Kriegsschiff mehr halte, als im Jahre 1853. Drouyn de Lhuys, der im Interesse des erschöpften Frankreich dem Kriege ein Ende zu machen wünschte, nahm diesen Vermittelungsvorschlag an und bewog Lord John Russell, ein gleiches zu thun. Beide wurden desavouirt. Drouyn de Lhuys gab seine Entlassung und wurde im Ministerium am Quai d'Orsay durch Walewski ersetzt; Lord John aber kehrte, von seinen Freunden und Gegnern verhöhnt, nach London zurück und blieb trotz alledem bis auf weiteres Minister.

Betrachtet man die Dinge wie sie heute liegen, so kann man nicht umhin, dem österreichischen Cabinet, sowie den beiden desavouirten Ministern der Westmächte in der Hauptsache Recht zu geben. Es ist unpolitisch, einem geschlagenen Feinde Demüthigungen aufzuerlegen, von denen sich dieser bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit nothwendig zu befreien trachten muss. Die Folge hat gelehrt, dass Russland eine solche Gelegenheit im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 gefunden hat. Versetzt man sich jedoch in die damalige Lage der Westmächte, so wird man begreifen, dass sie die Gewähr eines dauernden Friedens, das Mittel *de mettre fin à la prépondérance russe dans la Mer Noire* nicht in der Herstellung des *status quo ante* erblicken wollten. Man begreift ferner, dass man weder in London noch in Paris das *onus* auf sich laden wollte, im Schwarzen Meere Kriegs-

schiffe halten zu müssen, nur um die Russen gewissermassen polizeilich zu überwachen. Endlich war das eventuelle Zugeständniss Oesterreichs, eine Vermehrung der russischen Flotte im Schwarzen Meere über den Stand von 1853 als Kriegsfall betrachten zu wollen, werthlos, da man einen dauernden Friedenszustand, nicht einen unter der Asche fortglimmenden Krieg wollte. Abgesehen davon war der Decembervertrag hinfällig geworden, da die Westmächte ausser Stande gewesen, der k. k. Regierung die im Artikel 3 in Aussicht gestellte Unterstützung an Geld und Truppen zu gewähren. Oesterreich hatte die Räumung der Donaufürstenthümer ohne Schwertstreich erzwungen, auch eine ganz verloren gegangene Friedensbasis zurückgewonnen. Es war noch gerüstet, trug aber dennoch mit Recht Bedenken, sich activ an dem Kriege zu betheiligen. Wie konnte man erwarten, es werde den Krieg neu beginnen, nachdem es seine Armeen wieder auf Friedensfuss gestellt haben würde? In Wahrheit war der Augenblick noch nicht gekommen, Russland goldene Brücken zu bauen, da es noch nicht besiegt war, wenigstens sich selbst nicht dafür hielt. Der Krieg entbrannte daher von neuem, und die vom Prinzen Albert geplante Expedition gegen Kertsch hatte den Erfolg, dass sehr bedeutende Kriegsvorräthe den Russen entgingen und den Alliirten zu gute kamen.

Höchst bedenklich standen die Dinge in Paris. Die Unzufriedenheit mit dem Kriege, welchen Napoleon, wie man damals den Franzosen einzureden trachtete, lediglich im Interesse Englands führe, stieg mehr und mehr. Dies brachte den Abenteurer von Strassburg und Boulogne auf den Gedanken, in Person nach der Krim zu gehen, um dort durch einen glänzenden Sieg der leidigen Sache ein Ende zu machen. Die Absurdität dieses Gedankens lag auf der Hand. Die Armee selbst, welche den Kaiser für keinen Soldaten, geschweige denn für einen Feldherrn hielt, protestirte dagegen. Ein Misserfolg, oder auch nur eine längere Abwesenheit des Kaisers von

Paris, konnte seinen Thron und die Allianz in Frage stellen. Endlich würde es durchaus nicht den Wünschen Englands entsprochen haben, seine Truppen unter das Obercommando des französischen Machthabers zu stellen. Lord Palmerston ergriff den Stier bei den Hörnern. Er veranlasste Lord Clarendon, nach Boulogne zu gehen, um dem Kaiser das Project auszureden. Clarendon fand in der Umgebung Napoleon's die wärmste Unterstützung, und obgleich dieser scheinbar bei seiner Idee beharrte, durfte letztere doch als beseitigt betrachtet werden. Schliesslich endigte dieser Zwischenfall durch einen Wechsel des französischen Obercommandos. Der energische und entschlossene Marschall Pélissier ersetzte den tapferen aber unschlüssigen Canrobert.

Lord Clarendon besprach zugleich in Boulogne das Nöthige wegen des Besuches, den der Kaiser und die Kaiserin der Königin zugedacht hatten. Die französischen Gäste trafen am 16. April bei dichtem Nebel in Dover ein, wurden dort vom Prinzen Albert empfangen und über London nach Windsor geleitet. Ich hatte nie vorher solche Menschenmassen in den Strassen der Hauptstadt gesehen. Vom *Travellers Club* aus war der Zug, als er in Pall Mall einbog, sehr bequem zu beobachten. Der Jubel des Volkes machte augenscheinlich den besten Eindruck auf den schweigsamen Herrscher, während die Schönheit der Kaiserin die Menge enthusiasmirte. Im Vorbeifahren zeigte der Kaiser dem Prinzen in King Street das kleine Haus, welches er als Flüchtling bewohnt hatte. Die von Sir Theodore Martin in seinem *„Life of the Prince Consort"* veröffentlichten Tagebuchblätter der Königin Victoria verbreiten sich so ausführlich über diesen Besuch, dass wenig hinzuzufügen sein wird.

Am 19. April begaben sich die französischen Majestäten, einer Einladung des Lord Mayor von London folgend, nach Guildhall. Da die Stadt von französischen und italienischen Flüchtlingen wimmelte, war man nicht ohne Besorgniss, trotz der überaus gastfreundlichen Stimmung der Massen. Sir Richard

Mayne, Chef der Polizei, erzählte mir, er habe Tags vorher, am 18. April, auf Befehl Lord Palmerston's Mazzini, Kossuth und andere hervorragende fremde Flüchtlinge versammelt, um ihnen zu eröffnen: Lord Palmerston werde die *Alien Bill* sofort einbringen und alle politischen Flüchtlinge ohne Ausnahme binnen vierundzwanzig Stunden des Landes verweisen, falls dem Gaste der Königin während seines Aufenthaltes in England das geringste widerfahre. Diese Warnung machte den gewünschten Eindruck. Der Pöbel war so gegen die Flüchtlinge aufgebracht, dass ein ganz unschuldiger junger Mensch, in dessen Tasche man im Gedränge eine Pistole entdeckt hatte, bei Temple Bar in Stücke zerrissen worden wäre, hätte ihn nicht die Polizei in Gewahrsam gebracht. Die Fahrt vom Buckingham Palaste nach Guildhall wurde übrigens in einem geschlossenen Staatswagen und im schnellsten Tempo, zu dem die Isabellen der Königin zu bewegen waren, zurückgelegt. Die *Horse Guards,* welche die Escorte bildeten, umgaben die Carrosse. Es sah aus, als führe man einen Staatsgefangenen nach dem Tower, nicht den Gast Englands nach dem Palaste des obersten Magistrats der Metropole.

Das diplomatische Corps war zu dieser Festlichkeit geladen. Wir waren Alle unter dem Schutze von Gog und Magog, den uralten Riesenstatuen der Guildhall, versammelt, als das Hurrahrufen der Massen die Ankunft des Kaiserpaares verkündete. Die grosse Halle bot einen seltsamen Anblick. Man hätte sich auf einem Maskenfeste oder in die Zeiten der jungfräulichen Königin Elisabeth zurückversetzt glauben können. Diese Aldermen mit ihren langen Roben und goldenen Ketten, dieser Lord Mayor in seinem pelzverbrämten Gewande, von seinem aufgeputzten Hofstaate umgeben, gemahnten an die Tage Shakespeare's und Bacon's. Das wundersame Gemisch von unbeugsamem Freiheitssinne und kleinstädtischem Festklammern an uraltes Herkommen, von übertriebenem Nationalstolze und spiessbürgerlicher Speichelleckerei, welches den Londoner *cockney*

charakterisirt, trat überall drastisch hervor. Auf einer Estrade stand der Thron des Kaisers, welcher, vom Lord Mayor geleitet, langsam die Stufen hinauf stieg, Platz nahm und dann aus den Händen Walewski's — ich hätte beinahe gesagt, die Thronrede empfing. Er las dieselbe, in Beantwortung der etwas allzu servilen Adresse, mit vernehmlicher Stimme, aber nicht ohne fremdländischen Accent. Dann ging man zum Frühstück.

Ein kurzer Trinkspruch des Lord Mayor wurde lakonisch aber herzlich vom Kaiser erwidert. Der unvermeidliche *loving cup* musste circuliren und amüsirte die Kaiserin höchlich. Auch versäumte der Lord Mayor nicht, den uralten Sherry aus dem Napoleonsfasse anzupreisen, der dem Kaiser zu Ehren gespendet wurde.

Als wir nach diesem Feste auf unsere Equipagen warteten, war ich zufälligerweise so nahe an den kaiserlichen Wagen gedrängt worden, dass mir die Nervosität nicht entgehen konnte, mit welcher Napoleon und Walewski die Volksmassen beobachteten.

Eine Stunde darauf empfing uns das Kaiserpaar auf der französischen Botschaft in Albert Gate House, wo sich das diplomatische Corps vollzählig einfand. Diese Vorstellung bot nichts Bemerkenswerthes, nur schien der Kaiser sichtlich erfreut, der City mit heiler Haut entronnen zu sein.

Ausser den Kriegsräthen und Revuen, den Bällen und Diners im Waterloosaale trug sich damals in Windsor auch ein Vorgang zu, welcher für Napoleon III. erfreuliche Folgen haben sollte. Die herzliche Aufnahme, die er am englischen Hofe gefunden, ermuthigte ihn nämlich, der Königin die Sorge anzuvertrauen, welche ihm die Kinderlosigkeit der Kaiserin mache. Er appellirte an die in acht Wochenbetten gesammelten Erfahrungen Ihrer Majestät, um diese zu ersuchen, die Kaiserin zu einer Consultation zu bewegen. Sir Charles Lockock, der Leibarzt und Accoucheur der Königin, wurde berufen, und die von ihm verordnete Cur war so erfolgreich, dass neun Monate

später der *Prince Impérial* das Licht der Welt erblickte. Man begreift hiernach das Interesse, welches die Königin an diesem jungen Prinzen bis an sein unglückseliges Lebensende genommen hat.

Inzwischen hatte sich die Stimmung des Landes wesentlich geändert. Die Friedenspartei, welche früher im Unterhause nur aus Bright und Cobden bestand, zählte bereits viele einflussreiche Anhänger. Disraeli selbst, der schon aus persönlichen Gründen dem Kriege abhold war, weil er voraussah, dass derselbe die Amtsdauer seiner Gegner verlängern werde, trat jetzt, wenn auch noch nicht im Parlamente, für den Frieden ein.

Es bot sich mir damals auch Gelegenheit, der Agitation zu Gunsten des Friedens einigen Vorschub zu leisten. Mr. Tracey Turnerelli, Sohn eines italienischen, in England naturalisirten Bildhauers, hatte mir in Petersburg englischen Sprachunterricht gegeben. Früher Professor an der Universität zu Kasan, war Turnerelli nach Petersburg berufen worden und hatte an der unter der Leitung des Grossfürsten Constantin stehenden Militär-Akademie eine einträgliche Stelle erhalten. Der Krieg überraschte ihn in London, wo er auf Urlaub war, und nöthigte ihn, als englischen Unterthan, seinen Aufenthalt daselbst zu verlängern. Da sich die Feindseligkeiten in die Länge zogen, hatte der arme Mann seine Mittel erschöpft und klagte mir seine Noth. Er war nicht ohne Talent und hatte über Kasan und über russische Zustände mehrere Bücher in englischer Sprache veröffentlicht, welche Beifall gefunden. Dies brachte mich auf den Gedanken ihm zu rathen, in einigen Provinzstädten Vorlesungen — *lectures* — zu halten und die durch die Zeitungen gegen die „russische Barbarei“ genährten Vorurtheile zu bekämpfen. Ich gab ihm einige empfehlende Zeilen an Bright und Cobden mit, und diese waren gern bereit, Turnerelli als Friedensapostel in das Land zu senden. Seine Vorlesungen fanden Anklang und brachten ihm mehr ein als er erwartet hatte. Nach dem

Friedensschlusse besuchte er mich wieder und erzählte mir, er habe durch seine Vorlesungen das Herz einer jungen Dame gewonnen, die, katholisch wie er selbst, ihm ihre Hand und ihr Vermögen angeboten. So lebe er denn, ein glücklicher Ehemann, mit einem Einkommen von einigen tausend Pfund in seiner Villa in Brighton und könne seine russische Professorstelle leicht verschmerzen.

Dass sich die Friedenspartei schliesslich noch durch die Peeliten verstärkte, dass Gladstone und Sir James Graham, welche beide für die Kriegserklärung mit verantwortlich waren, jetzt mit Cobden und Bright gemeinschaftliche Sache machten, war eine Erscheinung, welche nur denjenigen auffallen konnte, die über die Prinzipienlosigkeit dieser Herren noch Illusionen hegten. Ihr politisches Glaubensbekenntniss reducirte sich darauf, der Meinung des Tages zu folgen und, wenn im Amte, sich nur zu fragen: Was musst Du thun, um zu bleiben — wenn in der Opposition, was, um wieder Minister zu werden? Freilich täuschten sie sich selbst häufig genug über die wahre Stimmung des Landes. Die Ueberlegenheit Lord Palmerston's beruhte auf seinem seltenen Instincte und seiner Kenntniss der Eigenthümlichkeiten der Nation.

Gegen Ende der Session war Lord John Russell wieder einmal unmöglich geworden. Die Geständnisse, welche er in der Sitzung vom 6. Juli ablegen musste, stellten es ausser Zweifel, dass er dem österreichischen Vermittelungsvorschlage in Wien mit vollster Ueberzeugung zugestimmt hatte. Da er trotz dessen Verwerfung in dem für die Fortsetzung des Krieges entschlossenen Cabinete blieb, so brachte die Opposition ein Misstrauensvotum ein. Dasselbe hatte, dank der Peeliten und der Anhänger der Manchester-Schule, alle Aussicht, angenommen zu werden. Lord Russell rettete das Ministerium nur, indem er am 13. Juli seine Entlassung einreichte.

Auf dem Kriegsschauplatze hatten die Russen im Juni einen von den Franzosen geplanten, von Raglan nur ungern gebilligten

Sturm auf die Bollwerke Sebastopols siegreich zurückgeschlagen. Der Führer der englischen Armee starb aus Gram über diesen unverschuldeten Misserfolg am 29. Juni. Dagegen erlitten die Russen an der Tschernaja im August eine empfindliche Niederlage, welche den Massstab ihrer Erschöpfung gab. Man fühlte allgemein, als das Parlament am 18. August geschlossen wurde, dass der Fall von Sebastopol und der Friede nur noch Fragen der Zeit seien.

Ueber den Gegenbesuch, welchen die Königin Victoria in Begleitung ihres Gemahles Ende August dem französischen Hofe abstattete, erfuhr ich nur dasjenige, was die umfänglichen Zeitungsberichte brachten, weil ich London kurz nach der Rückkehr Ihrer Majestät verliess, um mich nach Portugal und Spanien zu begeben.

König Dom Pedro V. war majorenn geworden und sollte die Regierung selbst in die Hand nehmen. König Johann wollte nicht unterlassen, diesem ersten Herzoge zu Sachsen, welcher den portugiesischen Thron bestieg, seine Glückwünsche darzubringen. Ich erhielt daher den Auftrag, mich zu diesem Zwecke in ausserordentlicher Mission nach Lissabon zu begeben. Ich wählte den Rückweg über Spanien, besuchte Cadiz und Sevilla, Gibraltar und die südlichen Küstenpunkte. Als ich Paris über Marseille erreichte, hatte ich seit Wochen keine Zeitung gesehen. Ich eilte zur Gräfin Walewska, welche sich bereits im Ministerium des Aeussern am Quai d'Orsay häuslich eingerichtet hatte. Sie lud mich für denselben Abend zu Tisch mit dem Bemerken, dass ich ihr helfen solle, drei auswärtigen Ministern die Honneurs zu machen. Sie nannte mir den Freiherrn von Beust, Herrn von der Pfordten und den Grafen Vilain XIV. So erfuhr ich zufällig die Anwesenheit meines Chefs in Paris. Er war mit Pfordten unter dem Vorwande der Weltausstellung gekommen, um dem Kaiser der Franzosen Frieden zu predigen. „*Ils sont venus,*“ sagte mir Walewski Abends im Vertrauen, „*enfoncer une porte ouverte. Sebastopol est pris, notre honneur militaire*

est sauf et nous ne demandons pas mieux que de faire la paix, mais ça ne dépend pas uniquement de nous. Il faut d'abord que les Russes entendent raison."

Aus Privatbriefen.

1855.

London, 15. Januar 1855.

.... Die täglich intimer werdenden Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich fangen an, den hiesigen Staatsmännern einige Besorgniss einzuflössen. Man fürchtet die Rückwirkung dieser Annäherung auf die Krisis, in der sich England befindet. Jedes Staubkörnchen verdient Beachtung, welches auf die nicht ohne Mühe in Gang gebrachte Maschine der englisch-französischen Allianz Einfluss üben könnte. So unzweifelhaft es ist, dass beide Mächte aus ihrem Bündnisse zu grosse Vortheile gezogen haben und täglich noch ziehen, um nicht daran festzuhalten, so wenig verhehlt man sich *de part et d'autre* die gegenseitigen Fehler und Schwächen und vermeidet eben darum beiderseits geflissentlich, sich in die Karten blicken zu lassen. Während mir Clarendon heute Morgen mit einer gewissen Geringschätzung von den Franzosen sprach, die nun hätten, was sie verdienten, eine eiserne Dictatur, zollte er eine fast unfreiwillige Huldigung den Herrschertalenten Napoleon's III., welcher — ein politischer Kopf erster Grösse — nach dem Grundsatze der Whigs „Alles für das Volk, nichts durch das Volk" regiere. Aber durch alle diese Aeusserungen blickte denn doch immer ein gewisser

aristokratischer Unmuth durch und das dunkle Vorgefühl, das in sich selbst gespaltene Ministerium werde nicht in der Lage sein, dem Herrscherwillen an der Seine einen der Würde Alt-Englands entsprechenden Widerstand zu leisten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Palmerston den Zweck seiner Reise nach Paris verfehlt hat. Er war hingegangen, um den Kaiser der Franzosen für eine revolutionäre, namentlich gegen Oesterreich gerichtete Politik zu gewinnen, und ist bekehrt zurückgekommen. Andererseits ist es ebenso gewiss, dass Lord John Russell in diesem Augenblicke damit beschäftigt ist, seine Idee eines reinen Whig-Cabinets der Genehmigung Napoleon's zu unterbreiten. Dafür, dass Lord Palmerston sich Lord John's Premierschaft gefallen lassen und als Kriegsminister unter ihm dienen würde, soll gesorgt sein. Clarendon würde dann im Auswärtigen Amte bleiben, Molesworth die Colonien, Sir George Grey das Innere übernehmen und Gladstone vielleicht das Schatzamt behalten. So liegen die Dinge heute. Russell's Rückkehr aus Paris sieht man mit ebenso grosser Spannung entgegen als den Nachrichten aus Wien. Denn sollten, was kaum zu erwarten, die Wiener Verhandlungen Aussicht auf Erfolg bieten, so würde das embryonische Whig-Cabinet noch einige Zeit hinter den Coulissen bleiben.

Das Fiasco der englischen Landmacht in der Krim kann übrigens in Petersburg kaum mit grösserer Schadenfreude beobachtet werden als in Paris. Süss duftet der Weihrauch, welchen die regierungsfeindlichen englischen Blätter der französischen Armee und ihrer trefflichen Organisation spenden. Der Traum einer künftigen Landung französischer Truppen in England erscheint nach der Krim-Expedition weniger chimärisch als früher. Die Berichte der heimgekehrten englischen Offiziere sind ganz darnach angethan, diesseits einzuschüchtern, jenseits zu grösserem Uebermuthe aufzuregen. Es wird erzählt, die Schilderungen Lord Cardigan's über die trostlose Lage der englischen Truppen hätten einen seiner Zuhörer so tief ergriffen, dass er vor

Schrecken darüber plötzlich gestorben sei. Ich kann die Anekdote nicht verbürgen, jedenfalls aber charakterisirt dieselbe die hiesige Stimmung. Das getrennte Commando hat die übermässige Anstrengung der englischen Truppen zur Folge gehabt, welche bis jetzt beiläufig 15,000 Mann verloren haben. Während der schwere Dienst in den Laufgräben nur jede vierte oder fünfte Nacht den Franzosen zufällt, müssen die numerisch schwächeren Engländer denselben durchschnittlich jede zweite Nacht verrichten. Die Folge davon sind die fast täglichen Ueberraschungen englischer Wachposten, welche von den Russen häufig im Schlafe überfallen und niedergemetzelt werden, ehe ein Alarmsignal gegeben werden kann.

Für alles dies macht die öffentliche Meinung die Minister persönlich verantwortlich; mit Unrecht, wie das „Journal des Débats“ unlängst in zwei trefflich geschriebenen Artikeln ausgeführt hat. Nicht die Personen tragen die Schuld, sondern das System; und das wird man bald überall in England fühlen. Heute schon kommt man zu der Ueberzeugung, dass das britische Reich zu seiner eigenen Sicherheit einer Armee bedarf, mindestens doppelt so stark als die bisherige, und dass man dieselbe haben könnte, ohne mehr dafür auszugeben. Was die jetzige kostet, ist unglaublich. Der Tag der Abrechnung wird ein schwerer sein. Ueber die Verwirrung, die im Kriegs-Departement herrscht, nur einige Beispiele. Es geht die Meldung ein, dass die Truppen Handschuhe brauchen. Der Staatssecretär des Krieges, Herzog von Newcastle, befiehlt sofort 40,000 Paare abzusenden. Der Kriegssecretär, Sidney Herbert, erfährt nichts von dieser Sendung und lässt gleichzeitig 50,000 Paare expediren. Die 90,000 Paare Handschuhe kommen glücklich an, werden vertheilt, und es zeigt sich, dass sie durchaus unbrauchbar sind. Raglan bittet dringend um Winterkleider für seine Truppen, sowie um Medicamente und Charpie. Ein ganzes Schiff wird damit befrachtet, es trifft auch wirklich in Balaclava ein, kehrt aber mit seiner vollen Ladung wieder nach England zurück, weil sich niemand gefunden, die-

selbe in Empfang zu nehmen. Das sind Vorgänge, die sich tagtäglich wiederholen, da niemand weiss, wer Koch oder Kellner ist. So werden Hunderttausende vergeudet, und die Armee friert und verhungert.

Die allgemeine Wehrpflicht würde nicht nur eine numerisch stärkere Armee schaffen, sondern auch den unnöthigen Luxus beseitigen, mit welchem die geworbenen Truppen heute verwöhnt werden. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist aber ohne eine alles Bestehende in Frage stellende Staatsumwälzung unmöglich. Würde der britische Individualismus durch die Conscription gebrochen, wie bald würde dann die Aristokratie, welche diesen Individualismus in letzter Instanz repräsentirt, von der Bühne verschwinden. Eine aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangene Armee würde in diesem Lande der Freiheit nothwendig ein demokratisches Gepräge haben und sich von der geworbenen aristokratischen wesentlich unterscheiden. Wem würde sie gehorchen? dem Parlamente oder der Krone? Nach dem Tode Cromwell's, des Schöpfers des ersten demokratischen Heeres, welches England besessen, tauchte dieselbe Frage schon einmal auf. Monk löste sie damals, wie Louis Napoleon heute vor unseren Augen. Wenn die Krone so weise, wie sie heute getragen, vererbt wird, könnte sich eine ähnliche Lösung wieder ergeben.

Um die Hochkirche steht es nicht viel besser als um die geworbene Armee. Der von den Peeliten im geheimen unterstützte Puseyismus scheint keine Zukunft zu haben. Aber das Secten- und Dissenter-Wesen nimmt dergestalt überhand, dass schon eine grosse Anzahl anglikanischer Kirchen leer steht. Versöhnung mit Rom erscheint schon manchen Führern der numerisch geschwächten Hochkirche als die einzige Rettung, und man hört oft hervorheben, dass der Papst die ununterbrochene apostolische Filiation in der Weihe der englischen Bischöfe anerkenne. Die kirchliche Frage ist zur politischen geworden. Die *Dissenters,* welche die Mehrheit für sich haben, murren bereits

über die vielen Pfründen der anglikanischen Geistlichkeit und fragen sich, warum sie für diese Sinecuren beisteuern sollen. Eine ernste Bewegung gegen das Institut der Staatskirche würden die alten in voller Auflösung begriffenen Parteien kaum aufzuhalten vermögen, und sie verhehlen sich nicht, dass dieser Grundpfeiler der britischen Constitution durch die radicale Brandung in bedenklicher Weise unterwühlt wird.

London, 23. April 1855.

In meinen amtlichen Berichten habe ich absichtlich nichts Näheres über den Eindruck sagen wollen, welchen das französische Kaiserpaar hier zurückgelassen. Ich bitte um die Erlaubniss, diese Lücke im Privatwege ausfüllen zu dürfen.

Wie bekannt, trug Lord Aberdeen vor Jahr und Tag Bedenken, dem dringenden Wunsche Napoleon's III. nach einer persönlichen Entrevue nachzugeben. Er hatte guten Grund zu fürchten, dass dieselbe nur eine Erkaltung der nicht ohne Mühe angeknüpften persönlichen Beziehungen gegenseitig hervorrufen werde. Der Triumph, welchen Takt und persönliche Liebenswürdigkeit über nicht ganz ungerechtfertigte Vorurtheile davongetragen haben, verdient daher um so mehr hervorgehoben zu werden. Die Boulogner Zusammenkunft hatte den Weg einigermassen geebnet, aber bei der Selbständigkeit des Urtheils, welche an höchster Stelle hier vorwaltet, waren die Besorgnisse des Premierministers keineswegs beseitigt. Die Linie zwischen Kaiser und Parvenu ist nach Allem, was ich höre, mit seltener Geschicklichkeit eingehalten worden. Ohne sich das geringste zu vergeben, hat der hohe Gast, nicht ohne Ostentation, die tiefste Deferenz vor dem historischen Rechte der Königin zur Schau getragen. Auch hat die Bescheidenheit gerechten Beifall gefunden, mit welcher die populären Ovationen entweder ignorirt oder als Aufmerksamkeiten des Hofes aufgefasst wurden. Man

gab sich den Anschein der biedersten Treuherzigkeit und Einfachheit und vermied dabei jedes Haschen nach einer vorzeitigen Vertraulichkeit. Eine gewisse Schüchternheit und Unsicherheit mussten um so angenehmer überraschen, als man auf brüske Manieren und dictatorisches Hervortreten gefasst war. Mit einem Worte: *on a été dans ses petits souliers et on a fait pattes de velours.*

Entschieden gefallen hat die Kaiserin in ihren geschmackvollen Toiletten und mit ihrem namentlich für eine Spanierin blendend weissen Teint. Sie sieht auffallend jung aus; man würde sie eher für 18 als für 28 Jahre alt halten. Ihre Bewegungen haben etwas ungezwungen Graziöses trotz des unheimlichen, um nicht zu sagen unnatürlichen Ausdruckes ihrer *mater dolorosa*-Augen. Ihre kindliche Einfachheit hat sehr angesprochen; namentlich schwärmt die 15jährige *Princess Royal* für die schöne kaiserliche Freundin. Es hat beim Abschiede bittere Thränen gekostet. Der Königin Herz hat Eugenie gewonnen durch die liebenswürdige Art mit den Kindern umzugehen und durch die Sehnsucht nach ähnlichem Segen, der ihr versagt zu sein scheint.

In dem Ordenskapitel, welches dem ersten Kriegsrathe voranging, wurde die Frage aufgeworfen, ob der neuernannte Ritter des Hosenbandes dem Orden den üblichen Eid der Treue leisten wolle. „Dem Orden nicht allein, sondern der Monarchin, die ihn mir verliehen, und zwar für ewige Zeiten *(pour tout jamais)*,“ lautete die Antwort des Kaisers. Solche Demonstrationen sind hier auf dankbaren Boden gefallen und haben die Erreichung des Zweckes, den man im Auge hatte — Solidarität während des gegenwärtigen Krieges —, in sichere Aussicht gestellt.

Bei alledem sucht Napoleon III. die Schuld, dass es noch nicht zum Frieden gekommen, lediglich der englischen Regierung zuzuschieben. Es wird mir versichert, er habe in Privatbriefen an drei einflussreiche Persönlichkeiten in Paris diesem Gedanken

in beiläufig folgenden Worten Ausdruck gegeben: „*J'avais cru que ce bon Drouyn de Lhuys s'était trompé en affirmant que les Anglais étaient si belliqueux. J'ai voulu voir par moi-même, et malheureusement ce bon Drouyn de Lhuys a raison. Il n'y a rien à faire, on n'est pas allié pour rien, et il faut bien faire ce dont les Anglais, qui ont le diable au corps, ne veulent pas démordre etc.*“ Die armen Engländer! Sie sind an Allem schuld!

Der neue französische Marine-Minister ist durch ein Decret dd. Windsor 19. April 1855 ernannt worden. Napoleon I. hat das *Règlement des sociétaires du Théâtre français* in Moskau decretirt; aber nach Windsor ist er doch nicht gedrungen und hat auch keine Adresse *de sa bonne ville de Londres* entgegen zu nehmen gehabt.

London, 19. Mai 1855.

.... Aus den sehr vorsichtigen Aeusserungen meines österreichischen Collegen konnte ich nur soviel entnehmen, dass das k. k. Cabinet Alles aufbietet, um den Faden der Verhandlungen trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht abreissen zu lassen, und nach beiden Seiten den Bruch zu verhindern entschlossen scheint. Das den Westmächten gegenüber im December-Vertrage genommene Engagement erscheint noch zu bindend, um Oesterreich zu gestatten, sich rückhaltslos der von uns festgehaltenen Neutralitätspolitik anzuschliessen. Die Solidarität der vier Punkte, bemerkte Graf Colloredo, sei übrigens nicht nur formell, sondern auch materiell als eine gegebene Nothwendigkeit aufzufassen. Nicht bloss, weil die vier Punkte in ihrer Gesammtheit die Grundlage des December-Vertrages bildeten, sei der dritte Punkt mit in das Programm aufgenommen worden, sondern weil Oesterreich in einer Beschränkung der russischen Seemacht im Schwarzen Meere die einzig denkbare reale Garantie für die in Betreff der ersten beiden Punkte erlangten Concessionen zu suchen habe. Die Aufgabe sei, sich gemeinsam über das Mittel zu verstän-

digen, dieser Beschränkung eine annehmbare Form zu sichern. Von der Schleifung Sebastopols wollten die Westmächte nur absehen, wenn ihnen dagegen eine Limitation garantirt würde, welche diese Festung aggressiv unschädlich macht. Oesterreichischerseits habe man sich bemüht, zu zeigen, dass es vollkommen genüge, von Russland die Anerkennung des Princips der Limitation zu erlangen. Kommt es doch nicht darauf an, ob Russland im Schwarzen Meere vier oder zwanzig Schiffe hält. Das Petersburger Cabinet muss vielmehr zu der Erkenntniss gebracht werden, dass die unbeschränkte Vermehrung seiner Streitkräfte in dem *mare clausum* eine vernünftige Lösung der orientalischen Frage, eine Beruhigung der gegenseitigen Eifersucht und sonach die Rückkehr zu dem allerseits gewünschten dauerhaften Frieden unmöglich machen würde. Mein Einwand, dass die vorgeschlagene Limitation illusorisch bleiben werde, ward mit der Bemerkung beantwortet, man schliesse Verträge mit der präsumtiven Absicht, sie zu halten. Die Aufstellung des *casus belli* für jene Eventualität sei das einzige *compelle,* welches völkerrechtlich existire.

Uebrigens wurde nicht in Abrede gestellt, dass es eine gewisse Linie gebe, über welche hinaus Oesterreich den Westmächten auf keinen Fall folgen werde; wie denn diese ihre Forderungen einer Schleifung Sebastopols und einer Veränderung der bestehenden Territorialabgrenzungen auf Andringen des k. k. Cabinets bereits zurückgezogen haben.

Nicht ohne Genugthuung sprach mir Colloredo von der Haltung Walewski's während dessen jüngsten dreitägigen Besuches in London. Die mehrjährigen grossen Verhandlungen, sowie die hier gesammelten Erfahrungen hätten den neuen französischen Minister in erfreulicher Weise gereift und manche Spuren eines nicht ungefährlichen Dilettantismus verwischt. Er habe gelernt, das Mögliche zu wollen, persönliche Sympathien und sanguinische Wünsche staatsmännischer Erwägung unterzuordnen und scheine redlich bemüht, das Friedenswerk thun-

lichst zu fördern. Die Befürchtung, Graf Walewski werde die polnische Frage mit besonderer Vorliebe behandeln, sei unbegründet. Während des Wiener Congresses sei vielleicht eine andere Lösung denkbar und wünschenswerth gewesen. Jetzt habe sich Alles so verwachsen, dass gar nicht abzusehen, auf welche Weise man die Sache angreifen könne. Wie mancher gehe lieber mit einem krummen Arme einher, als sich der Gefahr eines neuen Bruches und vielleicht möglichen Brandes auszusetzen. Hiernach scheinen die Verhandlungen über den dritten Punkt noch zu schweben. Die Westmächte dürften, nach der im Parlamente geführten Sprache Palmerston's und Clarendon's zu schliessen, sich die vorsichtigste Behandlung des k. k. Cabinetes zur Pflicht gemacht haben.

Man hat hier auch von einem Ultimatum gesprochen, welches Oesterreich nach Petersburg gesendet habe oder zu senden im Begriffe stehe. Doch möchte dieses Gerücht vorläufig jeder Begründung entbehren. Zwar ist Graf Valentin Esterházy bestrebt, künftigen Vorschlägen seines Hofes bei dem russischen Gouvernement die Wege zu ebnen, aber von Formulirung eines förmlichen Projectes wird man in Wien jedenfalls absehen, solange es noch nicht gelungen, hier und in Paris die für die Lösung des dritten Punktes gesuchte gemeinsame Grundlage zu finden.

Die bei Aufstellung des letzten von den Westmächten verworfenen Vermittelungsvorschlages gemachten unliebsamen Erfahrungen bieten Oesterreich hinreichenden Grund, bei Aufsuchung der neuen Verhandlungsbasis die grösste Zurückhaltung zu beobachten. Schweben daher die Verhandlungen darüber hier, so dürfte kaum etwas Bestimmtes davon verlauten, solange kein wirkliches Resultat vorliegt. Die Ungeduld des hiesigen Publikums und die unberechenbare Indiscretion der Presse motiviren hinlänglich die strengste Geheimhaltung.

Der beiliegende Leitartikel der „Times“ beweist, dass man sich hier allmählig daran gewöhnt, die Neutralität Deutschlands als eine vollendete Thatsache aufzufassen.

Mit Preussen sind die Verhandlungen ganz abgebrochen. Herr von Usedom, welchen man schon seit mehreren Wochen als *„used up“* bezeichnete, gedenkt am 20. d. ganz von der hiesigen Bühne zu verschwinden.

Die innere Krisis dauert fort, und manche glauben, die Tage des Palmerston'schen Ministeriums seien gezählt. Jedenfalls ist es ein bedenkliches Symptom des Verfalles, in welchem sich der englische Staatskörper befindet, dass der äussere Krieg, anstatt den inneren Parteikämpfen ein Ziel zu setzen, diese nur verschärft, und dass die Friedensfrage, zum Spielball der Factionen geworden, heute so, morgen anders beantwortet wird. Das wahre Interesse des Landes wird dabei aus dem Auge verloren, und die Fortsetzung des Krieges dient nur als Mittel, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen oder sich im Besitze derselben zu erhalten. Die vielgerühmte Erbweisheit würde den Spott herausfordern, wenn nicht ein anderes Gefühl überwöge. Der Fluch der Mittelmässigkeit lastet auf den Führern aller Parteien. Die verknöcherten Formen einer altersschwachen, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit gehandhabten Routine tödten Geist und Leben und verhüllen nur schlecht die immer mehr um sich greifende Staatskrankheit. Vergebens sieht man sich nach frischen Kräften um, vergebens nach Männern, die noch nicht dem *marasmus senilis* mehr oder weniger verfallen sind. Gerade diese Armuth an grossen Charakteren bestärkt in der Vermuthung, dass England den Höhepunkt seiner Grösse bereits überschritten hat und nur noch von den Erinnerungen früheren Ruhmes, von dem Kapitale, nicht von den Zinsen, des kostbaren Vermächtnisses kräftigerer Generationen zu zehren verurtheilt ist. Das drückende Gefühl macht sich zwar überall, aber nicht in einer Weise geltend, welche die Hoffnung einer Besserung in sich trüge. Es zeigt sich dies recht deutlich, wenn man die gegen-

wärtige Sachlage mit den massgebenden Persönlichkeiten bespricht. Ueberall, wo ich anklopfte, fand ich eine unglaubliche Unkenntniss der Thatsachen. Von den hiesigen Friedensfreunden scheinen nur Lord Grey und Gladstone die Wiener Protokolle wirklich gelesen zu haben. Die Uebrigen waren höchlichst verwundert, wenn ich ihnen nachwies, dass die russischen Concessionen denn doch umfassend genug seien, um Beachtung zu verdienen. Sie gaben dies zu, bemerkten auch, dass sie für ihre Person nichts mehr wünschten, als die Herstellung des Friedens; aber für Lord Grey oder Mr. Gibson zu stimmen, das könne man ihnen nicht zumuthen, weil sie sich dadurch zu unpopulär machen würden. Beide möchten ganz Recht haben, aber niemand glaube es ihnen. Das Land wolle den Frieden, das Gouvernement auch, aber der Kaiser Napoleon wolle nicht. Darum müsse man selbstverständlich den Krieg fortsetzen, denn man könne doch nicht mit einem Monarchen brechen, der so viel für England gethan. Auf die Frage, was er denn eigentlich für England gethan, bleibt man die Antwort schuldig. Dass man aber einem Fremden gegenüber diese Abhängigkeit von dem französischen Machthaber ohne alle Scham eingesteht, ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit.

Noch charakteristischer ist, dass Napoleon III. seinerseits umgekehrt die Kriegslust der Engländer betont, um die in Frankreich immer mächtiger werdende Friedenspartei zu beschwichtigen. *Qui trompe-t-on ici?*

Das englische Ministerium hat ein Janus-Gesicht. Der Presse und den radicalen Schreiern gegenüber möchte es sich gern den Anschein geben, Drouyn de Lhuys' Sturz veranlasst und die Franzosen genöthigt zu haben, den Krieg fortzusetzen. In diplomatischen Kreisen dagegen sucht man Alles hervor um zu beweisen, wie gern man den österreichischen Vermittelungsvorschlag angenommen hätte, wäre nur Louis Napoleon nicht so entschieden dagegen gewesen.

Unter diesen Umständen ist von dem Gibson'schen Antrage kaum etwas Erspriessliches für den Frieden zu erwarten; ebensowenig von der Motion Lord Grey's, deren Discussion bis nach der Unterhausdebatte verschoben worden ist. Letztere könnte einen Wendepunkt in der Geschichte Englands herbeiführen, wenn die Politik dieses Landes von einem wahrhaft patriotischen, über die Strömungen des Augenblickes erhabenen Parlamente, nicht von der anonymen Tagespresse, geleitet würde. Dass sich Gladstone und Sir James Graham bereit zeigen, Milner Gibson zu unterstützen, ist bedeutungsvoll. Mit ersterem speiste ich gestern bei der Königin, und er verhehlte mir seine Auffassung durchaus nicht. „Sie begreifen," sagte er u. a., „dass ich nur in der Ueberzeugung, eine heilige Pflicht zu erfüllen, die furchtbare Verantwortlichkeit auf mich nehmen kann, Gibson's Antrag zu unterstützen. Ich thue es, weil nach meinem Dafürhalten die von Russland gewährten Concessionen ausreichende Garantien enthalten. Werden doch dadurch alle die tausend Fäden der alten Verträge zerrissen, welche dem Petersburger Cabinete den Vorwand boten, sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei zu mischen. Ich bestärkte Gladstone selbstverständlich in dieser seiner Ueberzeugung und suchte ihm zu beweisen, dass selbst eine zweite Auflage des Friedens von Amiens im Interesse Englands liegen würde. Denn strebe Russland wirklich nach der Eroberung von Constantinopel, so könne es mit den Resultaten der letzten zwei Jahre vollkommen zufrieden sein. Die Fortsetzung des Krieges müsse die Türkei nur mehr und mehr schwächen, während England den thatsächlichen Beweis geliefert habe, dass es für einen Weltkampf noch nicht ausreichend gerüstet sei. Sei daher unter den jetzigen für das britische Reich so ungünstigen Umständen der zu erstrebende Friede in Wahrheit auch nur ein Waffenstillstand, so würde derselbe doch immer den unleugbaren Vortheil bieten, Zeit zu ausreichenden Rüstungen zu gewinnen.

Was die Tories anlangt, so wird ihre Haltung in der Montags-

Debatte immerhin einiges Interesse darbieten, obgleich sie den Antrag Gibson's ebensowenig wie den Layard's offen unterstützen werden. Principiell sind sie aber insoweit mit Gibson und den Peeliten einverstanden, dass kein Grund vorlag die Unterhandlungen abzubrechen, nachdem man einmal die Basis der vier Punkte angenommen. Einzelne Führer der conservativen Partei gehen noch weiter, indem sie offen aussprechen, dass die russischen Vorschläge für einen dauernden Frieden praktischere Anhaltspunkte bieten als die der Westmächte. Wenn die Tories dennoch nicht mit Gibson stimmen, so geschieht dies hauptsächlich, weil sie die Einmischung des Parlamentes in diplomatische Verhandlungen perhorresciren und demselben nur das Recht zusprechen, die Politik des Ministeriums im allgemeinen durch ein Misstrauensvotum zu bekämpfen.

In der That scheint die Opposition entschlossen, gleich nach den Pfingstferien durch ein Misstrauensvotum die Cabinetsfrage vor das Haus zu bringen. In dieser Beziehung verdient der Leitartikel der heutigen „Press“ Beachtung [1].

N. S. — Sir Hamilton Seymour ist eifrig bemüht, zur Mässigung zu mahnen. Er predigt den Ministern täglich: Könnt

---

[1]) Milner Gibson hatte eine Adresse an die Krone beantragt, in welcher das Bedauern ausgesprochen werden sollte, dass die durch die Wiener Conferenzen gebotene Gelegenheit eines friedlichen Ausgleiches nicht verwerthet worden, da die Auffassung des 3. Punktes seitens Russlands die nöthigen Elemente für die Fortsetzung der Conferenzen wie für einen dauernden ehrenvollen Frieden enthalten habe. Als dieser Antrag am 21. Mai im Unterhause discutirt werden sollte, bewogen die Peeliten den Antragsteller zu einer Vertagung. Am 6. Juli tauchte die Frage wieder auf und veranlasste Sir E. Bulwer Lytton, im Namen der conservativen Partei ein förmliches Misstrauensvotum zu stellen (10. Juli), welches jedoch zurückgezogen wurde, da Lord John Russell's Entlassung (13. Juli) das schwer bedrohte Ministerium rettete. [Vgl. The Life of His Royal Highness the Prince Consort, by Sir Theodore Martin, Vol. III (London 1877), S. 281 u. ff. u. 305 ff.; ferner: Memoirs of an Ex-Minister, by the Earl of Malmesbury, Vol. II (London 1884), S. 29 u. ff.]

Ihr Russland Provinzen entreissen und diese als Unterhandlungsobjecte benutzen, so thut es. Könnt Ihr es nicht, so macht Frieden, aber keinen für Russland demüthigenden. Ich kenne dieses Land zu genau, um nicht zu wissen, dass ein solcher Friede gleichbedeutend mit einem permanenten Kriegszustande sein würde.

London, 16. Juli 1855.

Der zwischen den Westmächten und Russland entbrannte Krieg ist seit Verwerfung des österreichischen Vermittelungs-Vorschlages in eine ganz neue Phase getreten, deren Bedeutung täglich fühlbarer wird.

Lord John Russell's parlamentarische Geständnisse vom 6. Juli, und die in dem 15. Hefte der „*Eastern Papers*“ veröffentlichten Staatsschriften haben nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Gegenwart und Zukunft der englisch-französischen Politik unheimliche Streiflichter geworfen. Ein Blick auf die Umstände, unter denen der nur gedachte Wendepunkt in Paris eingetreten, wird das Bild vervollständigen.

Bekanntlich hatte sich das französische Cabinet bereits für die Annahme der österreichischen Proposition entschieden, und Walewski war schon beauftragt, eine übereinstimmende Entschliessung der englischen Regierung zu erwirken. Da traf die Nachricht von dem Misslingen des Sturmes auf die Aussenwerke Sebastopols (Redan; 18. Juni) ein, und der Kaiser Napoleon änderte seine Ansicht, indem er Drouyn de Lhuys befahl, Walewski im entgegengesetzten Sinne zu instruiren. Vergebens bot der französische Minister des Auswärtigen Alles auf, um seinen Kaiser von diesem Schachzuge abzuhalten. Da alle seine Gegenvorstellungen ohne Erfolg blieben, liess Drouyn de Lhuys die neuen Instructionen für Walewski den Befehlen des Kaisers gemäss zwar aufsetzen, reichte aber

zugleich seine Entlassung ein. Er verliess Paris, ohne den Kaiser wieder zu sehen, eine ihm angebotene Audienz als gegenstandslos ablehnend. So wenigstens erzählt man den Hergang in hiesigen wohlunterrichteten Kreisen. Jedenfalls steht soviel fest, dass Drouyn de Lhuys, Persigny und Bourqueney, ja sogar — wie Sir Cornewall Lewis mir gestern versicherte — auch Walewski übereinstimmend der Ansicht waren, die russischen Instructionen zu den zwei ersten Punkten, in Verbindung mit dem österreichischen Vermittelungsvorschlage zum dritten, enthielten theoretisch eine vollständige Lösung der orientalischen Frage. In England sind alle diejenigen, welche überhaupt in europäischen Angelegenheiten ein staatsmännisches Urtheil haben, derselben Ansicht. Palmerston und Clarendon haben jedoch nicht den Muth, dieser ihrer besseren Ueberzeugung zu folgen. Tragen sonach die Westmächte die Schuld, durch Verwerfung eines sachgemässen Vermittelungsvorschlages die Wiederherstellung des Friedens verhindert zu haben, so erwächst aus dieser Thatsache für Oesterreich und Deutschland eine ganz neue Aufgabe. Mit dem blossen Wiederkäuen verbrauchter Sätze und Redensarten ist es nicht gethan.

Ob der Krieg hätte verhindert oder wenigstens längst beendet werden können, wenn Oesterreich von vornherein von Deutschland einmüthig unterstützt worden wäre? oder ob der Kaiserstaat durch die passive Tenacität seiner deutschen Bundesgenossen vor den Gefahren eines unberechenbaren Offensiv-Krieges bewahrt worden ist? darüber zu streiten, ist jetzt nicht mehr an der Zeit. Mehr denn je gilt heute das *„hic Rhodus — hic salta!“* Wenn nicht alle Anzeichen trügen, tritt die Politik der Westmächte mehr und mehr in das Stadium der Verzweiflung. Es ist wahr, Lord Palmerston hat noch am 6. Juli jeden Gedanken an die Entfesselung der italienischen Revolution von sich gewiesen. Auch in den Tuilerien verhehlt man sich die Gefahren nicht, welche eine Verwerthung angeblich unterdrückter Nationalitäten für den eigenen Thron nach sich ziehen würde.

Die Politik der Verzweiflung ist jedoch unberechenbar. Noch mehrere Niederlagen wie die vom 18. Juni, und die alliirten Armeen in der Krim würden an ihre Einschiffung denken müssen. Als nur 50,000 Mann auf dem blutgetränkten Boden standen, konnte ein solcher Entschluss wohl gefasst werden. Man bereut vielleicht heute, Raglan's Rath kurz nach der Schlacht an der Alma nicht befolgt zu haben. Mit 200,000 Mann kann von einer freiwilligen Einschiffung nicht die Rede sein. Auch weiss man, dass Napoleon III., über die russischen Massenbewegungen erschreckt, täglich Verstärkungen nachsendet. Je mehr er aber Frankreich von Truppen entblösst, desto weniger wird er in der Lage sein, etwaigen Insinuationen Widerstand zu leisten, welche eine revolutionäre Diversion empfehlen könnten. Nun ist aber bekannt, dass man englischerseits im geheimen schon seit Monaten darauf hingearbeitet hat, die Intimität zu stören, welche zwischen Frankreich und Oesterreich bisher obwaltete. Sollte Kaiser Napoleon durch seine Verwerfung des österreichischen Vermittelungsvorschlages in eine ihm von Lord Palmerston gestellte Falle gegangen sein? Uebrigens ist man hier nicht ohne Besorgniss für Indien und das Praestigium Englands in Asien, da man sich sagen muss, dass die jetzige Allianz mit Frankreich eine wirkliche Niederlage in der Krim nicht überleben würde. Ginge nun aus der jetzigen Krisis ein revolutionäres Kriegsministerium hervor, so würde es sich höchst wahrscheinlich beeilen, in Italien und zunächst in Sicilien die ersten Karten auszuspielen. Versichert sich Palmerston der Majorität, indem er allen Ernstes mit einer Parlamentsauflösung droht, so ist er nach Entfernung John Russell's, seines einzigen Rivalen, in Wahrheit Dictator. So wenig Kraft der altersschwache Premier auch in der Leitung des regelmässigen Krieges gezeigt haben mag, an diabolischer Geschicklichkeit, mit Hilfe der Umsturzpartei einen Weltbrand zu entzünden, würde es ihm namentlich dann nicht fehlen, wenn er darin das Mittel erblicken sollte, seine verlorene Popularität

zurückzugewinnen. Schon die Zusammenstellung des letzten Blaubuches deutet auf feindselige Absichten gegen Oesterreich. An Veröffentlichung geheimer Unterredungen ist man zwar gewöhnt, aber die jüngsten Indiscretionen überbieten alles Dagewesene und werden hoffentlich für die Zukunft zur Warnung dienen. Auch das ist bezeichnend, dass ein hiesiges ministerielles Blatt, der „Globe“, die Notiz bringen durfte, die sardinische Regierung habe hier und in Paris vorgestellt, dass ein vom „Joche“ Oesterreichs befreites Oberitalien 30,000 anstatt 15,000 Mann der „heiligen Sache der Civilisation“ in der Krim zur Verfügung stellen könnte.

Unter diesen Umständen muss sich jedem deutschen Patrioten, der von dieser europäischen Warte aus das heranziehende Gewitter beobachtet, die Frage aufdrängen, ob es nicht hoch an der Zeit sei, durch kräftiges, einmüthiges Handeln der drohenden Revolution zuvorzukommen? Sollte es denn nicht möglich sein, das in Wien gewonnene Friedensmaterial zu einer Verständigung zwischen Oesterreich, Deutschland und Russland zu verwerthen, bevor in der Krim die Würfel der Entscheidung gefallen sind? Und wenn dies gelungen, wäre es dann nicht an der Zeit, Louis Napoleon daran zu erinnern, dass Gesammt-Deutschland die erforderliche Macht besitzt, den Frieden zu gebieten, und zu diesem Zwecke sich nicht scheuen würde, den wohlbekannten Marsch nach Paris, wenn nöthig, ein drittes Mal anzutreten? Würde eine solche einmüthige Demonstration nicht vieles Blut sparen? Wenn man sich in Paris vor etwas fürchtet, so ist es vor einem Kriege mit Deutschland. Die Drohung allein würde hinreichen. Auf den Bruch kann es Frankreich heute nicht ankommen lassen. Gesetzt, es höbe den Handschuh auf, so würde ein regelmässiger Krieg immer als das kleinere Uebel erscheinen im Gegensatze zu einem von Palmerston mit Napoleon im Bunde angefachten Weltbrande, der alles Bestehende auf dem Continente in Frage stellen müsste. Ist aber die Einigung Gesammt-Deutschlands die *conditio sine qua non* der Wiederherstellung eines

dauernden Friedens, so ist es gleichgiltig, auf welcher Grundlage diese Einigung erfolgt. Die Staatsmänner Oesterreichs würden nur im wohlverstandenen eigenen Interesse handeln, wenn sie heute eine Frontstellung ganz Deutschlands gegen Westen mit denselben Argumenten befürworteten, deren sie sich im vergangenen Jahre bedienten, um eine Frontstellung gegen Osten zu empfehlen.

London, 31. Juli 1855.

Eine Jugendfreundin der Fürstin Lieven macht, obgleich mit einem früheren englischen Cabinetsminister vermählt, so wenig Hehl aus ihren russischen Sympathien, dass sie das bekannte Trauer-Bracelet zum Andenken des Kaisers Nikolaus täglich an ihrem Arme zur Schau stellt. Sie ist natürlich ganz gegen den jetzigen Krieg und hatte gestern mehrere Friedensfreunde, u. a. Disraeli, Bright, den preussischen Gesandten und mich, zum Luncheon geladen.

John Bright, ein Baumwollenspinner aus Manchester, lebt in Quäkerkreisen, welche uns Diplomaten schwer zugänglich sind. Unserer liebenswürdigen Wirthin hatte es einige Mühe gekostet, diesen radicalen Quäker in ihr aristokratisches Haus zu locken. Ihre Absicht war, ihn mit Disraeli in persönliche Berührung zu bringen und uns, Bernstorff und mir, die Bekanntschaft dieses talentvollen Redners und muthigen Friedensapostels zu verschaffen. Mr. Bright war Bernstorff's, Disraeli mein Tischnachbar. Letzterer war der besten Laune und mittheilsamer als je. Er versicherte mir zunächst, die Aussöhnung Gladstone's mit den Tories sei eine vollendete Thatsache. „Gladstone und Bright,“ bemerkte er unter anderem, „sind nicht nur die besten Redner des Unterhauses, sondern auch die thatkräftigsten Charaktere desselben.“

„*Presents always excepted,*" fiel ich ein — ein Compliment, welches als ganz selbstverständlich aufgenommen wurde.

„*Of course!*" erwiderte der Führer der Opposition, „*I have always thought Gladstone, Bright and myself the three most energetic men in the House.* Ich habe," fügte er hinzu, „Gladstone sehr aufmerksam beobachtet und bin zu der Ueberzeugung gelangt, dass seine Willenskraft unbeugsam ist. Bright ist zuweilen plump, aber seine Beredsamkeit gewaltig *(most powerful).* Er hat nicht die Feinheit Cobden's, aber weit mehr Energie, und seine Talente werden sich praktisch besser verwerthen lassen. Die Session ist zu Ende. Der alte Palmerston hat den Wink, den wir ihm neulich gegeben, verstanden und mir gestern so treuherzig die Hand geschüttelt, dass ich bis zum November entwaffnet bin. Bis dahin wird sich die Sachlage geklärt und die öffentliche Meinung gebildet haben; dann werden wir sehen, was zu thun ist. So viel kann ich Ihnen sagen: unser Ministerium ist bereit, ein starkes Gouvernement, welches die Welt in Staunen setzen wird. Die Leute, die am Ruder sind, können es nicht mehr lange treiben. Es wird nicht nöthig sein, sie zu stürzen, sie werden von selbst fallen. Ausser dem alten Palmerston, welcher für einen Siebzigjährigen immer noch eine bewundernswerthe Energie entwickelt, hat das jetzige Ministerium weder einen Redner noch einen parlamentarischen Kämpfer *(neither an orator nor a debater)* aufzuweisen. Der Alte aber ist ein *desperado,* ein Verzweifelter, der sich krampfhaft an die Gewalt klammert, weil er fühlt, dass er keine Aussicht haben würde, je wieder an's Ruder zu kommen, wenn er jetzt gestürzt werden sollte."

Ich lenkte hierauf das Gespräch auf den österreichischen Vermittelungsvorschlag, dessen Verwerfung, selbst wenn man sich auf den Standpunkt der Kriegspartei stelle, als ein politischer Fehler zu betrachten sei. Denn selbst wäre, wie Lord Clarendon glaubt, der so vermittelte Friede nur ein Waffenstillstand gewesen, so hätten die Alliirten dadurch die

Möglichkeit eines ehrenvollen Rückzuges gewonnen. Geradezu lächerlich sei es, wenn die englischen Zeitungen von der Perfidie Oesterreichs sprächen, denn nicht Oesterreich, sondern die Westmächte hätten den December-Vertrag zerrissen. „England," sagte ich, „hatte kein Geld, Frankreich keine Truppen, um die im dritten Artikel stipulirten Unterstützungen zu leisten. Und Ihr wundert Euch, dass Euer Bundesgenosse Bedenken trägt, ganz allein einen Krieg zu beginnen, neben welchem die Krim-Expedition zu einer unbedeutenden Diversion zusammenschrumpfen würde?!"

Mein Unterredner war meiner Auseinandersetzung mit Aufmerksamkeit gefolgt, stimmte mir bei und rief: „Die Wahrheit ist, wir besitzen keine Staatsmänner mehr. Die ganze Sache ist von vornherein verfahren."

Die Hauptzüge dieser Unterredung sind von „The Press", einer Zeitschrift, welche für Disraeli's Organ gilt, im ganzen richtig wiedergegeben worden.

Meine Frage, ob Palmerston nicht vielleicht die Ferien dazu benutzen werde, seine Politik vom Jahre 1848 wieder hervorzusuchen, um seine Verlegenheiten in der Krim durch revolutionäre Diversionen zu verstecken, wurde ausweichend beantwortet. Das Unterhaus werde dem Premier in dieser Richtung nicht folgen, aber dieser sei ein *desperado* und zu Allem fähig.

Mr. Bright war noch aufrichtiger. Er sagte geradezu: „Der Krieg wird einzig und allein fortgesetzt, um Lord Palmerston im Amte zu erhalten, da man jenseits des Kanals wohl weiss, dass man mit keinem anderen so leichtes Spiel haben würde als mit dem jetzigen Premier."

Bei alledem und trotz der unzweifelhaften Annäherung, welche zwischen Tories, Peeliten und den Männern der Manchesterschule im Werke ist, würde es Täuschung sein, anzunehmen, dass die Kriegspartei an Terrain verloren habe. Wie aber die Sonne die Gletscher beleuchtet, bevor sie im Thale

aufgeht, so liegt doch ein gewisser Trost darin, dass das Licht der Wahrheit den Führern der Opposition zu dämmern beginnt. Das Gouvernement weiss es und erwartet den Parlamentsschluss mit Ungeduld, um wieder Athem schöpfen zu können.

London

1856.

Während meiner Abwesenheit war in Balmoral in aller Stille die Verlobung der *Princess Royal* mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen vollzogen worden. Die Missstimmung gegen Preussen, welche bei diesem Anlasse wieder zu Tage trat, kehrte sich von neuem gegen den Prinzen Albert, den man russischer Sympathien bezüchtigte.

Trotz des Falles von Sebastopol war die Kriegführung in der Krim eine sehr mangelhafte, da das zwischen vier Armeen getheilte Commando eine energische Verfolgung des mit so schweren Opfern erkauften Vortheils nicht gestattete. General Simpson, der nach der Anciennität das durch Lord Raglan's Tod erledigte Commando der englischen Truppen übernommen, jedoch bald wieder niederlegte, war zu alt, um die ungeschulten Rekruten, mit denen man die aufgeopferten Veteranen ersetzte, mit einem Zauberschlage in Soldaten zu verwandeln. Pélissier, jetzt Herzog von Malakoff, war wegen seiner rüden Manieren wenig beliebt und wollte die durch die Erstürmung der Bollwerke Sebastopols errungenen Lorbeern nicht auf das Spiel setzen. Omer Pascha, ein österreichischer Deserteur und Renegat, der 40—50,000 Türken befehligte, hatte sich weder das Vertrauen der Engländer noch das der Franzosen zu erwerben

gewusst. Es war nicht daran zu denken, einem dieser drei Heerführer den Oberbefehl über sämmtliche alliirte Truppen anzuvertrauen. Ebensowenig Aussicht darauf hatte der tapfere General La Marmora, der das piemontesische Hilfscorps von etwa 12,000 Mann commandirte. So liess man denn in Ermangelung eines Planes die ganz demoralisirte russische Armee unbehelligt in der Krim, ja man gestattete derselben sogar, den Türken schliesslich noch die Festung Kars abzunehmen und dadurch ein Unterhandlungsobject zu gewinnen.

In Wahrheit war man allerseits des Krieges müde und begrüsste mit Freuden die Friedensaussichten, die sich in Wien eröffneten.

Persigny, der Vertraute Napoleon's III., hatte Walewski in London ersetzt und bemühte sich mit einer den diplomatischen Neuling verrathenden Naivetät allen Ernstes um die Herstellung des Friedens. Er liess keinen Zweifel über die momentane Erschöpfung Frankreichs, welches mehr gelitten hatte als England, und ging so weit, Lord Palmerston zu eröffnen, sein Kaiser habe keine Wahl, er müsse Frieden schliessen. Wolle England den Krieg fortführen, so möge es dies allein thun.

Lord Palmerston stellte sich sehr verwundert und versicherte dem französischen Botschafter, England begehe nicht die Thorheit, im Frieden grosse Armeen zu erhalten, und wisse im voraus, dass bei Beginn des Krieges seine erste Armee immer aufgeopfert werden müsse. Jetzt aber sei man gerüstet, man habe mit Inbegriff der Türken und der Fremden-Legionen 150,000 Mann auf den Beinen und sei bereit, den Krieg nunmehr allen Ernstes zu beginnen und, wenn nöthig, allein zu Ende zu führen.

Diese Haltung des Premierministers entsprach im allgemeinen der Stimmung des Landes. Man wollte nicht umsonst, nicht für einen faulen Frieden grosse Opfer gebracht haben. Hatte doch der Krieg England allein mehr als 20,000 Mann und ungefähr 80,000,000 Pfund Sterling (2 Milliarden Mark)

gekostet. Wusste man auch, dass die Opfer Russlands weit bedeutender gewesen, so zweifelte man doch noch immer an der Aufrichtigkeit der Friedensliebe der russischen Regierung. Oesterreich machte schliesslich der Ungewissheit ein Ende, überreichte ein mit Frankreich verabredetes, später auch von England acceptirtes Ultimatum, und drohte die diplomatischen Beziehungen mit Russland sofort abzubrechen, falls die Forderungen der Cabinete von Wien, Paris und London nicht als Friedenspräliminarien angenommen würden. Dies wirkte. Die Königin Victoria erhielt durch ein Telegramm Friedrich Wilhelms IV. am 16. Januar die erste Nachricht von der Annahme der Friedenspräliminarien. Am 24. Februar wurde der Congress in Paris eröffnet. Lord Clarendon und Lord Cowley vertraten England, Walewski und Bourqueney Frankreich, Buol und Hübner Oesterreich, Orloff und Brunnow Russland. Graf Cavour erntete den Lohn für die den Westmächten in der Krim geleistete Hilfe, indem er Sardinien im Rathe der Grossmächte vertrat, während das neutral gebliebene Preussen anfangs davon ausgeschlossen ward. Der alte deutsche Grundsatz: „Die nicht mit thaten, nicht mit rathen,“ wurde jedoch nicht streng durchgeführt. Nachdem man mit Russland handelseinig geworden, erfolgte in letzter Stunde an die Vertreter Preussens die Einladung zur Mitunterzeichnung des Friedensinstrumentes.

Lord Clarendon hat mir anvertraut, er sei mit der bestimmten Weisung Palmerston's nach Paris gegangen, den Frieden nicht zu Stande kommen zu lassen. „Aber wir hätten ohne Napoleon III. gerechnet,“ fügte der edle Lord hinzu. „Keiner von uns vermag ihm zu widerstehen, wenn er uns in seinem Cabinete unter vier Augen für sich zu gewinnen sucht.“ Ich verzeichne dieses naive Geständniss als einen Beweis des persönlichen Zaubers, welchen der Kaiser der Franzosen noch im Jahre 1856 auf die englischen Staatsmänner ausübte.

Mehr jedoch als Napoleon ist dem Fürsten Orloff das

Verdienst zuzuschreiben, diesem unsinnigen Kriege ein Ende gemacht zu haben. Der Vertraute des Kaisers Nikolaus, gewohnt, die Dinge von oben zu betrachten, verschmähte die kleinen Hilfsmittel Brunnow's und entwaffnete Clarendon's Animosität durch das offene Bekenntniss der von dem verstorbenen Czaren begangenen Fehler. Orloff bezeichnete als solche die Wahl des reizbaren, unfähigen Menschikoff, die Besetzung der Donaufürstenthümer und die Schlacht von Sinope. Er selbst habe nicht versäumt, gegen jede dieser Massnahmen zu protestiren und seinem Kaiser vorausgesagt, was gekommen. Jetzt müsse der Sohn des Vaters Fehler büssen. Russland sei erschöpft und bedürfe des Friedens. Wolle man zu harte Bedingungen stellen, so werde man sie annehmen, aber mit der *reservatio mentalis,* sich derselben bei der ersten Gelegenheit zu entledigen. Diese ehrliche und offene Sprache verfehlte ihren Eindruck nicht, weder auf den Kaiser Napoleon noch auf die Vertreter Englands. Am 30. März wurde der Friede unterzeichnet, nachdem Cavour nicht versäumt hatte, den Schmerzensschrei Italiens in das Protokoll zu bringen.

Das englische Parlament hatte das Ministerium patriotisch unterstützt. Die sehr entschiedene Sprache Disraeli's in der Adressdebatte bewies den fremden Cabineten, wie einmüthig England hinter seinen Vertretern stand. Der Friede fand die bereitwilligste Billigung beider Häuser. Der blühende Zustand der Finanzen liess die Geldopfer bald verschmerzen, welche der Krieg dem reichen Lande auferlegt.

Mitten unter den Aufregungen der äusseren Politik beschäftigte eine an sich unbedeutende innere Frage das Parlament kurz nach Eröffnung der Session. Es zeigte sich dabei recht deutlich die Macht und Bedeutung der englischen Aristokratie.

Man hatte schon längst bemerkt, dass das Oberhaus in seiner Eigenschaft als oberster Appellhof des Landes nicht die nöthige Anzahl rechtsgelehrter Mitglieder besitze. Um diesem augenscheinlichen Mangel abzuhelfen, hatte der Prinz Gemahl

vorgeschlagen, einige lebenslängliche Pairien zu bilden, und diese anerkannten Richtern oder Rechtskundigen zu übertragen. Männer dieser Kategorie hatten die erbliche Pairie schon mehrfach abgelehnt unter dem Anführen, dass sie zu arm seien, ihre ältesten Söhne auf Kosten der Nachgeborenen zu begünstigen. Ohne sich nun auf weitere Erörterungen einzulassen, betrat die Regierung den Weg der That und ernannte einen ausgezeichneten, von allen Parteien hochgeachteten Juristen, Sir James Parke, zum lebenslänglichen Pair, mit dem Titel Lord Wensleydale. Da derselbe kinderlos und schon betagt, war es praktisch vollkommen gleichgiltig, ob er zum lebenslänglichen oder zum erblichen Mitgliede des Oberhauses ernannt wurde. Die Königin unterzeichnete das Patent, Lord Palmerston, der damals für sehr mächtig geltende Premierminister, gegenzeichnete dasselbe, und der neu ernannte Lord Wensleydale verlangte seine Einführung. Da erhob sich Lord Derby und protestirte gegen diese Ernennung. Ich war im Hause und erinnere mich des Eindruckes, den seine Rede auf alle Zuhörer machte. Lord Derby begann damit, anzuerkennen, dass die Königin, die Quelle aller Ehren und Gnaden, das unbestreitbare Recht habe, den ersten besten zum erblichen oder zum lebenslänglichen Pair zu ernennen. Die Ernennung sei Sache der Krone. Die Frage aber, ob der Ernannte Sitz und Stimme in diesem Hause erhalten solle, sei Sache dieses Hauses.

„Ich,“ sagte Lord Derby, „sitze hier, der vierzehnte Earl meines Namens, mit demselben Rechte, wie die Königin auf ihrem Throne. Ich habe nicht allein das Recht, sondern die Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Rechte und Privilegien, welche ich von meinen Vorfahren geerbt, ungeschmälert auf meine Kinder und Kindeskinder übergehen. Ich kann daher nicht gestatten, dass der auf Lebenszeit Ernannte sich als meinesgleichen betrachte und mit uns stimme, solange es mir nicht erwiesen ist, dass Präcedenzfälle vorliegen.“

Die Acten des Hauses wurden durchforscht. Es ergab sich kein Präcedenzfall seit 1688. Das Oberhaus verweigerte sonach die Aufnahme Lord Wensleydale's, und die Königin sah sich genöthigt, das ihm ertheilte Patent zu vernichten und durch ein anderes zu ersetzen, worin er zum erblichen Pair ernannt wurde.

Dass die wahre Freiheit nur in einem Lande gedeihen kann, wo die Rechte eines jeden so entschiedenen Schutz finden wie in England, bedarf keines Beweises.

Lord Clarendon, der zu den liberalsten der Liberalen gerechnet wurde, gab um diese Zeit auch einen Beweis echt aristokratischer Gesinnung. Er ersuchte die Königin, ihm und Lord Cowley die Annahme des ihnen vom Kaiser der Franzosen zugedachten Grosskreuzes der Ehrenlegion dem bestehenden Gebrauche gemäss zu untersagen. Gleichzeitig lehnte er die ihm zugedachte Ernennung zum Marquis mit Dank ab, da seine Vermögensverhältnisse mit dem ihm dargebotenen höheren Range nicht in Einklang ständen.

Während seiner verhältnissmässig kurzen Lebenszeit hat Prinz Albert bemerkenswerthe Bauwerke geschaffen. Osborne auf der Insel Wight ist sein Werk. Im Jahre 1856 wurde die Lieblingsresidenz in den schottischen Hochlanden, Balmoral, eingeweiht, ebenso der grosse Ball- und Concertsaal im Buckingham-Palaste. Dieser Riesensaal, der durch seine gigantischen Proportionen imponirt, wurde am 8. Mai, kurz nach Abschluss des Friedens, mit einem Hofballe eröffnet. Der zunehmende Reichthum der Nation hatte die Liste der bei Hofe vorgestellten Personen schon damals auf 8000 gebracht. Die bei dem Regierungsantritte der Königin Victoria vorhandenen Räume reichten längst nicht mehr aus, um die Zahl der Einzuladenden zu fassen. Dass übrigens der Prinz nicht bloss für den Hof, sondern auch für das Volk sorgte durch die schöpferische Initiative, mit welcher er den geschmacklosen Schlendrian Alt-Englands bekämpfte, ist bekannt. Der Krystallpalast in Sydenham, aus den

Materialien des Weltausstellungsgebäudes von 1851 gebaut, Victoria Park, das grosse Militär-Hospital von Chelsea, South Kensington Museum, die erst mehrere Jahre nach seinem Tode eröffnete Royal Albert Hall in London, sind unter Anderem Schöpfungen dieses kunstsinnigen Fürsten.

Die schwere Geburt des *Prince Impérial* gab der Königin Gelegenheit, ihre freundschaftlichen Gesinnungen für den französischen Hof zu bethätigen. Sie entsandte die Marquise von Ely, welche ihr unter allen Ehrendamen am nächsten stand, zur Pflege der Kaiserin nach Paris. Lady Ely war ausser den Aerzten und dem Dienstpersonale die einzige Augenzeugin dieses Ereignisses. Die Minister und Grosswürdenträger des Reiches konnten erst herbeigerufen werden, als der Prinz schon das Licht der Welt erblickt hatte. Lady Ely hat mir oft von dieser Episode gesprochen und mir versichert, dass trotz der damals in Paris umlaufenden böswilligen Gerüchte Alles mit rechten Dingen zugegangen sei.

In Anerkennung der Verdienste, welche sich Lord Palmerston um die Kriegführung und um die Herstellung des Friedens erworben, verlieh ihm die Königin den Hosenbandorden, eine um so grössere Auszeichnung, als damals gerade kein blaues Band vacant war und ein *commoner* in der Regel damit nicht bedacht wurde. Als man dem edlen Viscount zuerst von dieser Absicht sprach, soll er die charakteristische Frage hingeworfen haben: „Warum soll ich mich denn selbst bestechen *(why should I bribe myself)?*“ Das verhinderte jedoch nicht, dass er seinem Danke beredten Ausdruck lieh und die Königin in der Meinung liess, er habe sich über diesen Gnadenbeweis aufrichtig gefreut.

Wie Lord Raglan, überstand auch Lord Hardinge, Oberbefehlshaber der gesammten britischen Armee, die Anstrengung und Aufregung dieser schweren Zeit nicht. Er starb in Folge eines Schlaganfalles, der ihn in Gegenwart der Königin überraschte. Der Verlust dieses alten, treuen Dieners ging dem

Hofe sehr nahe. Das Obercommando der Armee wurde auf Vorschlag des Ministeriums und unter dem Beifalle der Nation dem Herzoge von Cambridge übertragen.

Aus Privatbriefen.

1856.

London, 4. Februar 1856.

Die versöhnliche Stimmung hat in den gouvernementalen Kreisen entschieden die Oberhand gewonnen. In meinem gestrigen Berichte hoffe ich die Aeusserungen Lord Clarendon's nicht allzu sanguinisch überschätzt zu haben. Auch wird es mir kaum zum Vorwurfe gereichen, wenn ich in der einberichteten vorgestrigen Unterredung dem Beispiele weiser Aerzte gefolgt bin, die Fieberkranken das Nüchternwerden erleichtern, indem sie sie ausreden lassen und die ersten Symptome erwachender Vernunft ermuthigend begrüssen.

Es wird nicht unbemerkt geblieben sein, dass die Rolle, welche nach Lord Clarendon's Dafürhalten Kaiser Alexander in Paris zu spielen haben würde, eine unverkennbare Wahlverwandtschaft mit den Ideen bekundet, die Herr von Fonton vor seiner Abreise von Hannover mündlich und neuerdings schriftlich durch Labenski's Feder kundgegeben hat. Ich habe nicht versäumt diesen Umstand zu betonen und an eine Aeusserung erinnert, welche ich aus dem Munde des nur gedachten russischen Staatsmannes im November 1853 in Wien vernommen habe.

„*Admettez,*“ sagte mir Fonton damals, „*que nous soyons forcés d'évacuer les principautés et de signer une paix comme nous n'en avons pas signé depuis un siècle. Nous aurions toujours à y*

gagner. Car la question d'Orient une fois résolue d'une manière ou de l'autre, nous pourrions licencier les deux tiers de nos armées, maintenir la Pologne avec 150,000 hommes, laisser cinquante ou même cent mille comme joujoux à l'Empereur, et avec les économies que nous ferions de cette manière, construire nos chemins de fer etc. En choisissant cette voie nous regagnerions en dix ou vingt ans tout ce que nous aurions perdu et bien au-de-là."

Sollte, wie die Zeitungen melden, Fonton Herrn von Brunnow nach Paris begleiten, so wird er es mir hoffentlich Dank wissen, ihn auf diese Weise bei dem britischen Bevollmächtigten eingeführt zu haben.

Da es mir von Wichtigkeit schien, die im vorigen Jahre mit den Führern der Opposition angeknüpften Fäden baldthunlichst wieder aufzunehmen, so habe ich Disraeli heute aufgesucht. Um ihm unseren Standpunkt klar zu machen, gab ich ihm zunächst Ihre Depesche vom 9. Juli 1854 zu lesen. Nach aufmerksamem Studium bezeichnete er diesen Erlass als „*a very well written, most able state paper*". Ich schilderte ihm dann die seit November vorigen Jahres entwickelte geräuschlose Thätigkeit der königlichen Regierung. Ich bewies ihm, dass die Hauptschwierigkeit, das russische Zugeständniss für die Neutralisation des Schwarzen Meeres zu erlangen, durch Ihre vertrauliche Privat-Correspondenz mit dem Grafen Nesselrode und dem Baron Brunnow bereits gelöst war, bevor man in Petersburg von den in Paris zwischen den December-Alliirten begonnenen Besprechungen, geschweige denn von den fünf Punkten selbst eine Ahnung haben konnte. Ich fügte hinzu, man würde, wenn man russischerseits schneller gehandelt hätte, den Anschein, vor dem österreichischen Ultimatum zurückgewichen zu sein, vermieden haben. Endlich theilte ich ihm Ihre Depesche vom 6. v. M. im engsten Vertrauen mit. Disraeli, nachdem er auch diese Pièce mit grösster Aufmerksamkeit gelesen, gab mir dieselbe mit den Worten zurück: „*Now, all this is clear to me, Saxony solved the real knot.*"

— *„At least we did our best,“* antwortete ich, *„as you did the other night in the House of Commons.“*

So gelangte das Gespräch auf das Terrain, welches mich am meisten interessirte. In kurzen, schlagenden Sätzen gab mir mein Unterredner ein klares Bild der hiesigen Zustände während der Parlamentsferien. Man habe ihm, bemerkte Disraeli, im Schosse seiner eigenen Partei seine Abstimmung über die türkische Anleihe sehr verdacht. Er habe aber damals wohl gewusst, was er thue. Es sei ihm darauf angekommen, den Leuten in Paris einen Wink zu geben und ihnen zu beweisen, dass Palmerston auf schwächeren Füssen stehe, als sie glaubten, und dass die Kriegspartei im Parlamente an Boden verloren habe. Trotzdem habe die Missstimmung seiner Partei fortgedauert. Man habe ihn mit Briefen bestürmt, um ihn zu bewegen, für die Fortsetzung des Krieges zu sprechen, da er sonst die Zukunft seiner Partei auf das Spiel setzen werde. Er aber habe geschwiegen, die Hände in den Schoss gelegt und sich damit begnügt, die Minister durch den Popanz einer Verständigung mit Gladstone und Bright in ein friedlicheres Fahrwasser zu locken. Schliesslich sei Alles besser gegangen, als seine Freunde geglaubt. Anstatt der gefürchteten Auflösung der conservativen Partei habe sich dieselbe bei seiner Rückkehr in die Stadt nur noch fester um ihn geschaart und sie sei heute besser disciplinirt als je. „Denn,“ setzte er nicht ohne Selbstgefühl hinzu, „sie haben eingesehen, dass ich sie auf den rechten Weg geführt habe. Die Kriegspartei ist todtgeschlagen. Roebuck hat mit seinen Declamationen Fiasco gemacht und Layard, der mit einer ganzen Bibliothek in die Adressdebatte kam, hat seine sorgsam vorbereitete Rede nicht zu halten gewagt. Alles dies, weil ich nicht versäumt hatte, die Leitung der Debatte gleich von Anfang an in die Hand zu nehmen, die Leidenschaften zu beruhigen und Palmerston jeden Vorwand zu nehmen, mit kriegerischen Rodomontaden über die Ehre Englands u. s. w. hervorzutreten. Es blieb dem Premier nichts übrig, als mir für meine Mässigung

zu danken und lammfromm sich mit meiner Auffassung vollkommen einverstanden zu erklären. So habe ich ihn gezwungen, sich gleich bei Beginn der Sitzungen von seinen kriegslustigsten Anhängern zu trennen, und der liberalen Partei den Glauben beigebracht, das Ministerium sei ganz in unser Lager übergegangen. Ich sehe die Angelegenheit für erledigt an. Wenn Russland sich halbwegs aufrichtig friedliebend zeigt, wenn Oesterreich und Frankreich fest zusammenhalten, so müssen unsere Minister nachgeben. Meine Sorge wird es inzwischen sein, jeden Vorwand zu aufregenden Debatten abzuschneiden."

Soweit Disraeli. Ich habe diese Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, um in Betreff zweier Punkte die Auffassungen der Opposition zu ergründen. Erstens wegen Zulassung Preussens zu den Verhandlungen, dann wegen der an Russland zu stellenden weiteren Forderungen unter Punkt 5. In beiden Richtungen waren die Aeusserungen Disraeli's sehr befriedigend und behalte ich mir vor, morgen darauf zurückzukommen.

London, 5. Februar 1856.

Meinem gestrigen wegen des Postschlusses abgebrochenen Briefe beehre ich mich, über meine Unterredung mit Disraeli Folgendes hinzuzufügen.

Vor Allem bemühte ich mich, zu beweisen, dass es im wohlverstandenen Interesse Englands sei, die Zulassung Preussens zu den Friedens-Conferenzen eher zu befördern als zu hintertreiben. Müsse es doch der Mühe lohnen, sich für alle Eventualitäten der Zukunft, möge dieselbe nun ein französisch-österreichisches oder ein französisch-russisches Bündniss im Schosse tragen, mit dem protestantischen Deutschland zu verständigen. Nun sei aber Preussen nichts ohne Deutschland und das habe man in Berlin erkannt. Gerade darum aber würde Preussen, falls eine Vertretung des deutschen Bundes bei den Friedens-Conferenzen nicht zu erlangen, den specifisch deutschen Interessen eher zum Organe dienen können als Oesterreich. Wolle man

aber Preussens Unterschrift zu dem Friedenstractate, so müsse man dasselbe auch zu den Conferenzen einladen.

Dieses Raisonnement fand die bereitwilligste Beistimmung, und ich erhielt die Versicherung, die Opposition werde keinen Lärm schlagen, falls Preussen — was Disraeli persönlich zu wünschen schien — zu den Conferenzen zugezogen werden sollte.

Eine zweite Gewissensfrage betraf die Forderungen, welche unter Punkt 5 noch an Russland gestellt werden sollen. Meine Frage war, ob die Opposition die sogenannte Regulirung der türkischen Grenzen in Asien und die Abtretung einiger circassischen Forts auf der Ostküste des Schwarzen Meeres für Zugeständnisse erachte, welche das britische Staatsinteresse unbedingt erheische. „*I really think not,*“ lautete Disraeli's Antwort, „*all this is mere bluster, and if Austria and France hold together, the English Ministers will be obliged to give way.*“ Soviel scheint, soweit ich die Sache übersehen kann, gewiss, dass Oesterreich und Frankreich Russland einen wahren Dienst erwiesen haben, indem sie die Forderungen *ad* Punkt 5 gegen den Willen, ja ohne Vorwissen des englischen Cabinets nicht mit in das Ultimatum aufnahmen. Der Hauptvorwurf, welchen man hier Walewski macht, ist, diese sogenannte Unterschlagung hinter dem Rücken seines Kaisers gut geheissen zu haben. Denn jene Forderungen sind durch Nichtaufnahme in das Ultimatum zu offenen Fragen geworden. Möge man andererseits kein übertrieben grosses Gewicht darauf legen und in dieser Beziehung Lord Clarendon's Rath nicht überhören. Denn ist auch die englische Kriegspartei vorläufig in alle vier Winde verweht, so viel Macht besitzt Lord Palmerston immer noch, um die unter der Asche glimmenden Funken der englischen Kriegslust zu einer Flamme anzufachen, deren nicht so bald und nicht so leicht ein anderer Meister werden würde.

London, 9. Februar 1856.

Der heutige Leitartikel der „Press“ beweist, dass die unter dem 4. und 5. vertraulich eingemeldeten Bemühungen nicht ganz erfolglos geblieben sind. Abgesehen von der abenteuerlichen Behauptung, dass Preussen die Bamberger Conferenz zusammenberufen haben soll, ist der Artikel des Disraeli'schen Organs eine fast stenographisch richtige Niederschrift meiner Argumentation. Freilich ist übersehen worden, dass uns die Zulassung Preussens nur wünschenswerth erscheint, falls es nicht gelingt, dem deutschen Bunde als solchem Sitz und Stimme im Congresse zu verschaffen. Leider ist aber *the German Diet* dem praktischen Engländer ein zu abstracter Begriff, als dass hier eine warme Parteinahme dafür zu hoffen wäre.

Was Preussen anlangt, so scheint Graf Bernstorff zu der Annahme berechtigt, dass Frankreich die Zulassung preussischer Bevollmächtigter hier warm befürwortet hat, aber bis jetzt vergebens. Es wäre ein Zeichen so ganz unverantwortlicher Blindheit, wenn die Sache an der Opposition der englischen Minister scheitern sollte, dass ich die Hoffnung unmöglich ganz aufgeben kann.

In der City begrüsst man die friedlichen Aussichten nicht ohne tiefes Misstrauen. Man glaubt an das Zustandekommen, aber keineswegs an die Dauer des Friedens. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Situation mit dem Chef einer der grössten Firmen zu besprechen. Er versicherte, als Christ den Frieden aufrichtigst herbeizuwünschen. Höchst bedenklich für die Zukunft sei jedoch das Gefühl der Scham, welches John Bull über die Art und Weise empfinde, wie der Krieg begonnen, geführt und beendet worden. Kehre jetzt die Krim-Armee ohne Lorbeern heim, so werde die Geschichte des ersten Winters erst recht in das Volk dringen und dort die Aufregung gegen die Aristokratie in gefährlicher Weise steigern. Diese werde, gegen ihren Willen vielleicht, im Interesse Englands sowohl als in dem ihrer Kaste, genöthigt sein, die erste beste Gelegenheit zum Kriege vom Zaune zu

brechen, welche sich in Deutschland oder Italien darbiete, nur um der heranziehenden inneren Revolution ein Sicherheitsventil nach aussen zu öffnen. Denn lauter und lauter erklinge die Anklage, Lord Palmerston habe dadurch, dass er in den Jahren 1848 und 1849 die continentale Revolution im Stiche gelassen, den englischen Einfluss auf dem Continente untergraben. Der Zündstoff sei mit einem Worte so verbreitet, dass dem zu gewärtigenden Pariser Frieden eine Dauer von höchstens sechs Monaten oder einem Jahre vorhergesagt werden könne. Man mache sich in den oberen Klassen der englischen Gesellschaft Illusionen, welche diejenigen nicht zu theilen vermöchten, die in täglicher Berührung mit dem Volke seien.

Ich gebe diese Bemerkungen wieder, da sie von einem Manne kommen, den ich bisher immer vorurtheilsfrei gefunden habe und der sein grosses Vermögen hauptsächlich durch eine kluge Vorausberechnung der politischen Ereignisse erworben hat. Freilich ist auch nicht zu übersehen, dass die friedliche Wendung für viele City-Männer ganz unerwartet eingetreten ist, und dass man ihnen Zeit lassen muss, sich hineinzufinden.

London, 15. Februar 1856.

Bei den vielfachen Missdeutungen, welche die Thätigkeit der königlichen Regierung in jüngster Zeit erfahren, hielt ich es für Pflicht, das mir mündlich und schriftlich anvertraute Material an jener Stelle zu verwerthen, wo ich eine von aller Parteileidenschaft freie, über das Tagesgeschrei erhabene Anschauung jederzeit gefunden habe. Ich liess mich daher bei dem Prinzen Albert melden und wurde gestern Nachmittag mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Das Gespräch nahm bald die erwünschte Wendung.

Mit Theilnahme und steigendem Interesse folgte der Prinz meiner Darlegung unserer Bestrebungen, in St. Petersburg den Frieden zu empfehlen.

Seine Königliche Hoheit bemerkte: „So gross auch das Verdienst sein mag, welches sich die sächsische, die preussische und ändere deutsche Regierungen durch ernste Mahnungen zum Frieden erworben, so darf doch nicht verkannt werden, dass das russische Cabinet einzig und allein der Nothwendigkeit gewichen ist; im vorliegenden Falle der Ueberzeugung, dass der k. k. Gesandte seine Pässe verlangen werde. Russland war zu erschöpft, um es auf einen Bruch mit Oesterreich ankommen zu lassen. Es ist das alte Spiel wie im vorigen Jahre. Man beantwortet das österreichische Ultimatum mit Gegenvorschlägen. Nach deren Zurückweisung lässt man den letzten Augenblick herankommen, um die *acceptation pure et simple,* heuer von fünf, im vorigen Jahre von drei oder vier Punkten auszusprechen. Ich fürchte, die Fortsetzung in Paris wird dem entsprechen, was wir im vorigen Jahre in Wien erlebt haben. Schon fehlt es nicht an bedenklichen Anzeichen. Gleich in der Acceptationsnote versucht man durch Versetzung eines Komma und durch die Verwandlung eines *Indicatif* in einen *Subjonctif* dem Zugeständnisse der Neutralisation des Schwarzen Meeres die Färbung zu geben, als solle dieselbe durch ein Privatabkommen mit der Türkei, nicht durch eine europäische Uebereinkunft normirt werden. Auch Herrn von Brunnow's vorzeitiges Erscheinen in Paris gefällt mir nicht. Diese Zudringlichkeit ist von keiner guten Vorbedeutung. Ueberhaupt ist es nicht zu begreifen, wie man für diese wichtigen Verhandlungen einen Mann hat ausersehen können, der sich vor Beginn des Krieges über die Politik Englands so gründlich getäuscht hat. Ich kann nur wünschen, dass er nicht in den alten Fehler verfalle, die Stimmung der Pariser Salons und der dortigen Geldmäkler mit der Politik des Kaisers der Franzosen zu verwechseln. Diese Politik ist im Salon der Fürstin Lieven nicht zu ergründen. Leider hat der Kaiser das Unglück, durch einen Minister des Auswärtigen vertreten zu sein, dessen Unfähigkeit hier kein Geheimniss geblieben ist. Den Grafen Walewski zu überlisten, dazu bedarf es nicht

gerade eines sehr befähigten Diplomaten. Möge sich Baron Brunnow durch so wohlfeile Triumphe nicht irre leiten lassen. Er ist ein Mann des Friedens, sagen Sie. Ohne Zweifel; der Aufenthalt in Darmstadt ist langweilig und bietet dem Baron nicht die Vergnügungen einer grossen Stadt. Aber es liegt auf der Hand, dass er sich die Aufgabe stellen muss, den Frieden so wohlfeil zu erhalten als irgend möglich. Nur keine Täuschungen! Mit dem Frieden geht es wie mit dem Pferdehandel. Man hat sich noch nicht darüber geeinigt, welches das beste System ist, wenn man ein Pferd verkaufen will. Soll man etwas vorschlagen und dann mit sich handeln lassen, oder gleich seinen letzten Preis nennen? Wir sind hier, als es sich um Aufstellung der Friedensbedingungen handelte, von der Ansicht ausgegangen, dass die Bezeichnung eines festen Preises das Vortheilhafteste und das Würdigste sei. Will man den Frieden auf den Grundlagen, die wir im Interesse Europas für nothwendig erachten, so schliessen wir mit Vergnügen Frieden, wenn nicht — nicht. Unsere Politik ist einfach, klar und von jedem, der die Sachlage ruhig und vernünftig überblickt, leicht zu verstehen. Wir wollen entweder den raschen Abschluss eines guten Friedens oder die Fortsetzung des Krieges unter den für uns günstigsten Umständen. Wir sind jetzt mehr in der Lage als früher, den Krieg energisch zu führen und ohne Russland vernichten zu wollen, dem Kolosse die fühlbarsten Schläge beizubringen. Die englische Indolenz hat mehrere Jahre gebraucht, um sich zu rüsten. Jetzt ist unsere Rüstung vollendet und wir können den Beweis liefern, dass England nicht, wie man sich vorstellt, ausschliesslich von einem Baumwolle spinnenden Krämervolke bewohnt ist. Im ersten Jahre hätten wir Kronstadt und Petersburg heimsuchen können, wenn die Operationen unserer Flotte von einem entschlosseneren Manne als Sir Charles Napier geleitet worden wären. Der Besitz von Petersburg hätte uns Schweden und Finnland gegeben, vielleicht sogar die Ostsee-Provinzen in andere Hände gebracht. Ich

rechne auf die Festigkeit Lord Clarendon's und die des Grafen Buol; sie werden den Finasserien der Russen von vornherein die Stange zu halten wissen. In wenigen Wochen müssen wir Gewissheit haben. Kommt, wie ich es von Herzen wünsche, der Friede zu Stande, so wird die Erfahrung einzig in der Geschichte dastehen und der Entwickelung der Menschheit förderlich sein, die Erfahrung, dass zwei grosse Nationen mit so ungeheuren Opfern einen Krieg führen und beenden konnten mit reinen Händen, ohne allen individuellen Vortheil für sich selbst daraus zu ziehen, in der selbstverleugnenden Absicht, für Recht und Gerechtigkeit einzustehen, begangenes Unrecht zu sühnen und künftigem vorzubeugen."

Die Bemerkung, England und Frankreich hätten dabei geringe Unterstützung gefunden, glaubte ich nicht unerwidert lassen zu dürfen. Ich betonte, dass die Politik Lord Palmerston's in den Jahren 1848 und 1849 ein tiefes Misstrauen zurückgelassen und es hinreichend erkläre, wenn England auf dem Continente und namentlich in Deutschland nur geringe Sympathien gefunden habe. Mit beiden Parteien habe man es, dank dieser Politik, verdorben; mit den Conservativen, welche England vorwürfen, die Revolution zu unterstützen, mit den Radicalen, welche Lord Palmerston beschuldigten, sie zuerst ermuntert, dann aber im Stiche gelassen zu haben.

„Ja wohl," lautete die Antwort, „doch sagen wir lieber, dass Lord Palmerston die auswärtige Politik dieses Landes nur gemissbraucht hat, um seine persönliche Parteistellung zu verbessern. Der Egoismus dieses Staatsmannes, der übrigens weit weniger gethan hat, als man ihm zuschreibt, ist Ein Posten auf unserem Schuld-Conto, aber vergessen wir ja den anderen nicht — unsere Presse. Uebrigens haben, offen gesprochen, meiner Ansicht nach Sympathien und Antipathien die neutrale Haltung Deutschlands weit weniger entschieden als die Interessen."

Diese Aeusserung bekundet eine staatsmännische Auf-

fassung, welcher man bisher hier nicht begegnete. Man war nicht unbefangen genug einzuräumen, dass die Interessen Deutschlands in der vorliegenden Frage mit denen Englands nur bis auf einen gewissen Punkt zusammengingen.

Zu dem Bundes-Beschlusse bemerkte der Prinz, wie dieser auch ausfallen möge, jedenfalls werde der Wunsch, unthätig zu bleiben, zwischen den Zeilen zu lesen sein.

Preussen anlangend, so erkannte Seine Königliche Hoheit es als eine Sache der höchsten Wichtigkeit, sobald die Frage, ob Krieg oder Frieden, nur erst entschieden, die Mitunterzeichnung des Tractates durch diese Macht sicher zu stellen. Ich versäumte nicht, die Auffassung hervorzuheben, welche diese Frage ganz in Uebereinstimmung mit dem eben Vernommenen in den Oppositionsblättern gefunden, und empfahl die letzten Leitartikel der „Press“.

Ich warf hin, dass es in Englands Interesse sein müsse, gerade den jetzigen Anlass zu einer Verständigung mit Preussen und Deutschland zu benutzen, da ein russisch-französisches Bündniss in der Luft liege. Der Prinz bemerkte sehr bestimmt, man fürchte hier diese Eventualität nicht, sei vielmehr ganz sicher, dass Kaiser Napoleon, solange er lebe, auch im Frieden an der Allianz mit England festhalten werde. Eine russisch-französische Allianz sei nicht zu besorgen, da sich England nicht dazu hergeben werde, die Rolle des dritten im Bunde zu spielen.

Am Schlusse dieser Unterredung gedachte der Prinz des im vorigen Monate erschienenen Buches Montalembert's *„De l'avenir politique de l'Angleterre“*. Diese Schrift, in derselben Nebenabsicht geschrieben wie die *Germania* des Tacitus, beurtheile im ganzen die englischen Zustände der Gegenwart mit Schärfe und Sicherheit trotz der mystischen Absurditäten, in welche sich der Autor bei Besprechung religiöser Fragen verirre. Ich hatte die Lectüre dieses Buches eben beendet und verfehle nicht, dasselbe Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen, nachdem es an so competenter Stelle eine günstige Beurtheilung gefunden.

London, 4. April 1856.

Ich vermag die übertriebene Freude über den am Jahrestage des Einzuges der Alliirten in Paris abgeschlossenen Frieden leider nicht zu theilen. Die Behauptung, die orientalische Frage sei nunmehr definitiv gelöst, ist jedenfalls eine gewagte. Abgesehen davon ist noch so Vieles *„in an unsettled state“*, dass Clarendon wohl Recht haben mag, wenn er sagt: *„nous avons fait une paix, mais pas la paix“*.

Wie lange werden die nach bequemeren und einträglicheren Lorbeern lüsternen französischen Legionen ihrem Cäsar gestatten, anscheinend wenigstens, uneigennützige Politik zu treiben? Wer wird die zerbrochenen Töpfe bezahlen? Preussen am Rhein? Oesterreich in Italien? Oder beide? und was wird geschehen, wenn sich die russisch-französischen Koketterien zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zuspitzen sollten, dessen Object nur Deutschland sein könnte? „Bange machen, gilt nicht,“ wirst Du sagen. *All right!* Aber trüber Vorahnungen kann ich mich doch nicht erwehren. Oesterreich hat in Paris leider eine untergeordnete Rolle gespielt, Graf Buol entschieden missfallen. Orloff's Sympathie für Sardinien ist jedenfalls ein schlimmes *omen*. Die Zustände in Italien sind im höchsten Grade bedenklich, fast ebenso die preussischen. Vergebens sieht man sich in beiden Richtungen nach einer Aussicht auf Besserung um. Im Parlamente erwartet man sehnsüchtig die Ratification des Vertrages, um die Minister darüber angreifen zu können. Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Krisis, obgleich alle Welt davon spricht. Palmerston wird laviren und sich halten bis Ende des Jahres. Was nachher wird, wissen die Götter.

London, 19. Mai 1856.

Lord Cowley's eilige Rückreise nach Paris, Orloff's verlängerter Aufenthalt in jener Hauptstadt, die Verzögerung, welche die Ernennung des Fürsten Dolgoruki erfahren zu haben scheint, alles dieses wird mit dem geheimnissvollen Separat-

bündnisse, welches Oesterreich, England und Frankreich am 15. April unterzeichnet haben, in Verbindung gebracht. Wie ein Donnerschlag hat die Veröffentlichung dieses ursprünglich geheimzuhaltenden Documentes die Sachlage erhellt. Die wahre Bedeutung und Tragweite dieses Bündnisses lässt sich noch nicht übersehen, da dessen geheime Geschichte noch nicht hinreichend aufgeklärt ist. Nur soviel scheint gewiss, dass man es in St. Petersburg aufgegeben hat, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich zu stellen, als lege man dem *„oeuvre posthume“* — wie Brunnow diesen Tractat zu nennen beliebt — nur geringe Bedeutung bei. Doch lassen sich darüber nur Vermuthungen aufstellen, da regelmässige diplomatische Beziehungen mit Russland noch nicht angeknüpft sind. Die Geschäfte gehen wie bisher durch den dänischen Gesandten am hiesigen Hofe, General Oxholm, und Baron Plessen vertritt noch immer die englischen Interessen interimistisch in St. Petersburg. Nicht einmal Handels-Consuln sind wieder ernannt. Die haltungslosen Aufmerksamkeiten, die in der hiesigen Gesellschaft Herrn von Brunnow persönlich zu Theil geworden, dürfen über die Kälte nicht täuschen, welche die ersten Vorschritte zu einer Wiederanknüpfung der durch den Krieg unterbrochenen, amtlichen Beziehungen kennzeichnet. Kaum war der Löwe des Tages abgereist, als man so Manches an seinem Auftreten auszusetzen fand. Einige bekrittelten es, dass Brunnow ohne Begleitung *sans cérémonies* gekommen. Andere meinten, der neue Conseils-Präsident, Graf Orloff, hätte die kurze Reise von Paris hierher nicht scheuen sollen, um die Thronbesteigung seines Kaisers selbst hier anzuzeigen. Noch andere erblicken in der Wahl des Grafen Chreptowitsch den Beweis für den geringen Werth, den man in Russland auf die Wiederaufnahme freundlicher Beziehungen mit England zu legen scheint. Nicht ganz absichtslos wird man sich auch hier damit begnügen, die Antwort der Königin auf das russische Notificationsschreiben durch einen Generalmajor zu übersenden. Ebenso deutet die Wahl Lord Wo-

dehouse's zum britischen Gesandten in St. Petersburg darauf, dass man das kühle Entgegenkommen kühl zu erwidern gedenkt. So wenigstens urtheilen gut Unterrichtete. Die Veröffentlichung des April-Vertrages, sowie die dem Grafen Orloff angeblich ertheilte Versicherung, der Kaiser Napoleon habe diesen Tractat nur vollzogen, um den Wünschen Englands und Oesterreichs gerecht zu werden, sind nicht geeignet, das gegenseitig zurückgebliebene Misstrauen zu beschwichtigen. Andererseits überwacht man hier nicht ohne Eifersucht die immer intimer werdenden Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich. Hatte schon die Erhebung Hübner's und Bourqueney's zu Botschaftern unangenehm berührt, so wirkte die Kunde noch unangenehmer, dass sich die Reise des Erzherzogs Ferdinand Max nach Paris nicht auch nach London erstrecken werde. Doch scheint diese Eifersucht Lord Clarendon nur in seiner Ueberzeugung zu bestärken, dass er im Interesse seines Landes gehandelt hat, indem er England in das österreichisch-französische Bündniss mitaufnehmen liess und so vor einer politischen Isolirung sicherte. Wie gefährlich eine solche auch für Mächte ersten Ranges werden kann, beweist das Beispiel Russlands. Allerdings steht der Vertrag vom 15. April in directem Widerspruche mit der von Lord Palmerston in den Jahren 1848 und 1849 in Italien befolgten Politik. England kann nicht gleichzeitig mit Oesterreich im Oriente und mit Sardinien gegen Oesterreich in Italien alliirt sein. Dies fühlt man nirgends deutlicher als in Turin, wo die Entrüstung über den April-Vertrag mindestens ebenso gross ist als in Petersburg. Mit der verstärkten Garantie der Integrität des ottomanischen Reiches schwindet die Hoffnung, Oesterreich könne bewogen werden, die Lombardei gegen das Aequivalent der Donaufürstenthümer an Piemont abzutreten. „*If the treaty of the 15th of April means anything,*" sagte mir Disraeli gestern, „*it means that we are to support Austria in Italy.*" Niemand scheint diese Verpflichtung klarer erkannt zu haben als Clarendon. Ja, man will

wissen, dass dieser Staatsmann, welcher offenbar manches politische Vorurtheil in Paris abgestreift hat, über die Behandlung der italienischen Frage mit Auffassungen heimgekehrt ist, welche mit denen des Premiers wenig harmoniren. Einige gehen soweit, in dieser Meinungsverschiedenheit den Keim eines ernsten Zerwürfnisses im Schosse des Cabinets zu vermuthen. Lord Palmerston stützt sich auf die öffentliche Meinung, welche Oesterreich heute ebenso ungünstig ist als im Jahre 1848. Lord Clarendon, indem er Ruhe und Mässigung predigt, appellirt an die Zukunft und mahnt an die in den letzten Jahren gesammelten Erfahrungen. Es wird im höchsten Grade interessant sein, die Haltung des Parlaments zu beobachten. Uebrigens bezweifelt man nicht, dass zwischen Oesterreich und Frankreich bezüglich Italiens Verhandlungen obschweben, welche während der Anwesenheit des Erzherzogs in Paris leicht festere Gestaltung gewinnen könnten. Von diesen Verabredungen wird Englands Politik in letzter Instanz abhängen. Lord Palmerston dürfte nicht daran denken, einen ernsten Kampf mit Clarendon anzufangen, wenn letzterer auf die Unterstützung des Kaisers der Franzosen zu zählen hat.

London, 14. Juli 1856.

Die Debatte, welche man heute Abend mit Spannung im Unterhause erwartet, wird, wenn auch ohne unmittelbare Folgen, für die künftige Stellung Lord Palmerston's von Bedeutung sein. Die „Times“ motivirt die Bereitwilligkeit der Gemeinen, so kurz vor dem Schlusse der Session einer auswärtigen Frage eine kostbare Nacht zu widmen, durch das tiefe Interesse, welches das englische Volk an den Leiden des angeblich schwer bedrückten Italiens nehmen soll. Jeder, der die Verhältnisse kennt, wird sich eines Lächelns über die Heuchelei des City-Blattes nicht erwehren können. Die italienische Frage, wie sie heute vorliegt, ist nichts als der Boden-

satz der gegenseitigen Täuschungen, welche das unnatürliche Bündniss Sardiniens mit den Westmächten gegen Russland zurückgelassen hat. Tiefer blickende Politiker, wie König Leopold, haben längst in der selbstsüchtigen Ambition des Grafen Cavour die Wurzel der Schwierigkeiten erkannt, welche die gegenwärtige Aufregung künstlich hervorgerufen. Cavour würde jedoch ganz machtlos gewesen sein, hätte er nicht in den demokratischen Parteien Englands ebenso bereitwillige als gefährliche Bundesgenossen gefunden. Der Krieg gegen Russland verdankte seine momentane Popularität dem Umstande, dass man darin den Anfang eines Kreuzzuges begrüsste gegen alle Staatsverfassungen des Festlandes, welche nicht auf die englische Schablone passten. Der Friede war unpopulär, weil diesem propagandistischen Drange nicht genügt worden war. Das nur auf vier Augen ruhende Ministerium, welches der Uneinigkeit und der Schwäche seiner Gegner allein sein Dasein verdankt, suchte und fand in den Koketterien mit der Tagesmeinung ein Mittel, das Ende der Session ohne Krisis zu erreichen. Die italienische Frage ward das Mittel zu diesem Zwecke. Man affectirte eine tugendhafte Entrüstung über die Tyrannei des Königs beider Sicilien. Die ministeriellen Lügenpropheten der „Times“ und der „Morning Post“ gaben den „modernen Caligula und Tiberius“ dem Hohne der Menge preis. Hätte die neapolitanische Regierung in angeborener Indolenz die Eisenbahnprojecte englischer Kapitalisten nicht zurückgewiesen, so würde niemand daran gedacht haben, ein Wort gegen dieselbe zu sagen. Ohne alle Veranlassung — denn der politische Process, welcher den englischen Zeitungen jetzt willkommenen Stoff zu übertriebenen Berichten bietet, hatte noch gar nicht begonnen — liess sich Lord Clarendon verleiten, an die neapolitanische Regierung drei Forderungen zu stellen: allgemeine Amnestie, Wechsel des Ministeriums und Abänderung der über politische Verbrechen bestehenden Criminalgesetze. Graf Walewski, durch seinen eigenen Aufenthalt in Neapel und die nüchternen Berichte

des dortigen französischen Gesandten aufgeklärt, hütete sich wohl, ein gleiches zu thun. Er begnügte sich, dem Könige anheimzugeben, eine Amnestie zu erlassen und die Gefängnisse von politischen Verbrechern möglichst zu leeren. Diese Vorstellungen wurden höflich aber bestimmt als unberufene Einmischung in die souveränen Rechte einer unabhängigen Macht zurückgewiesen. In Paris fand diese Zurückweisung die günstigste Aufnahme. „*J'aime un souverain qui sait maintenir sa dignité,*" so lautete der Commentar Napoleon's III. Diese Auffassung soll sich in einer ernsten, an das englische Cabinet gerichteten Abmahnung von allen Zwangsmassregeln praktisch documentirt haben. Auch die englischen Minister, namentlich Lord Clarendon, mögen das Gefühl haben, zu weit gegangen zu sein, aber sie sind nicht Herren der Lage trotz aller über die Opposition erfochtenen parlamentarischen Siege. Die heutige Debatte wird dies zeigen. Lord John Russell's prämeditirter Angriff ist eine Folge der Schlappe, welche Palmerston neulich im Oberhause erlitten hat. Der Premier hatte bereitwillig die Hand zu dem bekannten Compromisse geboten, um die durch Verleihung der lebenslänglichen Pairie an Lord Wensleydale begangene Uebereilung wieder gut zu machen. Er hat sich in dieser Frage von seiner eigenen Partei getrennt, welche ihre Sympathien dem alten Lieblinge, Lord John Russell, wieder zuzukehren scheint. Dieser benutzt die italienische Frage mit gewohnter Selbstsucht, um die Führung der liberalen Partei wieder zu gewinnen. Lord Palmerston wird aller seiner Geschicklichkeit bedürfen, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Wie alle in die Geschäfte Eingeweihten, weiss Lord John sehr wohl, dass das Ministerium nichts thun kann, um seinen Vorstellungen in Neapel Nachdruck zu geben und praktisch einigen Erfolg zu erreichen. Er sucht nur eine günstige Gelegenheit, sich wieder einmal als Premierminister möglich zu machen.

Nicht ohne Spannung erwartet Disraeli das Resultat des heutigen Duells. Lord John, als der schwächere der beiden Com-

battanten, würde dem Führer der Conservativen vielleicht lieber sein als Lord Palmerston. Er beabsichtigt, diesem letzteren zu antworten und die ministerielle Einmischungspolitik mit den Argumenten zu geisseln, die in dem trefflichen Leitartikel der vorgestrigen „Press“ bereits angedeutet worden sind.

„Versäumen Sie ja nicht, morgen Abend in das Haus zu kommen,“ rief mir Disraeli gestern zu, „die Debatte wird als Vorspiel der künftigen Session von Interesse sein.“

Der Feldmarschall und Armee-Obercommandant, Lord Hardinge, hat in Folge eines Schlaganfalles, der ihn neulich in Aldershot in Gegenwart der Königin betroffen, seinen Abschied eingereicht. Man bezeichnet den Herzog von Cambridge als seinen Nachfolger.

Vorgestern hat die feierliche Verleihung des Hosenbandordens an Lord Palmerston und an den Grafen Fortescue stattgefunden.

London

1857.

Von der Zwitterstellung eines Minister-Residenten befreit, kehrte ich nach London zurück und überreichte der Königin mein Beglaubigungsschreiben als ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister.

Während meiner Abwesenheit hatte man sich beeilt, um nicht zu sagen übereilt, die Land- und Seemacht auf den Friedensstand zu setzen. Doch hatte England schon wieder zwei Kriege zu bestehen, mit Persien und mit China. Der erstere war schnell und glücklich beendet, der letztere führte zu längeren Verwickelungen und erreichte erst durch den Frieden sein Ende, welchen England und Frankreich im darauffolgenden Jahre in Peking dictirten. Zunächst veranlasste das durch den Admiral Seymour bewirkte Bombardement von Canton sehr ernste Discussionen im Parlamente, welches am 3. Februar eröffnet wurde.

Die Popularität Lord Palmerston's hatte zwar den Pariser Frieden überlebt, doch wollte man gleich zu Anfang der Sitzungen bemerken, dass der alte Herr seine frühere Energie und namentlich seine unverwüstliche gute Laune eingebüsst habe. Ein erster Gichtanfall hatte ihn sichtlich angegriffen, und Lady Palmerston sprach sich sehr besorgt über den Gesundheitszustand

ihres Mannes aus. Seine zahlreichen Neider und Feinde glaubten daher den Augenblick gekommen, einen ernsten Angriff auf das Ministerium wagen zu können. Lord John Russell schmollte, weil die Thronrede über die Parlamentsreform geschwiegen hatte. Die Peeliten waren unzufrieden über die natürlichen Folgen ihrer eigenen unpolitischen Haltung. Dennoch waren schwache Versuche Lord Derby's, dieselben für sich zu gewinnen, an dem Widerwillen seiner eigenen Parteigenossen, wie an der Unentschlossenheit Gladstone's gescheitert. Disraeli, der die ganze Politik, welche zum Krimkriege geführt hatte, tadelte, benutzte einige Confidencen Walewski's, um Palmerston mit Interpellationen in Verlegenheit zu setzen. Die Friedensfreunde endlich, Cobden und Bright, waren wüthend über die chinesischen Verwickelungen. Trotz der im Unterhause herrschenden Schwüle ging die Budget-Debatte glücklich vorüber, und die Vorschläge des Schatzkanzlers wurden mit einer Majorität von achtzig Stimmen gutgeheissen (23. Februar).

Wenige Tage darauf brachte Cobden dem Ministerium eine entschiedene Niederlage bei. Der Antrag, in welchem er die China gegenüber befolgte Politik tadelte, wurde im Unterhause mit einer Majorität von 16 Stimmen angenommen.

Lord Palmerston, der die Schwäche der Tory-Opposition durchschaute, schloss die Debatte mit einer kurzen aber energischen Rede, in welcher er die gegen ihn verschworenen „Atome“ verspottete. Er wusste sehr wohl, dass das Land ihm, und nicht der in einzelne Factionen zersplitterten Opposition in der chinesischen Frage Recht geben werde. Er löste daher das Parlament am 21. März auf, und die Neuwahlen befestigten seine Stellung in unerwarteter Weise.

Zu diesem Erfolge trug namentlich der gewaltige Sturm bei, welcher sich im fernen Osten erhob und das indische Colonialreich mit seinen zweihundert Millionen britischer Unterthanen in den Grundfesten erschütterte. Schon Ende Februar waren die ersten Nachrichten von den unter den indischen Truppen

ausgebrochenen Meutereien nach London gelangt. Das Land fühlte, dass es des Steuermanns bedürfe, dessen Energie man die glückliche Beendigung des Krimkrieges verdankte. Indessen liess diese Energie, im Anfange wenigstens, viel zu wünschen übrig. Es ist das unvergessliche Verdienst des Prinzen Albert, die Minister aus dem Schlummer ihrer optimistischen Sorglosigkeit aufgeschüttelt zu haben. Alle nur irgend disponibeln Truppen wurden nach Indien geworfen. Man hatte das Glück, in Sir Colin Campbell und Havelock Generale zu finden, welche der äusserst schwierigen Aufgabe gewachsen waren. Sir Colin Campbell hatte sich in der Krim ausgezeichnet. Als die Regierung beschloss, ihm den Oberbefehl über die königlichen Truppen in Indien anzuvertrauen, beantwortete er die erste Anfrage, wann er abreisen könne, lakonisch mit dem Einen Worte: „Morgen!“ Nicht einen Tag zu früh gelangte Sir Colin nach Calcutta, wo die ursprünglich für China bestimmten Regimenter von dem nach Canton gesandten Ober-Commissär, Lord Elgin, mit patriotischer Hingebung dem indischen General-Gouverneur zur Verfügung gestellt worden waren.

Der Verdacht, dass Russland bei der indischen Meuterei die Hand im Spiele gehabt, wurde gerade dadurch bestärkt, dass die russische Diplomatie denselben sehr eifrig bekämpfte. Man erinnerte nicht mit Unrecht an das alte *„Qui s'excuse s'accuse“*.

Was aber die Ueberraschung, die man damals erlebte, wohl am besten erklärt, ist das verrottete System der Ostindischen Compagnie. Es wiederholte sich im grossen das, was man bei Anfang des Krimkrieges bezüglich der Armeeverwaltung erfahren hatte. Wie die erste britische Armee dem bureaukratischen Schlendrian und der vornehmen Sorglosigkeit geopfert wurde, weil niemand wusste, wer Koch oder Kellner, mit anderen Worten, wer für die Verpflegung verantwortlich, so war in Indien die Competenz zwischen den Directoren der Compagnie und den Ministern getheilt. Von den ersteren hingen die aus nationalen

Elementen gebildeten Eingeborenen-Truppen, von den letzteren der General-Gouverneur und die kleine königliche Armee ab. Leider war der General-Gouverneur Lord Canning — ein talentvoller, strebsamer, noch junger Staatsmann — eben erst nach Calcutta gekommen und ermangelte jeder Erfahrung auf diesem für ihn ganz unbekannten Boden. Missgriffe, Missverständnisse, Competenz-Streitigkeiten waren unvermeidlich und erschwerten den militärischen Befehlshabern die Aufgabe, mit so wenigen Truppen die Ordnung in diesem kolossalen Reiche wieder herzustellen. Man musste bald zu der Ueberzeugung gelangen, dass dieser lawinenartig angeschwollene Ländercomplex Dimensionen angenommen hatte, welche die Kräfte einer Actiengesellschaft überstiegen. Je mehr die gewohntermassen von der Presse verbreiteten Nachrichten von den Gräueln, welche an Weibern und Kindern verübt wurden, die Gemüther aufregten, desto mehr erkannte man, dass einige alte Kaufleute der City, welche sich ab und zu über die indischen Angelegenheiten unterhielten, der Aufgabe nicht gewachsen waren, ein Reich zu regieren, grösser als das Weltreich der römischen Cäsaren. So erwuchs denn ein Glück aus dem Unglücke. Die Ostindische Compagnie verschwand, und Indien wurde der Krone unmittelbar unterworfen. Die Zähigkeit und die Tapferkeit der britischen Truppen erfocht gegen eine numerische Uebermacht ohne gleichen Triumphe, welche das durch den Krimkrieg erschütterte Prästigium Alt-Englands glänzend wiederherstellten. Man kann sagen, dass Indien damals erst wirklich erobert wurde. Der Schwerpunkt des britischen Reiches liegt seitdem in Asien. Die Worte, welche Lord Beaconsfield mehrere Jahre später aussprach, als er die Königin ersuchte, den Titel einer Kaiserin von Indien anzunehmen: „Wir sind eine asiatische Macht geworden“, hatten eine tiefere Bedeutung als man denselben in Europa beilegen wollte. Freilich liegt darin auch eine Gefahr, welche der herkömmliche britische Optimismus leicht unterschätzen könnte. Der indische Aufstand von 1857

hängt noch immer wie ein Damokles-Schwert über der Weltstellung Grossbritanniens.

Aber nicht bloss Asien, auch Europa machte Lord Palmerston und Lord Clarendon Sorge genug, während ihre ministerielle Existenz durch die Neuwahlen in Frage gestellt war.

Das Ziel, welches mir Walewski vor Beginn des Krimkrieges eingestanden, war erreicht worden, wenigstens scheinbar. Schon während der Verhandlungen des Pariser Congresses hatte die gewandte russische Diplomatie keine Schmeicheleien gespart, um den Kaiser der Franzosen zu gewinnen. Die Geburt seines Sohnes schien die Zukunft der Dynastie zu sichern. Die Lobhudeleien der englischen Presse bestärkten den Wahn, Napoleon III. habe wirklich sich die Stellung errungen, welche Kaiser Nikolaus im Jahre 1853 seinen Idiosynkrasien opferte. Charakteristisch war, dass auf dem Continente der Gebrauch allgemein wurde, von dem Kaiser Napoleon immer nur mit der Bezeichnung Er zu sprechen. „Er hat das gethan“, „er hat das gesagt“, „er will“ u. s. w. waren damals landläufige Redensarten, deren sich sogar der Prinz von Preussen bediente.

Für England wollten die französischen Staatsmänner 90,000 Mann und etwa zwei Milliarden Francs nicht geopfert haben. Es drängte sie, die vermeintlich errungene Macht nunmehr auch greifbar zu bethätigen. Der Verfasser der *„Idées Napoléoniennes“* hielt sich für berufen, die Scharte von Waterloo auszuwetzen und die, wie er wiederholt betonte, gegen Frankreich gerichteten Verträge von 1814 und 1815 umzuwerfen, um die Karte von Europa im Sinne des neuerfundenen Nationalitätenprincips von Grund aus umzugestalten. Vergebens hatte schon Lord Clarendon in Paris gegen diese gefährlichen Träumereien protestirt, vergebens auch die Königin Victoria in ihrer Privat-Correspondenz den Kaiser der Franzosen darauf hingewiesen, dass England in dieser Richtung die französischen Velleitäten nicht zu theilen vermöge.

Das Börsenspiel, welchem sich die Umgebungen des Kaisers

mit seltenen Ausnahmen ergaben, hatte die russischen Intriguen wesentlich unterstützt. Walewski, und in noch bedenklicherer Weise Morny, der Halbbruder Napoleon's und der Urheber des Staatsstreiches von 1851, waren ganz in das russische Fahrwasser gerathen. Letzterer hatte Frankreich mit unerhörtem Luxus bei der Krönung Alexander's II. vertreten und war mit einer russischen Gemahlin und mit den entschiedensten Sympathien für den Petersburger Hof zurückgekehrt. Dass man für die Integrität und die Unabhängigkeit des ottomanischen Reiches geblutet und gekämpft, war längst vergessen. Auch dieser „Mohr" hatte seine Schuldigkeit gethan.

Unter den in den Congressverhandlungen unentschieden gebliebenen Fragen bot die Grenzregulirung in Bessarabien und das Schicksal der Donaufürstenthümer Anlass zu diplomatischen Streitigkeiten, welche die westmächtliche Allianz auf harte Proben stellten. Napoleon hatte sich in den Kopf gesetzt, die Bevölkerungen der Moldau und der Walachei sehnten sich nach einer staatlichen Vereinigung unter einem fremden, einer europäischen Herrscherfamilie angehörigen Fürsten. Eingedenk des *„divide et impera"* widersetzte sich die Pforte diesem ihren Souveränetätsrechten unleugbar gefährlichen Plane. Oesterreich und England unterstützten im wohlverstandenen Interesse der Türkei diesen Widerstand, während Thouvenel, der französische Botschafter, Alles aufbot, um den Divan einzuschüchtern und an die herausfordernde Sprache des Fürsten Menschikoff zu erinnern. Die englische Allianz, welche in Frankreich niemals populär war, hätte schon damals Schiffbruch gelitten, wäre ein anderer als Persigny französischer Botschafter in London gewesen.

Fialin, von dem Papste zum Grafen, von Napoleon III. später zum Herzoge von Persigny erhoben, war seit dem Abenteuer von Strassburg, an welchem er sich als Unteroffizier der Guiden betheiligte, der treueste Anhänger seines Kaisers geblieben. Er hatte dessen Exil in England getheilt, in Boulogne den von den Zeitungen so verspotteten kaiserlichen

Adler fliegen lassen und war so ziemlich der Einzige, der im Unglücke wie im Glücke dem kaiserlichen Parvenu die Wahrheit zu sagen wagte. Persigny, ein unscheinbarer Mann von mittlerer Grösse, war ein Autodidakt. Ohne gründliche Schulkenntnisse, hatte er die Jahre des Exils dazu benutzt, seine mangelhafte Bildung zu vervollständigen. Er kannte vielleicht England besser als die meisten seiner Landsleute. Sein Axiom, dass kein französisches Gouvernement die Feindschaft der englischen Presse und Börse aushalten könne, war für ihn durch seinen längeren Aufenthalt in England sowie durch das Studium der geheimen Geschichte der Revolutionen von 1830 und 1848 unumstösslicher Glaubenssatz geworden. Seiner Ansicht nach war Karl X. nicht über die Juli-Ordonnanzen gefallen, sondern weil er es versucht hatte, durch sein Bündniss mit Russland die Presse Englands herauszufordern. Louis Philippe aber war vertrieben worden, weil er mit Guizot die spanischen Heirathen geplant und dadurch England gegenüber wortbrüchig geworden war. Man begreift, dass Persigny trotz seiner nur zu oft an die Wachtstube erinnernden Manieren in England sich einer gewissen Popularität erfreute, und dass man ihm seine Ehrlichkeit im Gegensatze zu den Pariser Börsenspeculanten hoch anrechnete. So wurden auch die Excentricitäten seiner jungen hübschen Frau zwar belächelt, aber mit Nachsicht beurtheilt.

Bei dieser Vorliebe für England hatten sich die Beziehungen zwischen Persigny und Walewski im Jahre 1857 bereits so getrübt, dass der Botschafter nahezu aufgehört hatte, mit seinem Chef zu correspondiren. Ging eine officielle Depesche ein, deren Mittheilung unabweislich war, so trug sie Persigny wohl zu Clarendon mit dem Commentar: *„Lisez cela vous-même; ce sont encore des bêtises de Walewski.“* Bei diesem Geschäftsverkehre konnte es nicht fehlen, dass die englisch-französische Allianz mehr und mehr aus den Fugen ging. Der Besuch des Grossfürsten Constantin in Paris, die von dem alten Brunnow eingeleitete Zusammenkunft der Kaiser

Alexander und Napoleon in Stuttgart, die immer drohendere Gestaltung der Dinge in Constantinopel, alles dies bewog Persigny, nach Paris zu gehen, um, wie er sagte, seinen Kaiser aus den Händen der Unfähigen zu retten *(„pour sauver mon empereur des mains des imbéciles“).* Er machte ihm die Hölle so heiss und schilderte ihm die Gefahren eines Bruches mit England mit so beredten Worten, dass der Kaiser sich entschloss, die Königin um eine Entrevue in Osborne zu bitten.

So ungern der englische Hof auch fremde Gäste auf der Insel Wight empfängt, so war man doch gern bereit, die sich darbietende Gelegenheit zu einem intimeren Gedankenaustausche zu benutzen. Der Besuch fand anfangs August statt. Der Kaiser und die Kaiserin der Franzosen, von Walewski begleitet, trafen am 6. in Osborne ein und blieben bis zum 10.

Umfassende Polizeimassregeln wurden beiderseits getroffen. Englische und französische Detectivs bewachten alle Landungsplätze der Insel Wight. Sie hatten die Weisung, alle Fischerbarken sorgsam zu untersuchen, da man fürchtete, französische oder italienische Flüchtlinge könnten die Sicherheit des Kaisers gefährden. In der Nacht vom 5. zum 6. kam ein solches Boot mit einem einzigen Passagiere von Southampton herüber. Da dieser nur gebrochen englisch und mit auffallend französischem Accente sprach, wurde er sofort arretirt. Er widersetzte sich nicht und liess sich bereitwillig zu Sir Richard Mayne führen. Wie gross war Sir Richard's Erstaunen, als er in diesem vermeintlichen Flüchtlinge den französischen Botschafter erkannte. Der Chef der Polizei ergoss sich in Entschuldigungen über das Ungeschick seiner Agenten, aber Persigny erwiderte ihm lachend, er könne ihm nur zu der Vortrefflichkeit seiner Vorsichtsmassregeln gratuliren. Persigny selbst erzählte mir den Vorgang mit dem Hinzufügen, er habe spät Abends ein Telegramm erhalten und daraus zu entnehmen geglaubt, die Yacht *„La Reine Hortense“* werde den Kaiser und die Kaiserin einige Stunden früher, als sie erwartet wurden,

nach Osborne führen. Nicht wissend, ob die Nachricht der Königin direct zugegangen sei, habe er sich sofort entschlossen, den nächsten Zug nach Southampton zu benutzen, um mündlich das Nöthige zu besorgen. In Southampton war das letzte Dampfschiff nach Cowes längst abgegangen. Um nicht die Nacht in Southampton zu verlieren, sei ihm nichts übrig geblieben, als sich in einem Fischerboote hinüberrudern zu lassen. Darüber sei viel Zeit vergangen, und anstatt in Cowes zu landen, habe er sich nach dem Privat-Landungsplatze der Königin bringen lassen. Dies habe den Verdacht der Polizisten nur vermehrt. Er habe sich gern von ihnen arretiren lassen, da er ohne sie das Schloss in der finsteren Nacht kaum erreicht haben würde.

Lord Palmerston und Lord Clarendon, nach Osborne berufen, gaben klein bei. Es kam eine vorläufige Verständigung über die brennende Frage der Donaufürstenthümer zu Stande und die Entrevue von Osborne verlief anscheinend zur Zufriedenheit beider Theile. Sir Theodore Martin veröffentlicht in seinem *„Life of the Prince Consort“* die von freundschaftlichen Versicherungen erfüllten, zwischen dem Kaiser und der Königin gewechselten Briefe, sowie ein interessantes Memorandum des Prinzen über seine Unterredungen mit Napoleon. Diese Schriftstücke enthalten jedoch nicht die volle Wahrheit. Letztere erfuhr ich einige Jahre später aus dem Munde des Prinzen Albert. Er sagte mir über Osborne Folgendes:

„Halten Sie daran fest, nach mir hasst Napoleon III. niemand mehr als den Prinzen von Preussen. Mich aber beehrt er mit seinem Hasse, seitdem ich ihm in Osborne das Spiel verdorben habe. Er war im Jahre 1857 nicht sowohl wegen der Donaufürstenthümer zu uns herüber gekommen, als um uns in Hinblick auf seine Pläne gegen Oesterreich zu sondiren und zu gewinnen. Seine fixe Idee, die Karte von Europa zu revidiren, sprach er mir damals unverhohlen aus und schlug mir vor, wir möchten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniss abschliessen.

„Es ist sehr möglich,“ fügte der Prinz lächelnd hinzu, „dass er Palmerston und Clarendon für diese Idee bereits gewonnen hatte. Denn auf unsere Minister übte dieser Mann einen mir unbegreiflichen Zauber. Er überzeugte sich bald, dass mit mir nichts anzufangen sei. Ich sagte ihm sehr ruhig, aber ebenso bestimmt, es sei gegen alle Traditionen dieses Landes, sich für Eventualitäten der Zukunft die Hände zu binden, namentlich einem Nachbar gegenüber, mächtig genug, um jene Eventualitäten jeden Augenblick hervorzurufen. Er liess sich das gesagt sein und versuchte nun mit Russland, was ihm mit uns nicht gelungen war. Wir schieden scheinbar als die besten Freunde, aber der Stachel meiner Ablehnung blieb zurück — *hinc illae irae.*“

Die nicht unbegründeten Besorgnisse für die Zukunft, welche Prinz Albert aus seinen Unterredungen mit dem Kaiser der Franzosen geschöpft hatte, veranlassten ihn, wenige Tage nach der Abreise der französischen Majestäten, sich mit eigenen Augen über den Stand der Befestigungen in Cherbourg zu unterrichten. Es konnte dies ohne alles Aufsehen geschehen. Unter dem Vorwande einer Spazierfahrt dampften die Königin und ihr Gemahl im tiefsten Incognito hinüber und kehrten nach zwei Tagen heim. Der Prinz hatte Zeit gehabt, die bereits vollendeten kostspieligen Arbeiten mit Kenner-Auge zu inspiciren. Er verfehlte nicht, die Minister auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, die englischen Häfen und Küsten für alle Fälle in ähnlichen Vertheidigungszustand zu setzen.

Ausser dem französischen Besuche hatte der englische Hof im Laufe dieser *season* auch den Erzherzog Ferdinand Max empfangen, welcher gleichzeitig mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen der Taufe des jüngsten Kindes Ihrer Majestät, der Prinzessin Beatrix, beiwohnte. Als Bräutigam der Prinzessin Charlotte von Belgien fand der junge Erzherzog die verwandtschaftlichste Aufnahme. Er trug durch seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften nicht wenig dazu bei,

die Vorurtheile zu beseitigen, welche der nunmehr zum *Prince Consort* erklärte Gemahl der Königin gegen das Haus Oesterreich hegte. Ich selbst habe mehrfach Gelegenheit gehabt, diese tief eingewurzelten Vorurtheile zu bekämpfen. Prinz Albert gehörte zu den objectiven Fürsten, welche Widerspruch vertragen.

Nach dem Schlusse des Parlaments begab ich mich nach Dresden. Der Schlaganfall, von welchem der König Friedrich Wilhelm IV., nach vollendeter Cur in Marienbad, in Pillnitz betroffen wurde, bekümmerte den König und die Königin von Sachsen im höchsten Grade. Beide Monarchen waren nicht bloss Schwäger, sondern auch geistesverwandte Freunde. Die ausgesprochene Gehirnerweichung Friedrich Wilhelm's IV., dessen Nerven durch die Neuenburger Angelegenheit in bedenklicher Weise erregt worden waren, machte einen Regierungswechsel nothwendig. Der Prinz von Preussen wurde zunächst provisorisch, später definitiv, mit der Regentschaft betraut.

Kurze Zeit darauf erschien Prinz Jérôme Napoleon in Pillnitz in der Absicht, um die Hand der Prinzessin Sidonie zu werben. Als patriarchalischer Familienvater konnte und wollte König Johann seine Tochter zu einer rein politischen Ehe nicht zwingen. Die Vorurtheile gegen die Napoleoniden liessen bei der jungen Prinzessin den Gedanken an eine solche Verbindung nicht aufkommen. Prinzessin Sidonie zeigte sich einsilbig, und Prinz Napoleon gab dem Gedanken an eine Werbung keine Folge. Es fehlte nicht an solchen, welche dies bedauerten und der Meinung waren, der italienische Feldzug von 1859 hätte vielleicht vermieden werden können, wenn eine sächsische Königstochter anstatt einer sardinischen die Gemahlin des Prinzen Napoleon geworden wäre.

Wie dem auch sei, der Besuch des französischen Prinzen musste erwidert werden, und König Johann beschloss, zu diesem Zwecke seinen zweiten Sohn, den Prinzen Georg, im nächsten Frühjahre nach Paris zu senden.

Als ich mich nach Weihnachten bei dem Könige beur-

laubte, um auf meinen Posten zurückzukehren, sagte mir Seine Majestät:

„Ich habe darüber nachgedacht, wie man am besten dem Gedanken Folge geben könnte, den Sie mir vor zwei Jahren nach Ihrer Rückkehr von Portugal aussprachen. Ich glaube, dass nunmehr die Zeit gekommen, uns ernstlich mit Georg's Vermählung zu beschäftigen. Ihr Vorschlag einer Verbindung mit dem portugiesischen Hofe hat vieles für sich. Ich würdige vollkommen die politischen Gründe, welche Sie geltend gemacht, ich bitte Sie aber ein für allemal, daran festzuhalten, dass ich keinem meiner Kinder irgendwie Zwang anthun will. Ich will ihr Lebensglück der Politik nicht opfern. Lässt es sich so einrichten, dass mein Sohn Georg von Paris aus dem portugiesischen Hofe einen Besuch abstatten könnte, so wäre mir das ganz recht. Gefällt die Infantin dem Prinzen, so werden wir mit Vergnügen unsere Einwilligung geben. Gefiele sie ihm aber nicht, so müsste er einfach wieder abreisen können, ohne irgendwie gebunden zu sein. Kann die Sache, wie ich wünsche, eingeleitet werden, so würden Sie, da Sie der Einzige sind, der Land und Leute kennt, meinen Sohn nach Lissabon begleiten."

„Die Sache liegt nicht ganz so einfach, wie es scheint," erwiderte ich. „Portugal steht politisch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu England. Der englische Einfluss dominirt in Lissabon. Ganz abgesehen davon war aber die verstorbene Königin Maria da Gloria — als Kind eine Zeit lang in Kensington Palast mit der Königin Victoria erzogen — eine Jugendfreundin der letzteren. Beide waren mit Coburg'schen Prinzen vermählt und theilten, wenn auch fern von einander, die Leiden und Freuden ihrer zahlreichen Wochenbetten. Königin Victoria interessirt sich daher mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit für die verwaisten Kinder ihrer Freundin. Hierzu kommt, dass der junge König Dom Pedro während seiner Besuche am englischen Hofe eine solche Zuneigung zu dem Prinzen Albert gefasst hat, dass dieser in Wahrheit Portugal jetzt

regiert. Pedro V. thut buchstäblich nichts ohne den Rath des Prinzen, welchem er fast täglich schreibt. Unter diesen Verhältnissen werden Eure Majestät selbst ermessen, dass die Werbung des Prinzen Georg zunächst in London erfolgen sollte. Gefällt der Prinz, wie nicht anders zu erwarten, der Königin, so ist die Sache so gut wie abgemacht. Hätte jedoch der englische Hof, was ich nicht glaube, Bedenken gegen eine solche Verbindung, so würde trotz eines Besuches des Prinzen in Lissabon die Heirath kaum zu Stande kommen. Ich gebe daher Eurer Majestät anheim, den Prinzen Georg nach seiner Abreise von Paris auf einige Zeit nach London zu senden, damit ich ihn der Königin und dem Prinzen Gemahl vorstellen kann."

Der König Johann hatte mich aufmerksam angehört und bemerkte nach kurzer Ueberlegung:

„Das Alles hat Hand und Fuss. Ich vertraue Ihnen Georg an. Sobald der Zeitpunkt feststeht, werde ich Ihnen telegraphiren lassen, damit Sie ihn bei der Königin melden. Dann holen Sie ihn in Paris ab und begleiten ihn nach Lissabon zur Brautschau."

Aus Privatbriefen.

1857.

London, 24. Juni 1857.

Je mehr sich der Gährungsprocess, in welchem sich die europäischen Allianzen befinden, den Blicken des Publikums wie den Conjecturen und Indiscretionen der Tagespresse entzieht, desto mehr halte ich es für Pflicht, die Beobachtungen zusammenzustellen, welche sich mir hier darüber aufgedrängt haben.

Seitdem mit der friedlichen Beilegung der Belgradfrage und der Verständigung mit Persien die letzten Nachwehen des Krieges überwunden worden, schien mit dem Frieden auch die Fortdauer der englisch-französischen Allianz durch die Bemühungen des Grafen Persigny gesichert. Hatte sich aber schon in der Belgradfrage eine entschiedene Hinneigung zu Russland der von dem Grafen Walewski im französischen Conseil vertretenen Hofpartei kundgegeben, so trat diese Tendenz noch deutlicher in der offen gelassenen Frage der Donaufürstenthümer hervor. Die von Russland gewünschte einheitliche Constituirung dieser Länder fand im „Moniteur“ ein dienstwilliges Organ und in der Person des französischen Commissärs in Bukarest einen Agenten, der voll jugendlichen Eifers die Rolle des Diplomaten hie und da mit der eines Agitators vertauschte. Je entschiedener die Pforte den russischen Plänen entgegentrat und die Union als *„le commencement d'un démembrement“* perhorrescirte, je leidenschaftlicher Oesterreich — an Ort und Stelle vielleicht nicht immer glücklich vertreten — die türkische Anschauungsweise zu der seinigen erhob, desto schwieriger wurde es der britischen Diplomatie, bei ihrem principiellen Einverständnisse mit dem Divan und dem k. k. Cabinete, die Aufgabe einer unparteiischen Vermittelung festzuhalten. Nach dem angeblichen englischen Vorschlage sollen die Moldau und Walachei zwar staatlich getrennt bleiben, aber durch eine Zoll- und Militär-Union verbunden werden. Indessen scheint diese Proposition nicht Gegenstand der Verhandlungen zu bilden oder gebildet zu haben. Wenigstens bezeichnete Lord Clarendon noch vor etwa acht Tagen diese Nachricht als völlig aus der Luft gegriffen. Wie dem auch sei, die Frage der Donaufürstenthümer bildet, wenn nicht das Motiv, so doch ein Symptom der in der westmächtlichen Allianz eingetretenen Erkaltung. Die Pariser Koketterien mit Russland haben hier mindestens ebenso verletzt, als in Paris die sich immer intimer gestaltende Annäherung Englands an Oesterreich. Es ist, als hätte man hier nach einer Periode der Unterschätzung erst seit dem letzten

Frieden die Bedeutung der *„vis inertiae"* entdeckt, welche der österreichische Kaiserstaat in die Wagschale der europäischen Geschicke zu legen vermag. Niemand tritt zur Zeit offener und entschiedener für die österreichische Allianz ein als Lord Clarendon, der in Sir Hamilton Seymour ein ebenso thätiges als bereitwilliges Organ in Wien gefunden hat. Es war zu erwarten, dass sich in demselben Masse, als sich die Beziehungen zwischen England und Oesterreich freundlicher gestalteten, diejenigen zwischen Oesterreich und Frankreich abkühlen mussten. In der That scheint neuerdings die Stellung des k. k. Botschafters in Paris eine wenig beneidenswerthe zu sein.

Der von französischer Seite provocirte Besuch des Grossfürsten Constantin in Paris dürfte den Erwartungen nicht entsprochen haben. Der Wunsch des Kaisers Napoleon nach einer Begegnung mit dem Kaiser Alexander auf deutschem Boden ist nur noch schärfer hervorgetreten. Der russische Gast soll seinen Skepticismus bezüglich der Stabilität der französischen Zustände und eine gewisse Geringschätzung für die Umgebungen des Kaisers Napoleon vielleicht nur zu offen an den Tag gelegt haben. Kurz, der Besuch hat den französischen Hof mehr genirt als befriedigt und auch im Publikum den Erfolg nicht gehabt, welchen die dortigen Russenfreunde erwarteten. Seine Zeit hat der Grossfürst nicht verloren. Er hat Land und Leute studirt, und man mag in Petersburg heute besser als früher wissen, wie hoch die Macht Frankreichs, sei es als Feind sei es als Bundesgenosse, zu veranschlagen ist. Die ungemeine Rührigkeit in den französischen Häfen, die kolossalen Befestigungen an der nordischen Seeküste und die Energie, mit welcher die schweren Opfer des letzten Krieges ersetzt werden, alles dies soll den russischen Grossadmiral zu der Ueberzeugung gebracht haben, dass im Falle eines Krieges zwischen England und Frankreich letzteres den kürzeren nicht ziehen würde.

Im Gegensatze zu diesen Beobachtungen hat den Grossfürsten Constantin die unglaubliche Vernachlässigung der englischen Küstenbefestigungen umsomehr überrascht. Er hat

unter anderem die unglücklichen Versuche, das in Sebastopol erprobte, aber von den englischen Ingenieuren falsch aufgefasste Todleben'sche System für Portsmouth anzuwenden, einer herben Kritik unterworfen. Die Einladung des Grossfürsten nach Osborne erklärt sich durch den Wunsch, der Welt zu zeigen, dass der französische Hof keinen Anspruch darauf habe, die Aufmerksamkeiten Russlands gewissermassen zu monopolisiren. Auch hat man die kurze Anwesenheit des russischen Gastes auf englischem Boden bestthunlich benutzt, um ihm selbst und seinen Umgebungen den Gedanken zu benehmen, man sei hier über die französischen Zustände verblendet. Lord Clarendon namentlich soll manches offene Wort gesprochen und seiner Geringschätzung für Walewski und die französische Hofpartei in einer Weise Ausdruck geliehen haben, die selbst da einige Verwunderung erregt hat, wo das „*nil admirari*“ zur Lebensregel geworden.

Die Bestrebungen der englischen Minister, mit Russland ein politisches Einverständniss vorzubereiten, haben sich während dieses Besuches zu einigen beachtenswerthen Auslassungen krystallisirt. Praktisch hat sich das wieder erwachende gegenseitige Vertrauen bisher nur in der chinesischen Frage manifestirt. England hat dem Petersburger Cabinet die Instructionen Lord Elgin's mitgetheilt und an diese Mittheilung die Bitte geknüpft, dessen Mission in Peking zu unterstützen. Das russische Cabinet hat hierauf dankbar und freundschaftlichst geantwortet. Es wird die Bestrebungen Englands zu Gunsten des europäischen Handels und der christlichen Glaubensgenossen bereitwilligst unterstützen. Russland lehnt jedoch jede Einmischung in die zwischen dem englischen Bevollmächtigten und dem chinesischen Commissär in Canton obschwebenden Differenzen ab und ist nicht in der Lage, dem Wunsche Englands Vorschub zu leisten, durch Beglaubigung eines ständigen britischen Gesandten in Peking diplomatische Beziehungen mit dem chinesischen Reiche anzuknüpfen.

Diese Andeutungen werden genügen, um die politische

Constellation zu kennzeichnen, unter welcher der Besuch des Erzherzogs Ferdinand Max am englischen Hofe erfolgte. Nirgends dominirt die Tagespolitik die persönlichen Sympathien und Antipathien mehr als hier. Es kann daher nicht gleichgiltig erscheinen, dass sich seit langer Zeit kein fremder Prinz gleicher persönlicher Erfolge zu rühmen gehabt hat, als der k. k. General-Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs. Seine kühle, vornehme Haltung, gepaart mit einer seltenen Liebenswürdigkeit und Sprachgewandtheit, hat die Königin, und was noch mehr sagen will, den Prinzen Albert bezaubert. Der Prinz hat nicht nur mündlich sondern auch schriftlich in einem Billet an Lord Clarendon seine Freude über den vortheilhaften Eindruck des hohen Gastes ausgesprochen. Staatsmänner aller Parteien sind einstimmig in ihrer Bewunderung dieser fürstlichen Erscheinung. Was in diesem Lande der Freiheit überrascht hat, ist die Rückhaltlosigkeit, mit welcher der Erzherzog seine politischen Ansichten kundgiebt. Die entschieden liberale Färbung derselben erklärt den Erfolg. So sagte mir der nüchterne Lord Aberdeen: „nicht nur sehr intelligent, sondern sehr liberal habe ich den jungen Herrn gefunden; für mich gerade liberal genug.“ Sehr entschieden für die Allianz mit England, hat der Erzherzog in seinen Unterredungen mit Lord Palmerston, Lord Clarendon und Lord Derby der k. k. Regierung Stütz- und Anhaltspunkte geschaffen, welche auch dann nicht zu unterschätzen sein dürften, sollte man am Ballplatze nicht jede Aeusserung vertreten wollen.

Es ist im Werke, der neubefestigten Verständigung zwischen Oesterreich und England durch Erhebung der beiderseitigen Gesandten zu Botschaftern Ausdruck zu geben. Dass diese englisch-österreichische Intimität nirgends eifersüchtiger überwacht wird als in Paris, liegt auf der Hand. Man hat sogar in dem hier nicht mit übertriebener Freude begrüssten Privatbesuche der französischen Majestäten in Osborne eine Gegendemonstration erblicken wollen. Indessen ist jedoch nicht zu

verkennen, dass die verabredete Entrevue zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Kaiser Alexander die britischen Nerven zu nahe berührt, als dass man in Paris nicht das Bedürfniss empfunden haben sollte, hier darauf vorzubereiten.

Der Kaiser Napoleon wird nach wie vor in der englischen Allianz den Angelpunkt seiner Politik suchen. Die neuesten Erfolge der Opposition in den französischen Kammerwahlen werden diese Auffassung nur bestärkt haben. Denn je fühlbarer die Symptome antibonapartistischer Regungen hervortreten, desto mehr bedarf der Gewalthaber des Wohlwollens Englands. Auch ist nicht zu verkennen, dass England wegen seiner vernachlässigten Küstenbefestigungen Grund genug hat, jeden offenen Bruch zu vermeiden. Es kann sich nur Glück wünschen, wenn die Strapazen des Krim-Feldzuges den kriegerischen Geist der französischen Nation — ein immer unberechenbarer Factor in der europäischen Politik — zeitweilig in Schlummer gewiegt haben. Wäre, wie viele glauben, die jetzige englisch-französische Allianz eine blosse Komödie, so scheint doch das beiderseitige Interesse das Fortspielen derselben gebieterisch zu erheischen. Die englisch-österreichischen und französisch-russischen Sympathien werden bis auf weiteres nur in zweiter Linie Beachtung verdienen. Bis auf weiteres, d. h. bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die Ereignisse das April-Bündniss durch eine festere Combination zu ersetzen nöthigen. Dass es je im Interesse Englands liegen könnte, den Traum Walewski's von einem englisch-französisch-russischen Bündnisse verwirklichen zu helfen, wird von den Staatsmännern aller Parteien einmüthig verneint. Wie sollte auch dem britischen Reiche bei einer solchen Gruppirung der immer so sorgsam gewahrte Löwenantheil zufallen?

London, 15. August 1857.

Die zwei ersten Tage der Entrevue von Osborne sind ohne Resultat geblieben. Lord Palmerston, gleichzeitig mit Lord Clarendon am 6. nach Osborne geladen, erreichte das Hoflager erst am 7. gegen Abend. Er hatte das königliche Einladungsschreiben auf seinem überfüllten Schreibtische uneröffnet übersehen und musste durch den Telegraphen daran gemahnt werden.

Kaiser Napoleon scheint hauptsächlich durch seine Privatunterredungen mit beiden leitenden Ministern die bereits eingemeldete Umstimmung des englischen Cabinets vorbereitet zu haben.

Die entscheidende Audienz Lord Palmerston's hat zeugenfrei in der Nacht vom 7. zum 8. stattgefunden. Man trennte sich erst nach 2 Uhr früh, wie es heisst, ohne Aussicht auf Verständigung. Im Laufe des 8. gelang es dann den Bemühungen Persigny's, die bewusste Vorstellung der sechs Mächte an die Pforte als einen Vermittelungsvorschlag zur Annahme zu empfehlen. Man war hier nur zu glücklich, dem treuesten Anhänger der englischen Allianz das Verdienst der Verständigung zuschreiben und den Grafen Persigny auf Kosten des minder beliebten Grafen Walewski mit Lobpreisungen überhäufen zu können. So schwer es dem britischen Stolze gewesen sein mag, die unleugbare Demüthigung zu verwinden, so ist doch die Befriedigung über die Lösung der Schwierigkeit bei Lord Clarendon sowohl als bei Lord Palmerston das vorwiegende Gefühl des Augenblicks.

Wie schon angedeutet, haben die in Osborne gemachten Erfahrungen die britischen Staatsmänner nur in dem Wunsche bestärkt, die im Interesse des Weltfriedens so erfreuliche Verständigung mit Russland thunlichst zu beschleunigen. Mein russischer College äussert sich sehr befriedigt über die Unterredungen, die er in den letzten Tagen mit Clarendon gehabt hat. Die Anerkennung der Mässigung des Fürsten Gortschakoff

hat zu vertraulichen Ergiessungen geführt über die Art und Weise, wie die beiderseits gewünschte Annäherung am besten eingeleitet werden könnte. Der Courier, welchen Graf Chreptowitch heute über Hull direct nach Petersburg expedirt, überbringt Depeschen, die die Aufmerksamkeit des russischen Cabinets verdienen werden.

Graf Chreptowitch hatte schon vor sechs Monaten nicht verhehlt, dass so wünschenswerth eine Verständigung auch erscheine, die Initiative dazu unmöglich von Russland ausgehen könne. Sich auf diese Erklärung berufend, schilderte er Lord Clarendon die Verstimmung gegen England. Dieselbe habe in Russland tiefe Wurzeln geschlagen und durch Alles, was seit dem Friedensschlusse vorgekommen, nicht vermindert werden können. Die Folgen dieses gegenseitigen Misstrauens seien einerseits in Belgrad, andererseits in Persien zu Tage getreten. Die jüngste Krisis in Constantinopel sei durch diese unnatürliche Spannung hervorgerufen worden. Ohne die Richtigkeit dieser Andeutungen in Abrede zu stellen, hat sich Lord Clarendon begnügt, darauf hinzuweisen, wie bereitwillig sich das britische Cabinet gezeigt habe, die ersten Anzeichen einer versöhnlicheren Stimmung mit Vertrauen zu erwidern. Die chinesische Angelegenheit wurde dabei beiderseits als der Ausgangspunkt besserer Beziehungen anerkannt, da die vertrauliche Mittheilung der an Lord Elgin ertheilten Instructionen in Petersburg den gewünschten Eindruck gemacht habe. Auf die wiederholte Hinweisung des russischen Gesandten, dass er sich trotzdem keinen Erfolg verspreche, wenn England nicht in unzweideutiger Weise dem Misstrauen begegne, welches in Petersburg noch zurückgeblieben, erfolgte die bemerkenswerthe Antwort Lord Clarendon's: „*Soyez persuadé que je prendrai tout ce que vous venez de me dire en très-sérieuse considération. J'espère sous peu être en mesure de vous prouver que nous ferons de notre côté tout ce qui est en notre pouvoir pour rétablir nos rapports avec la Russie sur un pied plus satisfaisant.*“

Der versöhnlichen Haltung Clarendon's liegt hauptsächlich der Wunsch zu Grunde, den Gefahren eines russisch-französischen Separatbündnisses vorzubeugen. Auch ist ja eine befriedigende Lösung der Donaufürstenthümer-Frage undenkbar, solange dieselbe nur dazu dient, gegenseitigen Rivalitäten Vorwand und Nahrung zu geben.

London
1858.

In England fand ich den Hof mit den Vorbereitungen für die Vermählung der *Princess Royal* beschäftigt. Bei der Hochzeit der ältesten Tochter der Königin sollte der höchste Glanz entfaltet werden. Man erwartete nicht weniger als fünfunddreissig fürstliche Gäste, deren Beherbergung im Buckingham Palaste einige Mühe kostete.

Mitten unter diesen Vorbereitungen konnte mir eine Umstimmung der öffentlichen Meinung nicht entgehen. Schon meine erste Unterredung mit Mr. Disraeli und mein erster Besuch bei Lady Palmerston belehrten mich über die Ursache und die Bedeutung der die Existenz des Ministeriums bedrohenden Krisis.

Lady Palmerston war eine merkwürdige Frau, und ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Welterfahrung haben nicht wenig dazu beigetragen, die Stellung ihres Mannes zu befestigen. Die vornehmen Engländerinnen, welche nicht wie unsere deutschen Hausfrauen sich um ihren Haushalt zu kümmern brauchen, üben, selbst wenn sie nicht zu den sogenannten *„femmes politiques“* gehören, indirect einen sehr bedeutenden Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten. Sie gehen in der Regel so völlig in ihren Männern auf, dass diese kein Geheimniss vor ihnen haben und doch keinen Indiscretionen ausgesetzt

sind. Die Frau eines Ministers ist vor allen Dingen dessen Geheim-Secretär. Bei dem Uebelstande der Blaubücher und der Presse werden Staatsgeheimnisse in London strenger bewahrt als irgendwo, während die wichtigsten Staatsgeschäfte meist durch vertrauliche Privat-Billets abgemacht und später erst in amtliche Formen gegossen werden. Nun giebt es, namentlich für einen Premier-Minister, viele so delicate Fragen, dass es gefährlich sein würde, einem noch so zuverlässigen Privat-Secretär davon Kenntniss zu geben. In solchen Fällen schreibt der Minister selbst, lässt aber sein Autograph, bevor er es absendet, von seiner Frau für seine Privat-Acten abschreiben. Wie Lady Palmerston, verrichteten die Ladies Derby, Clarendon, Russell und andere diese vertrauliche Function. Wenn man einigermassen von der Masse der zu erledigenden Geschäfte eine Vorstellung hat, wird man begreifen, dass diese Damen mit Tand und Klatsch sich wenig befassen konnten; um so weniger, als es ihnen ausserdem oblag, die zahllosen Karten und Einladungen zu beantworten und zu versenden. Für gesellige Verpflichtungen hatte Lord Palmerston keine Zeit. Seine Tageseintheilung war während der Parlamentssession eine so besetzte, dass er sich daran gewöhnt hatte, nur eine einzige Mahlzeit einzunehmen. Er stand gegen 9 Uhr auf, arbeitete in seinem Cabinet bis gegen Mittag, fuhr nach Downing-Street, wo er Audienzen ertheilte, seine Collegen empfing, den Berathungen des Cabinets präsidirte, um dann von 4 Uhr Nachmittags an im Unterhause oft zwölf Stunden hintereinander zu sitzen. Als *leader* des Hauses musste er immer auf dem Platze sein, Interpellationen beantworten und die Debatte leiten. In der Nacht, oft in den ersten Morgenstunden pflegte der alte Herr den fast halbstündigen Weg bis zu seiner Wohnung zu Fuss zurückzulegen, um den im Westminster Palaste eingeathmeten Stickstoff durch etwas Sauerstoff zu ersetzen. Nach Hause gekommen, war noch an keine Ruhe zu denken, da es sich Lord Palmerston nie nehmen liess, bevor er

zu Bett ging, den obligaten Bericht über die letzte Sitzung eigenhändig niederzuschreiben. Dieser Bericht musste am Morgen immer auf dem Frühstückstische der Königin liegen. Es war im Interesse des Premier-Ministers, den Zeitungen zuvorzukommen und seine eigene Auffassung über die Vorgänge des Parlamentes der Monarchin ungesäumt zu unterbreiten. Lady Palmerston sprach mit mir einmal über diese unvermeidlichen Mühsale des amtlichen Lebens und fügte naiv hinzu: „Mir war es viel lieber, als mein Mann nur Minister des Auswärtigen oder des Innern war, denn seitdem er Premierminister geworden, habe ich gar nichts mehr von ihm. Er kommt erst um 4 Uhr oder 5 Uhr zu Bett. . . .“ Diese Klage kam aus dem Herzen, denn seit Philemon und Baucis hat es im Greisenalter wohl kaum ein zärtlicheres Ehepaar gegeben. Palmerston war für seine Frau voll zarter Aufmerksamkeiten wie der jüngste Liebhaber. Sie sorgte für ihn wie eine Mutter und Geliebte zugleich. Er wusste nie, ob er zu Hause oder in der Stadt speisen würde. Sie besorgte Alles. Sie empfing während der Saison meist Samstag Abends, weil an diesem Tage, wie am Mittwoch, das Unterhaus sich schon um 6 Uhr Nachmittags vertagte. Obgleich die alte Dame Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen zu ihrer Verfügung hatte, so liess sie es sich doch nie nehmen, den Namen der Einzuladenden mit zitternder Hand auf die gedruckten Karten — *Lady Palmerston at home* — zu setzen. Ihre Empfangsabende vereinigten die beste Gesellschaft und waren sehr gesucht. Wehe dem Parteigenossen, der gegen Lord Palmerston im Hause gesprochen oder gestimmt hatte; er wurde unnachsichtlich gestraft, indem er keine Einladung erhielt. Erst wenn er sich eines besseren besann, kam sein Name wieder auf die Liste. Die Diners, welche Lady Palmerston gab, waren vortrefflich und rivalisirten mit denen der Rothschild. Nur musste man sich hüten, zu früh zu kommen. Man lief sonst Gefahr, weder den Herrn noch die Frau vom Hause im Salon zu finden. Als ich einmal um ½9 Uhr eintraf, begegnete ich Lord Palmerston, der eben ausritt, um

vor dem Essen seinem alten Schimmel noch einige Bewegung in Rottenrow zu verdanken. Dieser Schimmel, welchen ganz London kannte, war die Verzweiflung der alten Dame. Sie selbst hatte nämlich vier Grauschimmel zu Wagenpferden und meinte, das Volk würde glauben, ihr Mann ritte eines der letzteren.

Ein Morgenbesuch bei Lady Palmerston war oft lehrreicher als das Studium der Tagesblätter. Ihr Salon war das Hauptquartier der liberalen Partei und, wenn parlamentarische Stürme drohten, das sicherste Barometer.

Lord Palmerston hatte während der Parlamentsferien einen Mann in das Ministerium berufen, der, so gescheit er war, nicht des besten Rufes genoss. Der Marquis von C., Pair des Reiches, früher Botschafter in St. Petersburg, Gemahl einer vornehmen, geistig bedeutenden Frau, Vater mehrerer gut verheiratheter Töchter, hatte in der Provinz mit einer Nachbarin eines jener Verhältnisse gehabt, von welchen alle Welt spricht und nur der betreffende Ehemann nichts ahnt. Der letztere ahnte so wenig davon, dass er den Marquis für seinen treuesten Freund hielt und den jüngsten Sprössling seiner Ehe mehr liebte als die älteren Kinder. Dieser blinde Ehemann, weit älter als seine gefallsüchtige Frau, war fast kindisch gestorben. Als sein Testament eröffnet wurde, fand sich, dass er seine älteren Kinder enterbt, seinen Jüngstgeborenen zum Universalerben und den Marquis zu dessen Vormund ernannt hatte. Gesetzlich war gegen die Giltigkeit dieses Testamentes nichts einzuwenden, aber der Scandal war gross. Man beschuldigte den Marquis nicht bloss des Ehebruches, sondern auch der Erbschleicherei.

Als ich nun an jenem Januar-Morgen nach mehrmonatlicher Abwesenheit Lady Palmerston besuchte, fand ich sie allein mit dem alten aus dem Processe der Königin Karoline bekannten Lord Brougham. Ein wunderlicher Mann, dieser frühere Lord Kanzler! Er galt trotz seines hohen Alters noch immer für einen der geriebensten Juristen Englands. Ausser Lord Palmerston hatte keiner einen so feinen Instinct für die Strömungen

der öffentlichen Meinung als Lord Brougham. Sein Alter gab ihm das Vorrecht der Offenheit. Er liebte es, das Kind beim rechten Namen zu nennen — *to call a spade a spade,* wie man in England sagt. Mein Eintritt hatte offenbar eine Predigt unterbrochen, die er seiner alten Jugendfreundin hielt. Er liess sich jedoch nicht stören und fuhr fort, die Gründe zu entwickeln, welche Lord Palmerston um seine Popularität gebracht und sein Ministerium in die augenscheinlichste Gefahr versetzt hätten.

„Wie ich Ihnen schon so oft gesagt, Lord Palmerston ist noch immer zu jung, zu unüberlegt. Wie konnte es ihm nur einfallen, diesem Lord C. einen Sitz in seinem Cabinet zu geben? So etwas lässt sich das Unterhaus nicht gefallen. Ich sage Ihnen voraus, das Ministerium ist verurtheilt.“

„Aber mein Gott,“ bemerkte die betroffene Lady, „was hat man nur gegen den armen Lord C.? Wenn man keinen zum Minister machen sollte, der einmal einen Ehebruch begangen oder sich dessen verdächtig gemacht hat . . . .“

„Ach was,“ polterte Lord Brougham, „wenn es sich nur um Ehebruch handelte, davon könnte zwischen Ihnen und mir nicht die Rede sein. Aber was die Leute empört, ist das Testament.“

Jetzt erst begriff Lady Palmerston die Gefahr und schien so bestürzt, dass wir, Lord Brougham und ich, es für angezeigt fanden, unsern Besuch abzukürzen. Ich aber wusste was geschlagen hatte. Die Tage des Ministeriums waren gezählt, und nur das Eine blieb mir zweifelhaft, ob dasselbe über eine innere oder eine äussere Frage fallen werde.

Da trat am 14. Januar in Paris ein Ereigniss ein, welches die schon gelockerten Beziehungen zwischen den beiden Westmächten auf die härtesten Proben stellen sollte. Orsini, ein italienischer Carbonaro, Mitglied einer geheimen Gesellschaft, welcher der jetzige Kaiser der Franzosen einst selbst angehörte.

hatte seinen gekrönten Mitverschworenen mittels Spreng-Bomben zu ermorden versucht. Das Attentat misslang, kostete aber mehrere Opfer und rief in Frankreich einen Sturm der Entrüstung gegen das Königsmörder schützende „perfide Albion“ hervor. So muthig und kaltblütig der Kaiser sich gleich nach der That in der Oper gezeigt hatte, so schien doch sein Vertrauen in seinen Stern erschüttert zu sein. Man verlor den Kopf in Paris und veröffentlichte im „Moniteur“ ebenso taktlose als absurde Adressen der Armee, welche einen Rachekrieg gegen England predigten. Wie zu erwarten, blieben die britischen Zeitungen den französischen Offizieren die Antwort nicht schuldig. Diesseits wie jenseits des Kanals erregten sich die Leidenschaften der Massen in sehr bedenklicher Weise.

So beklagenswerth der Missbrauch auch sein mochte, welchen politische Flüchtlinge aller Nationen mit dem britischen Asylrechte trieben, so hatte doch gerade in dem vorliegenden Falle die englische Polizei mehr gethan, um das Verbrechen zu verhindern, als die französische. Sir Richard Mayne hat mir versichert, er habe dem Polizei-Präfecten in Paris rechtzeitig mitgetheilt, Orsini verlasse England, um über Belgien nach Paris zu gehen und dort ein Attentat auf den Kaiser zu verüben. Dieser Bericht habe alle der Londoner Polizei bekannt gewordenen Einzelheiten, das Signalement des Verbrechers, das Datum seiner Abreise u. s. w. enthalten. Sir Richard war ein durchaus ehrenwerther Charakter, und ich habe keinen Grund, an der Wahrheit seiner Angaben zu zweifeln. Nun ist Orsini, wie die Untersuchung bewiesen, wirklich auf der Eisenbahn über Belgien nach Paris gekommen. Die französischen Detectivs, welche in Folge der englischen Anzeige wochenlang alle von Belgien kommenden Eisenbahnzüge durchsuchten, haben diesen Italiener nicht nur durchschlüpfen lassen, sondern ihm auch in Paris zehn bis vierzehn Tage Zeit gegönnt, sein Attentat sorgfältig vorzubereiten. Es war daher ungerecht, England der Mitschuld an einem Verbrechen zu bezüchtigen, welches durch die

Jugendverirrungen des Kaisers, wenn nicht entschuldigt, so doch erklärt wird. Jedes Mitglied einer geheimen Gesellschaft weiss, dass Verrath mit dem Tode bestraft wird. Gerade weil der dritte Napoleon in so blutiger Weise an seinen Jugendeid erinnert wurde, hat das Orsini-Attentat so verhängnissvolle Folgen für ihn, sein Land und seine Nachbarn gehabt. Trotz des scheinbar siegreichen Feldzuges von 1859, welchen Orsini mehr als Cavour provocirt hat, kann man von diesem 14. Januar den Niedergang des zweiten Kaiserthums datiren.

Das Parlament wurde am 4. Februar eröffnet. Die Hauptfrage, die Uebertragung der Regierung Indiens von den Directoren der Compagnie auf die Krone, schien sich anfangs in überraschend günstiger Weise für das Ministerium lösen zu sollen. Obgleich die Einnahme von Delhi die baldige Niederwerfung des Aufstandes zu versprechen schien, so dauerte der Kampf doch noch immer in erbitterter Weise fort. Trotzdem wurde ein Amendement, welches vorschlug, die Herstellung des Friedens abzuwarten, bevor man die Ostindische Compagnie über Bord werfe, mit einer überraschend grossen Majorität zu Gunsten der Palmerston'schen *India Bill* verworfen. Aber *les jours se suivent et ne se ressemblent pas* — Sieger am 18., erlebte Lord Palmerston in der darauffolgenden Nacht eine unerwartete Niederlage.

Von Persigny gedrängt, wollte der Premier dem Geschrei jenseits des Kanals ein Ende machen. Er brachte daher die *Conspiracy Bill* ein, nach welcher Verschwörungen gegen fremde Souveräne auf englischem Boden mit besonderen Strafen belegt werden sollten. Schon war diese Bill in erster Lesung mit starker Mehrheit durchgegangen, als die Zeitungen eine scharfe Depesche Walewski's publicirten. Ohne Clarendon Zeit zu gönnen, sich über diesen unliebsamen Erguss des französischen Ministers auszusprechen, verbreiteten die radicalen Feinde Lord Palmerston's das Gerücht, die *Conspiracy Bill* sei durch jene Walewski'sche Depesche provocirt worden. Das Ministerium habe versucht, britische

Freiheiten zu opfern, um französischen Drohungen die Spitze abzubrechen. Die conservative Partei war sich ihrer Verantwortlichkeit zu gut bewusst, um in einer so delicaten Frage zu einem directen Angriffe zu schreiten. Es fand sich jedoch ein unabhängiges Mitglied, Milner Gibson, der ein Tadelsvotum einbrachte, für welches Conservative, Peeliten und Radicale stimmten. Mit einer unerwartet grossen Majorität (19 Stimmen) in einem vollen Hause wurde Milner Gibson's Motion zum Beschlusse erhoben. Palmerston vertheidigte sich mit ungewohnter Leidenschaftlichkeit, vergass sich soweit, seinen radicalen Gegnern mit der geballten Faust zu drohen, war aber doch genöthigt, sein Amt niederzulegen.

Obgleich Lord Derby selbst an diesem radicalen Schachzuge unbetheiligt war, konnte er als Führer der zahlreichsten Partei, die gegen die Minister gestimmt hatte,. sich der Aufgabe ein neues Cabinet zu bilden nicht entziehen. Alle Versuche, sich durch geschäftskundigere Elemente zu verstärken, schlugen fehl. Die Peeliten sowohl wie Lord Grey lehnten es ab, Collegen des Tory-Führers zu werden. Niemand machte sich weniger Illusionen als dieser selbst über die Möglichkeit, mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften ein dauerndes Gouvernement zu bilden. Indessen lagen die Dinge insofern günstig, als Lord John Russell, ein Jugendfreund Derby's, diesen im Geheimen unterstützte, um nicht Lord Palmerston an die Spitze der Geschäfte zurückkehren zu sehen. Den Conservativen wurde die undankbare Aufgabe, mit einer ausgesprochenen Minorität im Unterhause zu regieren, dadurch versüsst, dass sie eine patriotische Pflicht erfüllten, ihre Führer in den Geschäften schulten und die Nation daran gewöhnten mit ihnen zu rechnen. Lord Derby's staatsmännisches Programm trug einen mehr negativen als positiven Charakter und fand durch seine sachliche Anspruchslosigkeit verdienten Beifall. Die Parlamentsreform ward auf das nächste Jahr vertagt, die vom Unterhause verdammte *Conspiracy Bill* zurückgezogen, und die energische Bekämpfung des Aufstandes

in Indien nebst der schleunigen Lösung der dortigen Regierungsfrage in Aussicht gestellt.

Die Anhänger Palmerston's konnten sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, ihn nicht mehr im Amte zu wissen. Die Liberalen betrachteten sich gewissermassen als die Erbpächter der Gewalt. Zu den leidenschaftlichsten Parteigängern des gestürzten Ministers gehörte Persigny. Er war ganz desorientirt und benahm sich mit einer Taktlosigkeit ohne gleichen. Vergebens mahnten ihn seine Collegen daran, dass wir Diplomaten kein Recht haben, uns in innere Fragen zu mischen und für diese oder jene englische Faction Partei zu ergreifen. Persigny fuhr fort, sich von Palmerston seine Instructionen zu holen und diesem von Allem Kenntniss zu geben, was Lord Derby und Lord Malmesbury dem französischen Botschafter anvertrauten. Diese Handlungsweise konnte nicht unbeachtet bleiben, um so weniger, als der naive Persigny sich selbst den neuen Ministern gegenüber seiner Indiscretionen rühmte. Die Folge war, dass Malmesbury die unabweislichen Verhandlungen durch Lord Cowley führte. Walewski, mit Persigny verfeindet, ging mit Vergnügen darauf ein, und es kam ein *modus vivendi* hinter dem Rücken des französischen Botschafters zu Stande. Dadurch verletzt, gab Persigny seine Entlassung in der Hoffnung, dieselbe werde nicht angenommen werden und den Sturz Walewski's veranlassen. Es kam jedoch anders. Der Kaiser, durch Cowley aufgeklärt und mit dem gereizten Tone der Immediat-Berichte Persigny's unzufrieden, genehmigte die Entlassung seines compromittirenden Vertrauten. Dieser erhielt zu seiner grössten Ueberraschung von Walewski das lakonische Telegramm: *„votre démission est acceptée“*. Marschall Pélissier, eine *persona grata* am englischen Hofe, wurde Persigny's Nachfolger.

Um diese Zeit erhielt ich den Auftrag, mir vor der Abreise des Prinzen Georg Gewissheit darüber zu verschaffen, dass in dem portugiesischen Königshause keine erblichen Krankheiten,

wie Wahnsinn und Epilepsie, vorgekommen. Ich war in London und nicht in Lissabon. Ueber eine so delicate Angelegenheit konnte ich nicht nach Portugal schreiben, noch den Grafen Lavradio befragen.

Ich zog vor, mich an Sir Richard Pakenham zu wenden, welcher Jahre lang, während der Regierung der Königin Maria da Gloria, England am portugiesischen Hofe vertreten hatte. Sir Richard lebte jetzt in Irland auf seiner Farm. Es war eine weite Reise. Ich bedurfte fast vierundzwanzig Stunden, um mein Ziel zu erreichen. Noch war es zu früh im Jahre, um das grüne Erin im Frühlingsschmucke zu sehen. Alles trug den Stempel der Verödung und Verkommenheit. Schlecht bebaute, graue Felder wechselten mit beschneiten Triften. Die verfallenen Hütten der zerlumpten Bewohner boten den traurigsten Contrast mit der Cultur und dem üppigen Wohlstande Englands. Ich glaubte mich, nachdem ich den St. Georg Kanal hinter mir hatte, plötzlich in eine durch Jahrhunderte von der Gegenwart getrennte, längstvergangene Zeit zurückversetzt oder auf eine wüste Insel verschlagen. Selbst Dublin, auf welches der Irländer so stolz ist, gleicht einer schmutzigen, mehr französischen als englischen Provinzialstadt. Und nun erst Mullingar! Dort hörte mit der Eisenbahn die Civilisation ganz auf. Nach mehrstündiger Fahrt brachte mich ein *jaunting car* glücklich an den Ort meiner Bestimmung. Das kleine, aber geschmackvolle Farmhaus schien mir ein wahres Paradies. Sir Richard empfing mich auf das herzlichste. Er versicherte mir, er habe bei dem hohen Interesse, welches Ihre Grossbritannische Majestät an den zahlreichen Wochenbetten der verstorbenen Königin Maria genommen, sich immer genau nach Allem, was damit zusammenhing, erkundigen müssen. Alle Kinder seien kerngesund und kräftig zur Welt gekommen und sorgfältig gepflegt und erzogen worden. Vollkommen beruhigt nahm ich dankbarst Abschied und war am anderen Vormittag wieder in London.

Mein Bericht über die auf dieser Courierreise gewonnene

Auskunft befriedigte den König, und bald darauf erhielt ich den telegraphischen Befehl, anzufragen, ob und wann der Besuch des Prinzen Georg der Königin genehm sein werde. Ich liess mich beim Prinzen Albert melden und legte ihm das Telegramm vor.

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, was den Prinzen Georg hierher führt. Will er uns sehen oder London?"

„Sein Wunsch ist, der Königin und Eurer Königlichen Hoheit seine Aufwartung zu machen und zu wissen, wo und wann es der Königin genehm sein würde, ihn zu empfangen. Bietet sich dabei Gelegenheit, ihm etwas von London zu zeigen, so werde ich dies mit Vergnügen thun."

Der Prinz klingelte und verlangte einen Kalender.

„Also Ende März will er in Paris sein? Am 2. April haben wir die Confirmation des Prinzen von Wales. Dazu können wir den Besuch eines katholischen Prinzen nicht brauchen. Am 9., sagen Sie, geht der brasilianische Dampfer nach Lissabon. Das passt vortrefflich. Telegraphiren Sie, dass uns der Prinz vom 5. bis zum 9. April in Windsor willkommen sein wird. Er kann ja einige Tage vorher in London eintreffen, da können Sie ihm zeigen, was Sie wollen."

So war Alles praktisch in drei Minuten abgethan. Die Art und Weise war charakteristisch für den Gemahl der Königin. Er war vollkommen Herr im Hause, so sehr er dies auch dem Publikum verbarg.

Sobald ich den Prinzen Georg in Paris wusste, fuhr ich hinüber, um mich bei ihm zu melden.

Ich versäumte nicht, Lord Malmesbury von diesem Ausfluge zu unterrichten und ihn zu fragen, ob er Aufträge nach Paris habe.

„Besondere Aufträge nicht. Aber sagen Sie Walewski, wie die Dinge hier liegen, und welche Erbschaft wir übernommen haben. Persigny ist ganz brouillirt mit seinem Chef und schreibt ihm gar nicht mehr. Walewski wird daher froh

sein, durch Sie die Wahrheit zu erfahren. Sagen Sie dem Kaiser, meine Gesinnungen für ihn seien die alten. Wenn er aber von mir verlange, ich solle die Palmerston'sche *Conspiracy Bill* durchbringen, so wäre mir lieber, er bäte mich um den Mond. Wenigstens würde er dann sofort die Unmöglichkeit erkennen."

Ich fand den Prinzen Georg im Pavillon Marsan. Er rühmte sich des besten Empfanges und schlug mir vor, sein Fastendiner zu theilen. Nach demselben eilte ich zur Gräfin Walewska, welche an jenem Abende empfing.

Kaum hatte mich Walewski erkannt, als er mich in eine Fensternische führte und mich, unbekümmert um seine übrigen Gäste, über die Londoner Vorgänge und Zustände ausfragte. Er wusste buchstäblich gar nichts, als was die Zeitungen gebracht hatten, und gestand mir offen ein, dass ihm Persigny Alles verschwiegen habe, was ich ihm erzählte.

Am anderen Morgen erhielt ich eine Einladung zur kaiserlichen Tafel. Es interessirte mich, diese improvisirte Hofhaltung zu sehen, von der ich schon so viel Widersprechendes gehört hatte. Trotz aller Correctheit des Dienstes schimmerten doch die Flitter der Parvenu-Wirthschaft durch. Die Eleganz hatte etwas Gesuchtes und Forcirtes. Ton und Manieren der allzu aufgeputzten Damen mahnten an die Neuheit einer Stellung, für welche sie nicht erzogen waren. Das Ganze erinnerte an das Theater. Die Kaiserin und die Prinzessin Mathilde sprachen mir von dem günstigen Eindrucke, den der Prinz Georg auf sie gemacht hatte.

Der Kaiser beehrte mich nach aufgehobener Tafel mit einer längeren Unterredung. Er war sichtlich bekümmert um die Zukunft der englisch-französischen Allianz. Auf Wunsch Lord Malmesbury's entwickelte ich ihm der Wahrheit gemäss die Gründe der Niederlage Palmerston's.

„Il y a longtemps que vous êtes en Angleterre?“ fragte der Kaiser.

„Cinq ans, Sire.“

„Alors vous avez eu le temps d'étudier ce curieux pays. Ici, en France, je suis le seul à le connaître. On y est toujours comme à bord d'un grand vaisseau au milieu des brouillards et à la merci des tempêtes. Le branle-bas sonne à tout moment. Il y a un mouvement perpétuel et l'on se croit toujours à la veille d'une révolution. Mais en regardant de près on s'aperçoit qu'il n'en est rien et que le bon navire marche et avance toujours."

Diese Worte waren merkwürdig, da gerade damals die öffentliche Meinung Frankreichs mehr denn je gegen „das perfide Albion" aufgeregt war.

„Dites bien des choses de ma part," fuhr Napoleon fort, *„à mon vieil ami Malmesbury, et dites lui aussi que je ne lui demande pas la lune. Si j'ai demandé à Palmerston de remplir une lacune de leur législation criminelle par une mesure mettant les souverains étrangers à l'abri des trames des assassins qui abusent de l'hospitalité anglaise en se faisant passer pour des réfugiés politiques, ce n'est pas pour moi, c'est dans l'intérêt de l'Angleterre, dans l'intérêt de notre alliance que je l'ai demandé. Je n'ai pas besoin des Anglais pour me défendre. Je suis un homme providentiel. J'ai une mission à remplir, et tant que la Providence aura besoin de moi, elle saura me protéger. La nation que je suis appelé à gouverner ne connait pas l'Angleterre, ignore ses institutions et n'apprécie pas comme moi les intérêts réciproques que protège notre alliance. J'aurais donc désiré que les ministres de la Reine et le Parlement donnassent à la France une preuve évidente de la valeur qu'ils attachent à ma vie et à ma personne. L'alliance, je le repète, c'est moi! S'ils ne le comprennent pas, tant pis pour eux et pour nous. Les deux peuples ne se connaissent pas et ne s'aiment guère."*

Man sieht, Napoleon hatte sich bereits in das Unvermeidliche gefügt. Wenn er seiner Resignation einen Anstrich von Würde zu geben vermochte, so hatte er dies Malmesbury zu verdanken, der durch Cowley dem Kaiser dasjenige insinuiren liess, was dieser mir als seine eigene Auffassung zu hören gab.

Bei seiner Ankunft in Dover wurde Prinz Georg im Namen des Hofes von dem Colonel Ponsonby empfangen, welcher Seiner Königlichen Hoheit für die Dauer seines Aufenthaltes beigegeben war. Am 5. April begaben wir uns, der königlichen Einladung folgend, nach Windsor Castle.

Die Königin und ihr Gemahl wetteiferten, ihrem Gaste den Besuch so angenehm zu machen wie nur möglich. Zu den Diners waren immer viele Einladungen ergangen, da die Königin Werth darauf legte, den Prinzen mit den interessantesten Persönlichkeiten bekannt zu machen. Am ersten Tage kam der Herzog von Cambridge, am zweiten Persigny, der kurz vor der Tafel sein Abberufungsschreiben überreicht hatte. Der arme Persigny war ganz niedergeschlagen. Vergebens versuchte ich ihn mit der Hoffnung zu trösten, dass wir ihn bald wiedersehen würden. *„Oh,“* seufzte er, *„ce n'est pas pour moi que je regrette ce départ. Je serai plus utile à Paris que je ne puis l'être ici en ce moment. Mais ma femme s'était tellement attachée à ce pays qu'elle est au désespoir de nous voir le quitter. Elle en fera une maladie, la pauvre enfant.“*

So vielbeschäftigt der Prinz Albert auch war, so liess er es sich doch nicht nehmen, dem Prinzen Georg selbst die Kunstschätze zu zeigen, welche dem Schlosse von Windsor einen so eigenartigen Charakter geben. Es ist unglaublich, was der Prinz Gemahl in so kurzer Zeit gesammelt und geordnet hat. Von den berühmten Photographien aller in der Welt verstreuten Raphael'schen Handzeichnungen zu schweigen, hatte er unter Anderem auch eine fast vollständige Sammlung von Kupferstichen und Radirungen zusammengebracht, zeitgenössische Portraits der Fürsten aus den verschiedenen sächsischen Häusern darstellend. Mehrere hundert Miniaturen, sachgemäss aufgestellt, bekundeten gleichfalls den Geschmack des kunstsinnigen Fürsten.

Am dritten und letzten Tage unseres Aufenthaltes waren die im Amte befindlichen Minister zur Tafel gezogen worden

Meine Aufgabe war es, dem Prinzen Georg vorher einige Andeutungen über die Persönlichkeiten zu geben, welche ich ihm vorzustellen hatte.

„Lord Derby,“ sagte ich, „wird heute zum Diner kommen. Er ist seit kurzem und wahrscheinlich nur auf kurze Zeit Premier-Minister. Der Einfluss, den er ausübt, ist jedoch unabhängig von seiner amtlichen Stellung. Er ist der Träger eines alten historischen Namens, der vierzehnte *Earl of Derby,* wenn nicht der beste, so doch der eleganteste Redner des Parlaments und einer der gründlichsten Kenner der englischen Sprache, wie seine meisterhaften Uebersetzungen deutscher und griechischer Dichter beweisen. Sein Grundbesitz gewährt ihm ein fürstliches Einkommen. In seiner Jugend Whig, ist er genöthigt gewesen, seine zu weit nach links gerathene Partei zu verlassen und aus der durch die Secession Sir Robert Peel's zertrümmerten alten Tory-Partei eine neue zu bilden, welche bisher noch eines geschulten Generalstabs entbehrt. Trotzdem besitzt er, ob im Amte oder in der Opposition, immer eine feste Majorität im Oberhause und kann im Unterhause auf eine imposante Minderheit von 250 bis 300 Stimmen zählen. Obgleich von der nationalen Krankheit englischer Staatsmänner, der Gicht, geplagt, ist dieser geistreiche Mann der angenehmste Gesellschafter und geniesst in allen Schichten der Bevölkerung die unzweideutigste Popularität. Seine Freunde werfen ihm Mangel an Ehrgeiz vor, und allerdings scheint er die bequemere Stellung eines Führers der Opposition der aufreibenden Arbeit eines Premier-Ministers vorzuziehen. ‚Wir sind zu reich geworden,‘ sagte er mir einmal, ‚unsere Privatgeschäfte kosten uns zu viel Zeit. Wir können nicht mehr, wie unsere Altvordern, die Zustände des Continentes auf langjährigen Reisen studiren und dann, wie sie, uns ganz dem Staate widmen.‘ Darin liegt viel Wahres und ein Hauptgrund der Demokratisirung Englands. Wie dem auch sei, heute ruht die Macht noch auf dem grossen Grundbesitze. Giebt es doch im ganzen nur 10,000 Auserlesene, welchen der Grund

und Boden des Vereinigten Königreiches gehört. Wenn nun einer derselben an der Spitze einer mächtigen Partei nicht bloss festbegründeten Reichthum für sich hat, sondern an Geist, Witz und Bildung die meisten seiner Zeitgenossen überragt, so giebt ihm dies in diesem freien, aber noch immer aristokratischen Lande einen persönlichen Einfluss, bedeutender als derjenige in Wahrheit ist, welchen der absolute Monarch eines grossen bureaukratisch regierten Landes auszuüben vermag. Denn der persönliche Einfluss eines Einzelnen hat natürlich um so engere Grenzen, je grösser das Reich ist, welches er beherrscht. Wollte man daher Lord Derby fragen, ob er seine Stellung mit der des Kaisers von Russland oder der des Kaisers von Oesterreich vertauschen möchte, so würde er entschieden Nein sagen und von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht haben."

Bei Tafel sass ich neben der Königin. Sie geruhte mir zu sagen: „Ich habe mich bis jetzt gehütet, dem Prinzen Georg von dem Zwecke seiner Reise nach Lissabon zu sprechen."

„Das ist sehr gütig, Majestät. Sie würden den Prinzen in Verlegenheit gesetzt haben, denn weder sein Vater noch er selbst wollen von einer diplomatisch eingeleiteten Vermählung hören. Es liegt daher noch gar keine Verabredung vor. Der Besuch des Prinzen hat weiter keinen Zweck als ihm Gelegenheit zu verschaffen, die Infantin zu sehen, von welcher ich ihm gesprochen habe. Der König lässt ihm die volle Freiheit der Wahl."

„Das ist recht," fiel die Königin ein, „und es freut mich, es zu hören. Uns gefällt der Prinz ausnehmend, und seine vornehme Erscheinung wird gewiss nicht verfehlen, in Lissabon einen ebenso guten Eindruck zu machen."

Am 9. April schifften wir uns in Southampton ein. Die von den Seeleuten so gefürchtete Bai von Biscaya war uns günstig und am vierten Morgen warfen wir Anker im Hafen von Lissabon. Im Palaste von Necesidades war Alles auf das

beste zu unserem Empfange bereitet und der Prinz fand sich bald heimisch in dieser fremden Umgebung. Schon nach wenigen Tagen, am 17. April, erfolgte die Verlobung. Wir wählten die Rückreise über Spanien und Frankreich. Ich begleitete den Prinzen nach Dresden zurück. Dort wurde bestimmt, ich solle im December wiederum nach Lissabon gehen, um die Ehepacten abzuschliessen und Alles für die Vermählung vorzubereiten.

In London wohnte ich noch dem Schlusse der Session bei. Das Derby-Ministerium hatte sich einigermassen befestigt, nachdem es Lord Ellenborough, „den weissen Elephanten", über Bord geworfen und sich so vor den compromittirenden Extravaganzen dieses talentvollen, energischen, aber zu leidenschaftlichen Ministers sicher gestellt hatte. Lord Malmesbury war von Babelsberg, wohin er die Königin und deren Gemahl zum Besuche ihrer neuvermählten Tochter begleitet hatte, befriedigt zurückgekehrt. Es war ihm gelungen, mit seinem alten Gönner Napoleon III. wiederum etwas bessere Beziehungen herzustellen. Indessen verursachte der Besuch der Königin in Cherbourg neue Aufregung und die Besorgniss, dass im Falle eines Bruches mit Frankreich die Seemacht und namentlich die Küstenbefestigungen Englands nicht ausreichenden Schutz gewähren würden. Auch hatte der Prinz Albert in Cherbourg den Kaiser der Franzosen sehr reservirt und schweigsam gefunden. Die Gerüchte über dessen geheime Zusammenkunft mit dem Grafen Cavour in Plombières waren eben nicht geeignet, die Zukunft in rosenfarbigem Lichte erscheinen zu lassen.

Vor dem Ausfluge nach Cherbourg, am 30. Juli schon, war der Schluss des Parlamentes erfolgt. Ich hatte daher volle Zeit, in Dresden die Instructionen auszuarbeiten, die ich mir für die in Lissabon zu führenden Verhandlungen selbst gab, und deren Genehmigung ohne weiteres erfolgte.

Es schien mir nicht überflüssig, für das Gelingen der mir

anvertrauten Mission die Unterstützung des Prinzen Albert nachzusuchen. Ich ging daher Anfang December nach London zurück und meldete mich bei dem Prinzen. Er lud mich ein, eine Nacht in Windsor zuzubringen, wo sich Zeit und Gelegenheit fand, das Nöthige zu besprechen.

Am 9. December schiffte ich mich mit dem mir beigegebenen Legationsrath von Zobel in Southampton ein und war drei Tage darauf in Lissabon. Die Unterhandlungen selbst boten keine Schwierigkeit und wurden nur durch die kritische Lage verzögert, in welcher sich das portugiesische Gouvernement damals befand.

Aus Privatbriefen.

1858.

London, 18. Januar 1858.

Eine anderthalbstündige Unterredung mit Disraeli gestattet mir, über die Ansichten und Erwartungen der conservativen Partei einige vertrauliche Andeutungen zu geben.

Der Führer der Opposition empfing mich mit den Worten:

„In den vier Monaten Ihrer Abwesenheit hat sich die Lage der Dinge gewaltig verändert. So lange wir uns kennen, ja ich möchte sagen, so lange ich mich mit Politik beschäftige, ist mir kein Augenblick erinnerlich, in welchem sich das jeweilige Ministerium einer so gefahrdrohenden und verwickelten Situation gegenüber befunden hätte. Alle meine trüben Vorhersagungen über Indien,“ fuhr er fort, „haben sich nicht nur bestätigt, son-

dern sind durch die Wirklichkeit noch übertroffen worden. Ich habe mir nur den Vorwurf zu machen, nicht stark genug aufgetragen, in meiner Rede die Gefahr unterschätzt, die Capacität der Minister überschätzt zu haben. Die Wunder der Tapferkeit unserer braven Truppen einer so beispiellosen Uebermacht gegenüber sind nutzlos vergeudet worden. Delhi ist erobert, aber der Sieg nicht verwerthet, Lucknow entsetzt, aber nicht behauptet worden. Vergebens haben wir versucht, den Premier aus seinem leichtsinnigen, optimistischen Taumel wachzurütteln und seine staatsmännische Thatkraft einigermassen zu galvanisiren, vergebens die Bewaffnung der Miliz, vergebens die Anspannung aller Kräfte dringend empfohlen. Bei seiner Unkenntniss der indischen Zustände musste sich Lord Palmerston auf Männer verlassen, die wie Vernon Smith nur Maschinen sind und ihre Weisheit aus den Berichten armseliger Schreiber und kurzsichtiger Bureaukraten schöpfen. Die erste falsche Auffassung führte zu neuen Fehlern und die Verblendung des Cabinets fand in den lügenhaften Berichten der ministeriellen Tagespresse Nahrung und Entschuldigung. Die öffentliche Meinung ist mit unerhörter Frechheit irre geleitet worden.

„Sir Colin Campbell ist ein tüchtiger Feldherr und seiner Aufgabe gewachsen. Aber was frommen Feldherrntalente ohne Truppen? Er braucht, um das leichtsinnig annectirte Oudh zurückzuerobern, 40,000 Mann wenigstens, und kaum 4000 Mann stehen ihm zu Gebote. Mit diesem kleinen Häuflein hat er sich über die Grenze flüchten und Lucknow, den Schlüssel unserer Stellung, nachdem er die Kranken und Frauen gerettet, dem Feinde wieder preisgeben müssen. Und alles dies, weil Lord Canning, durch die Einnahme von Delhi berauscht, die Vasallenfürsten des Exkönigs von Oudh, die sich bisher neutral gehalten, übermüthig behandelt und der Rebellion in die Arme geworfen hat. Ganz Oudh steht jetzt unter Waffen. Die banale Redensart, es handle sich nur um eine Militär-Revolte, hat jede Geltung verloren. Wir haben es in diesem unkluger Weise annectirten Lande mit einer

nationalen Empörung zu thun. Wir müssen diese Empörung niederschlagen um jeden Preis und zwar bald, sonst steht der Punjab auf und die Armee von Bombay folgt dem Beispiele der Armee von Bengalen. Und mit welchen Kräften sollen wir diese Aufgabe lösen? Die ministeriellen Blätter faseln von 80,000 Mann britischer Truppen. In Wahrheit stehen nur 20,000 Mann unter den Waffen und nur noch 5000 Mann sind unterwegs. Sir Colin Campbell's verzweifelte Privatbriefe stellen die Verluste, welche die königlichen Truppen durch das Klima, die Anstrengungen der letzten Kämpfe und epidemisch auftretende Krankheiten erlitten, ausser allen Zweifel. In erhöhter Potenz erleben wir eine zweite Auflage der unbegreiflichen Thorheiten und unverantwortlichen Unterlassungssünden, denen wir in der Krim unsere erste Armee geopfert haben. Jetzt erst ist unser indisches Reich in Gefahr. Mit unserer Herrschaft und unserem Prestige ist auch unsere Armee geschwunden. So gefahrdrohend ist die Krisis geworden, dass es fraglich ist, ob wir ohne Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Lücken ausfüllen können, welche wir weniger dem Feinde als den Krankheiten, weniger dem Kriege als der Impotenz unserer Minister verdanken.

„Einen solchen Augenblick wählt der Premier, um den seit achtzig Jahren vorbereiteten Lieblingsplan der Whigs auszuführen und die Herrschaft der Ostindischen Compagnie der Krone, d. h. dem Ministerium des Tages zu übertragen. Es ist wahr, auch wir haben an der Compagnie nicht viel zu loben gehabt und oft angedeutet, dass wir uns über deren Aufhebung trösten würden. Leichtsinnig wie immer bildet sich Palmerston ein, den Schlag ausführen zu können, ohne im Unterhause auf Opposition zu stossen. Dass der alte Fuchs, der die parlamentarischen Schliche und Finten kennt wie kein anderer, in eine solche Falle gehen würde, war nicht vorauszusehen. Nach siegreicher Bewältigung des Aufstandes hätte er Alles thun können. In der gegenwärtigen Lage der Dinge konnte er kaum einen ungünstigeren Augenblick wählen, um der Compagnie deren Auflösung amtlich

anzukündigen. Schon erhebt sich die öffentliche Meinung, schon sprechen sich namentlich die radicalen Blätter für die Erhaltung einer Genossenschaft aus, welche trotz aller ihrer Fehler die Mittelklassen seit Jahren unleugbar begünstigt hat. Eines scheint gewiss, eine solche für unsere inneren Zustände so bedeutungsvolle Umgestaltung kann denen nicht anvertraut werden, die durch ihre widersinnige Annexionspolitik das Unheil heraufbeschworen und die jetzige Krisis zu verantworten haben. Palmerston's persönlicher Zauber ist dahin, und ohne Palmerston fällt das Cabinet in sich selbst zusammen. Bei Eröffnung des Parlaments wird dem Premier nur die Wahl zwischen einem Rückzuge oder einer Niederlage bleiben. Rettet er sich durch einen Rückzug, so erwarten ihn andere Gefahren. Die Finanzpolitik des ehrlichen aber schwachen Schatzkanzlers, welcher nur durch immer neue Anleihen die Bedürfnisse des Tages zu decken versteht, hat zu einem Deficit geführt, dessen Ziffer, wenn einmal bekannt, nicht ohne die schmerzlichste Ueberraschung vernommen werden wird. Neue Taxen, schwer zu ertragende Auflagen sind unabweislich, soll Indien gerettet und das Deficit gedeckt werden.

„Eine andere Klippe ist die Reformbill. Das Land ist für jetzt dagegen und in der That haben wir keine Zeit, uns mit dieser Lebensfrage zu beschäftigen. Aber Lord John Russell lauert im Hinterhalte und Palmerston könnte aus Furcht vor seinem Rivalen und in der Hoffnung, seine schwindende Popularität zu stärken, sich vielleicht verleiten lassen, wider seine bessere Ueberzeugung eine radicale Massregel einzubringen.

„Sie sehen, wir stehen am Vorabende einer Session, die interessanter zu werden verspricht als irgend eine seit Jahren.

„Die ministeriellen Blätter verkündigen die Auflösung der conservativen Partei, weil wir, Lord Derby und ich, die üblichen parlamentarischen Diners im vorigen December nicht gegeben haben. Als ob wir je dergleichen Mahlzeiten veranstaltet hätten, wenn das Parlament plötzlich mitten im Winter zusammen berufen wird, zu einer Zeit, wo unsere Leute in Paris, in Rom

oder Neapel leben und mindestens sechs Wochen vorher eingeladen werden müssten.

„Auf den schwer errungenen Sieg in der Bankfrage brauchen sich die Minister nichts einzubilden. Es ist wahr, wir sind geschlagen worden, Gladstone und ich, aber nur, weil Palmerston im letzten Augenblicke mit einem Compromisse hervortrat und die Massregel, die wir bekämpften, nicht zu befürworten wagte. Die Thatsache, dass Gladstone mit uns gestimmt, ist dabei allein von Bedeutung. Wir sind alle Zeit bereit, diesen Abtrünnigen wieder aufzunehmen, aber nur, wenn er sich auf Gnade und Ungnade ergiebt und keine Bedingungen stellt.

„So verzweifelt nun auch die Dinge in Indien stehen, so rechne ich doch auf einen guten Ausgang, wenn man endlich den halben Massregeln entsagt. Es giebt nur ein Mittel, unsere Herrschaft in Asien zu retten: die Dictatur, welche man Lord Ellenborough übertragen sollte. Er schätzt Sir Colin Campbell und weiss ihn zu brauchen. Aber zu diesem Mittel zu greifen, kann Palmerston nicht wagen; dazu bedarf es einer stärkeren Regierung.

„Behalten Sie alles dies für sich. In sechs Wochen werden Sie sehen, dass ich kein schlechter Prophet bin. Früher schon werden Sie die Zerklüftung, die jetzt im Lager der Whigs herrscht, wahrnehmen. Der Tod des Herzogs von Devonshire ist ein harter Schlag für diese Partei.

„Auch auf dem Felde der auswärtigen Politik drohen dem Ministerium Gefahren, welche Lord Palmerston's Sorglosigkeit offenbar unterschätzt. Brunnow's Wiederauftreten ist dem jetzigen Cabinet mit Recht höchst unangenehm. Uns ist nicht unbekannt geblieben, dass Clarendon und Cowley Himmel und Erde in Bewegung gesetzt haben, um diese Ernennung zu hintertreiben und Chreptowitch hier zu halten. Noch bedenklicher ist das letzte Attentat auf den Kaiser Napoleon, denn dieses wird zu Reclamationen wegen der hier lebenden Flüchtlinge führen und endlose Verlegenheiten bereiten."

Ein kleiner Ball bei der Königin bot mir Gelegenheit, diese Auslassungen Disraeli's einigermassen zu controlliren in Unterredungen, die mir Lord Derby und Lord Hardwicke gewährten. Beide unterschätzten den Ernst der Situation keineswegs, aber schienen den ungeduldigen Pessimismus ihres Collegen nicht zu theilen. Lord Derby meinte, an Klippen fehle es nicht, an welchen Lord Palmerston's Schifflein zerschellen könnte, aber der Augenblick sei noch nicht gekommen, vorauszusagen, wann und wie es geschehen werde.

Ist es erlaubt, das Facit aus dem Gehörten zu ziehen, so scheint so viel gewiss, dass die Ostindische Compagnie im Sterben liegt, und dass sich beide Parteien um die Erbschaft streiten. Wird Indien der Krone unterworfen, so fällt das *patronage* der Compagnie dem jeweiligen Ministerium zu, welches durch dieses Stellenbesetzungsrecht ein unberechenbares Bestechungsmittel in die Hand bekommt. Möglich, dass Palmerston die Bedeutung der Einnahme von Delhi überschätzt und sich allzusehr beeilt hat, sich dieser kostbaren Erbschaft durch einen Handstreich zu bemächtigen.

Ob Disraeli selbst glaubt, dass es in Indien so schlimm steht, wie er sagt, möchte ich bezweifeln. Gewiss ist, dass es nicht so gut steht, als die Minister durch ihre servile Presse glauben machen möchten. Wie so oft wird wohl auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen.

Nachschrift. — Es ist Kielmansegge gelungen, die Herausgabe der hannoverschen Kronjuwelen zu erwirken. Palmerston tröstete sich darüber mit der Bemerkung, man könne dieselben durch falsche Steine ersetzen, denn niemand würde die Königin von England im Verdacht haben, unächte Juwelen zu tragen. Als Lord Derby dies erfuhr, rief er: „Das ist wieder einmal ganz charakteristisch für unsere jetzigen Minister, die Alles dem Scheine opfern und das Aechte nicht lieben."

London, 14. Februar 1858.

. . . . Persigny ist gestern nach Paris abgereist. Sein ostensibler Zweck ist, sich für die Ernennung in den Regentschafts-Rath zu bedanken. Viele glauben, er werde sein Abberufungsschreiben zurückbringen. Zu leugnen ist nicht, dass er sich hier seine Stellung sehr erschwert hat und in Erinnerung an seine Vergangenheit gut daran gethan haben würde, sich das Talleyrand'sche „*Surtout n'ayez pas de zèle*“ zur Richtschnur zu nehmen. Ueberhaupt ist die Frage, ob die Unterhausdebatten über das Orsini-Attentat der Sache Frankreichs nicht mehr geschadet als genützt haben. Die praktisch sehr gering anzuschlagende Satisfaction, welche die *Conspiracy Bill* gewähren würde, ist jedenfalls theuer erkauft. Man findet namentlich in unbefangenen Kreisen die entschuldigende Depesche vom 6. d. etwas stark aufgetragen. Disraeli's Kritik der ersten französischen Depesche vom 20. Januar mag nicht dazu beigetragen haben, Walewski's offenbar im Sinken begriffenen Einfluss zu befestigen. Beide Depeschen, jede in ihrer Art, sind nicht glücklich. Beide verrathen Mangel an Selbstvertrauen und gar zu grosse Besorgniss vor einem Bruche mit England. So wenigstens urtheilt man hier.

Das einzige wahrhaft erfreuliche und praktisch wichtige Resultat bleibt wohl bisher das „*pater peccavi*“, welches der Premier in öffentlicher Sitzung auszusprechen den Muth gehabt hat.

London, 21. Februar 1858.

Lässt sich auch die vorgestern eingetretene Ministerkrisis in ihren Ursachen und Wirkungen noch nicht übersehen, so drängen sich doch an Ort und Stelle Betrachtungen auf, welche das Gesammtbild der hiesigen Zustände vervollständigen werden.

Dass die aus den vorigen Neuwahlen hervorgegangene Dictatur Lord Palmerston's ihrem Ende entgegenging, war vorauszusehen, und meine Berichte werden darauf vorbereitet haben.

Aber niemand konnte ahnen, dass der Ausgang ein so plötzlicher und ein so kläglicher sein würde. Wie die Opposition sind die Minister durch das Ereigniss vom 19. überrascht worden. Dafür könnte ich die Sprache der ministeriellen Blätter und Aeusserungen Lord Clarendon's am Morgen vor der Sitzung anführen. Auch Lady Palmerston's Tags zuvor erfolgte Abreise auf das Land beweist, dass sie nichts Arges ahnte. Am auffallendsten aber ist das Benehmen des ministeriellen Einpeitschers Mr. Hayter. Er behauptete für die zweite Lesung der *Conspiracy Bill* einer Majorität von 80 Stimmen sicher zu sein und gestattete mehreren liberalen Parteimitgliedern das Haus, ohne abzupaaren, zu verlassen.

Die Sorglosigkeit, mit welcher der Premier die zweite Lesung beantragte, missfiel ebenso, wie seine leicht hingeworfenen Entschuldigungen wegen Nicht-Beantwortung der Walewski'schen Depesche das Haus verletzten. Seine Freunde hatten mehr Ernst, seine Gegner rücksichtsvolleres Eingehen erwartet. Milner Gibson's leidenschaftslose Rede rief daher nur um so lauteren Beifall hervor. Dies mochte die Opposition zuerst auf den Gedanken bringen, dass der Augenblick gekommen sei, dem durch die Annahme seiner *India Bill* sicher gemachten Premier-Minister Schach und Matt zu bieten. Mit Feldherrnblick überschaute Lord Derby von der Tribüne aus die beginnende Schlacht und verliess das Haus nach Gibson's Rede mit den Worten: „Die Sache scheint ja eine ernste Wendung zu nehmen *(this looks rather serious)*.“ Sir G. Grey's tardives Zugeständniss, man werde nach der zweiten Lesung die französische Depesche beantworten, bestärkte die Gegner nur in der Meinung, wie Recht sie gehabt hätten, die Nicht-Beantwortung zu rügen. Noch mehr verdarben die Kronjuristen die Stimmung des Hauses und die Sache der Regierung. Man hatte für rechtsgelehrte Deductionen kein Ohr und verlangte nach der gewürzten Speise, welche Sir Robert Peel in einer heftigen Philippika gegen seinen früheren Chef und Gönner darzubieten sich beeilte. Der unverdiente Eindruck, welchen diese

sachlich unbedeutende Rede hervorbrachte, wird Palmerston klar gemacht haben, dass die Stunde der Vergeltung geschlagen hatte. Glücklicher Weise für die Ehre des Hauses, aber um so unglücklicher für das Ministerium, gewann die Debatte durch Gladstone's Beredsamkeit wieder eine staatsmännische Färbung. Der erste Redner des Hauses zeigte sich seines Rufes würdig. Die Eleganz der Diction liess nichts zu wünschen übrig, so sehr man auch in seiner oft geschraubten Argumentation allzu radicale Anklänge zu bedauern hatte. Die donnernden Perioden fanden donnernden Widerhall. Die eintönige Vertheidigungsrede des *attorney-general* war nur danach angethan, die bis zur Leidenschaft erregte Aufregung noch zu steigern. Hierzu kam, dass Lord C. die Taktlosigkeit beging, sich auf der Tribüne zu zeigen. Dies wurde wegen der Unpopularität dieses Ministers von vielen als eine Herausforderung aufgefasst. Niemand erwartete jedoch den Schluss der Debatte, und die Minister mochten schon im Stillen hoffen, die Vertagung bis zum Montag durchsetzen zu können. Wäre dies erfolgt, so war Rettung möglich, ja wahrscheinlich. Zwei Tage würden hingereicht haben, um die Majorität wieder zur Besinnung zu bringen. Diese Gefahr erkannte Disraeli. Man muss das Eisen schmieden, so lange es heiss ist, dachte er, sprang auf und bot dem Ministerium ein parlamentarisches Schach, indem er ausrief: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, dass es der einstimmige Wunsch dieses Hauses ist, über die vorliegende Frage heute Nacht zur Entscheidung zu gelangen.“ Das „Matt“ erfolgte Dank der unleugbaren Geschicklichkeit, mit welcher der Tory-Chef die Gründe darlegte, die ihn bewogen, gegen die zweite Lesung eines Gesetzvorschlages zu stimmen, dessen erste Lesung nur durch seine und seiner Partei Unterstützung möglich geworden. „Vor zehn Tagen,“ sagte er, „handelte es sich um eine auswärtige Frage, heute um eine innere, die das Ausland nichts angeht; um die Frage, ob die verantwortlichen Diener der Krone ihre Pflicht gethan und das Vertrauen dieses Hauses verdienen. Ja oder Nein?“

Lord Palmerston verlor, wie gesagt, alle Fassung. Unwürdige Schmähungen und unüberlegte Heftigkeit verriethen, dass er das Spiel schon für verloren gab, als er es noch in den Händen hielt. Es war ein jammervolles Schauspiel. Wie ein alter Komödiant, der seine Rolle vergessen, versuchte er vergebens dem Hohne seiner Zuhörer Trotz zu bieten.

Was die Frage anlangt, über welche das Ministerium gefallen, so ist darüber nur eine Stimme: Lord Clarendon hätte die Walewski'sche Depesche nicht ohne Antwort lassen sollen. Das Beste ist aber, dass er darauf geantwortet hat und zwar in sehr scharfer Weise. Freilich nur in einem vertraulichen Billete an Persigny, welches dem Parlamente nicht vorgelegt werden konnte.

Die ernsten Betrachtungen über die Zukunft Englands, zu welchen dieser Vorgang auffordert, bedürfen keiner weiteren Ausführung. Keine Regierung ist möglich, wenn sich das Unterhaus anmasst, endgiltig darüber zu entscheiden, ob diese oder jene Depesche eines fremden Hofes zu beantworten sei oder nicht. Jeder Minister, dem man nicht freie Hand lässt, in dergleichen Formsachen seiner Ueberzeugung zu folgen, kann nichts Besseres thun als sich zurückziehen. Einstimmig wurde im gestrigen Conseil nach kurzer Berathung der Rücktritt beschlossen. Das Vertrauensvotum, welches mehrere Mitglieder der liberalen Partei zur Rettung Palmerston's anregten, kam meines Wissens gar nicht in Frage.

Die Königin hat nicht einen Augenblick gezögert, die dargebotene Entlassung der Minister anzunehmen und Lord Derby rufen zu lassen. Lord Palmerston soll der Königin gerathen haben, die Bildung des neuen Ministeriums entweder Lord Derby oder Lord John Russell anzuvertrauen. Jeder von beiden sei in der Lage, mit Hilfe der Peeliten eine starke Regierung zu bilden. Lord Derby hat das Mandat angenommen und eine Verständigung mit den Peeliten versucht. Die letzteren haben heute Nachmittag bei Lord Aberdeen eine Besprechung gehabt, welche jedoch er-

folglos geblieben sein dürfte. Man glaubt daher an ein reines Tory-Cabinet. Die Zahl der cursirenden Ministerlisten ist Legion; die nächsten Tage werden darüber Gewissheit bringen.

Walewski wird persönlich das Missgeschick Palmerston's nicht bedauern und sich über die Sitzung vom 19. d. mit dem Bewusstsein trösten, durch seine unglückliche Depesche vom 20. Januar, indirect wenigstens, den Sturz des englischen Dictators herbeigeführt zu haben.

London, 28. Februar 1858.

Auf die geheime Geschichte der denkwürdigen Sitzung vom 19. d. werfen die Geständnisse des „Observer“ — eines Lord Palmerston ganz ergebenen Blattes — um so hellere Schlaglichter, als die von den Peeliten inspirirte „Saturday Review“ diese Andeutungen nur bestätigt. Hiernach hätte Lord Palmerston, wie auch mehrere seiner intimen Freunde behaupten, einen politischen Selbstmord begangen.

Schon früher lagen Anzeichen dafür vor, meine Berichte werden dies bezeugen, dass der gefallene Premier-Minister an eine *fausse sortie* denke, um sich des Marquis C. und einiger anderer Collegen zu entledigen und dann stärker als je auf die Bühne zurückzukehren. Daran dachte freilich niemand, dass diese *fausse sortie* in der Nacht vom 19. d. bewirkt werden würde. So hatte z. B. Lord Clarendon Abends 6 Uhr das Oberhaus verlassen, nachdem er die beruhigende Versicherung Hayter's, er sei einer Majorität von 80 Stimmen gewiss, empfangen. Erst am anderen Morgen erfuhr der Staatssecretär des Auswärtigen die Katastrophe durch die Zeitungen. Trotzdem ist es mehr als wahrscheinlich, dass Palmerston, als er die wachsende Missstimmung des Hauses bemerkte, sich schnell entschlossen hat, über die *Conspiracy Bill* zu fallen. Er wählte so das kleinere zwischen zwei Uebeln. Denn für den 4. März stand der Antrag bezüglich des *Lord of the Privy Seal* auf der Tagesordnung, und es erschien jedenfalls ehrenvoller zurückzutreten, bevor die scandalosen

Debatten über den Process des Marquis C. den Rücktritt des Ministeriums unvermeidlich gemacht haben würden. So erklärt sich die Sorglosigkeit Hayter's, von welcher einer der wärmsten Anhänger Palmerston's in jener Nacht sagte: *„this looks like treason"*. Unzweifelhaft ist — wie seine siegreichen Gegner einräumen —, dass es nur von Lord Palmerston abhing, der Debatte eine andere Wendung zu geben. Eine Vertagung bis zum darauf folgenden Montag würde Zeit gewährt haben, in den Reihen der Majorität die Disciplin wieder herzustellen. Durch ein ähnliches Manöver bedroht, wie dasjenige, welches im vergangenen Jahre seine Niederlage über die chinesische Angelegenheit herbeigeführt, hat Lord Palmerston die Taktik wiederholen wollen, welche ihm damals so glänzend gelungen. Auflösen freilich konnte er sein eigenes Parlament nicht. Er rechnete auf eine zweite Auflage der Verlegenheiten, die nach Lord Aberdeen's Sturze im Jahre 1855 eingetreten waren. Er hielt es für ganz unmöglich, dass Lord Derby es wagen würde, ohne die Peeliten die Regierung zu übernehmen. Ebenso wenig fürchtete er Lord John Russell und zählte mit Sicherheit darauf, die Krisis werde ihn selbst wieder an das Ruder bringen.

Seit 1855 hat sich jedoch die Sachlage völlig verändert. Damals war man mitten im Kriege, und die öffentliche Meinung erblickte in Lord Palmerston den Einzigen, der denselben mit Ehren zu Ende führen könne. Lord Derby, nachdem ihm Lord Palmerston sowohl wie die Peeliten ihre Mitwirkung versagt hatten, war weise genug, den Versuch, den er jetzt macht, nicht zu wagen. Befand sich der Tory-Chef doch damals dem Parlamente gegenüber in derselben Lage, in der sich sein Gegner heute befindet. Das unter seiner Leitung gewählte Unterhaus konnte von ihm selbst nicht füglich aufgelöst werden, während er jetzt das Damoklesschwert der Auflösung aus der Scheide ziehen und über der zerklüfteten liberalen Partei schimmern lassen kann. Lord Derby rechnete im Jahre 1855 darauf, Palmerston werde sich im Vollbesitze der Macht nothwendig abnutzen.

In diesem Punkte hat sich der Tory-Chef nicht getäuscht. Der Name Lord Palmerston's hat seinen Zauber noch nicht ganz verloren. Seine dreijährige Dictatur hat jedoch die Illusionen der Radicalen und das Vertrauen vernichtet, auf welchem seine Popularität beruhte.

Die Freunde Lord Palmerston's trösten sich über die erlittene Niederlage. Sie behaupten, die Liberalen, welche für Milner Gibson's Antrag gestimmt, hätten nur beabsichtigt, der Regierung eine Lection zu ertheilen, keineswegs dieselbe zu stürzen. Andererseits heben sie hervor, die Conservativen hätten in ihrem eigenen Interesse falsch manövrirt. Vortheilhafter würde es für Lord Derby und die Seinen gewesen sein, die Debatte über die Ernennung Lord C.'s abzuwarten und den Ministern in Folge davon eine schmachvolle Niederlage zu bereiten. Jetzt hätten die Tories die unabsehbaren Verlegenheiten geerbt, welche aus der Verwerfung der unpopulären *Conspiracy Bill* erwachsen müssten.

London, 27. Juni 1858.

Die in den Conferenz-Protokollen verzeichneten, sowie die ausserhalb des Sitzungssaales gepflogenen Pariser Verhandlungen über die Zukunft der Donaufürstenthümer entziehen sich in ihren Einzelheiten der Beobachtung der nicht zunächst Betheiligten. Doch werden die Berichte aus Wien und Paris keinen Zweifel darüber gelassen haben, dass die Aussicht auf eine schleunige Verständigung immer mehr in den Hintergrund tritt, und dass die Dinge im allgemeinen eine immer ernstere, um nicht zu sagen bedrohliche Wendung nehmen.

Der Instinct des Publikums giebt sich in der gedrückten Stimmung der Börse und in alarmirenden Artikeln der „Times" kund. Ohne zu wissen warum, ahnt man, dass die unberechenbare Politik des schweigsamen Kaisers der Franzosen wiederum in eine Strömung gerathen ist, welche für den Weltfrieden die bedenklichsten Folgen haben könnte. Hier wenigstens gilt

es für unzweifelhaft, dass das wachsende Missbehagen im Innern das Bedürfniss hervortreten lässt, die Blicke der französischen Nation wieder einmal nach aussen zu lenken und der nach Krieg und Ruhm lüsternen Armee Beschäftigung zu gewähren. Die schneidende Kälte, um nicht zu sagen die Geringschätzung, mit welcher die türkischen Bevollmächtigten in Paris behandelt werden, die täglich mehr herausfordernde Sprache der französischen Minister, sobald Oesterreich versucht, das türkische Reich unter seinen Schutz zu nehmen, sind Symptome, welche die Eingeweihten mit Besorgniss erfüllen. Man erblickt darin den Beweis, dass Kaiser Napoleon durchaus nicht beabsichtigt, die Frage der Donaufürstenthümer einer schleunigen Lösung zuzuführen, noch Verwickelungen an der adriatischen Küste und in Italien vorzubeugen. Man fürchtet vielmehr, sein ganzes Streben gehe dahin, allenthalben Fragen offen zu halten, welche vorkommenden Falles benutzt werden könnten, um das eigene Land, wie Europa auf einen Bruch mit Oesterreich vorzubereiten.

Wenn Baron Hübner an den Zweck erinnert, für welchen man im Krim-Feldzuge das Schwert gezogen, oder an die Verpflichtungen mahnt, die man in dem Pariser Frieden sowie in dem in Osborne angeblich neubefestigten April-Bündnisse übernommen, so werden solche Erinnerungen und Mahnungen fast mit Hohn zurückgewiesen. *„Ce n'est pas pour la Turquie, c'est contre la Russie que j'ai fait la guerre“* ist eine Aeusserung des Kaisers Napoleon, welche seine prämeditirte Frontveränderung charakterisirt. Ganz im Einklange damit steht, dass der „Moniteur“ mit einem gewissen Wohlgefallen Auslassungen sardinischer Minister oder anderer Führer der Revolution wiedergiebt, welche auf ein Einverständniss mit Frankreich schliessen lassen. Wenn der österreichische Botschafter Walewski bittet, dergleichen dementiren zu lassen, so erfolgt statt aller Antwort ein fast beleidigendes Achselzucken. Ist es zu verwundern, wenn sich in Wien die Auffassung bildet, Kaiser Napoleon suche Händel und erwarte nur eine Gelegenheit, um die Friedensmaske abzuwerfen?

Principiell steht das jetzige englische Ministerium, wie das frühere, ganz auf Seiten Oesterreichs. Aber es ist noch zu sehr mit der eigenen Existenzfrage beschäftigt, um die durch Palmerston's und Clarendon's Sturz abgerissenen Fäden auf dem Felde der grossen Politik wieder anknüpfen und für alle Eventualitäten der Zukunft ein festes Programm aufstellen zu können. In Wien kann man sich daher kaum verhehlen, dass das jetzige schwache Tory-Cabinet einen Bruch mit Frankreich kaum wagen, vielmehr Oesterreich überlassen werde, die gemeinschaftliche Politik allein zu vertheidigen. Während des jetzigen diplomatischen Vorspiels beschränkt sich Malmesbury darauf, Oesterreich offen, wenn auch vorsichtig zu unterstützen, im geheimen aber zur Nachgiebigkeit gegen Frankreich zu mahnen. Gleichzeitig wird die jüngste Familienverbindung verwerthet, um in Berlin ein Zusammengehen mit Oesterreich in allen europäischen Fragen nachdrücklich zu empfehlen, und in Wien im entsprechenden Sinne gewirkt.

In der zunächst der Conferenz vorliegenden Frage rechnet man übrigens hier mit Zuversicht auf die Stimme Preussens. Auch in Wien ist dies der Fall. Wenigstens berichtet der k. k. Gesandte aus Berlin: sprechen werde Preussen vielleicht für Frankreich, jedenfalls aber mit Oesterreich stimmen.

Unter diesen Umständen wird dem Besuche des Königs der Belgier am hiesigen Hofe einige Bedeutung beigelegt. „*You may depend upon it,*“ sagte mir noch gestern ein wohlunterrichteter britischer Staatsmann, „*His Majesty has some irons in the fire.*“ Unter anderem soll jedoch König Leopold seinen hiesigen Aufenthalt dazu benutzen, den Orleans'schen Prinzen Vorsicht zu predigen. Diese scheinen in aller Stille Vorbereitungen zu treffen, um sich durch etwaige Ereignisse an der Seine nicht überraschen zu lassen.

London, 24. Juli 1858.

Als im Jahre 1838 Cobden seine mit Erfolg gekrönte „*Anti-Corn-Law-League*“ gründete, bildete sich fast gleichzeitig die „*Royal Agricultural Society*“ zum Schutze der Landwirthschaft und der mit der Bodencultur zusammenhängenden Gewerbe. Diese Gesellschaft hatte nicht bloss einen negativen und vorübergehenden Zweck, sie beabsichtigte vielmehr durch Versammlungen, Ausstellungen, Preisvertheilungen u. s. w. den Aufschwung der Agronomie activ und dauernd zu fördern. Die „*Royal Agricultural Society*“ hat während ihres zwanzigjährigen Bestehens die für ähnliche Zwecke in verschiedenen Grafschaften gegründeten und zum Theil noch bestehenden Vereine absorbirt und deren Thätigkeit centralisirt.

Die Jahres-Versammlungen finden immer im Juli in der oder jener Grafschaft statt. Grossartige Ausstellungen von Thieren, Producten und Maschinen sind mit diesen Jahres-Versammlungen verbunden und bieten den Gradmesser der erzielten Vervollkommnungen, sowie gleichzeitig das Mittel, erprobte Erfindungen und Verbesserungen zum Gemeingute aller Provinzen zu machen.

Die „*Royal Agricultural Society*“ besteht aus 5000 allen Klassen der Gesellschaft angehörenden Mitgliedern, und hat seit zwanzig Jahren über eine Million Thaler für ihre Zwecke verausgabt. Von aller und jeder Bevormundung und Unterstützung der Regierung unabhängig, ist diese Privat-Gesellschaft zu einer Macht geworden, deren Existenz und Popularität die Bedeutung kennzeichnet, welche das ursprünglichste und älteste aller Gewerbe der vielleicht übertriebenen Entwickelung der Fabrik-Industrie gegenüber in dem freien England behauptet.

Die Agronomie ist seit etwa vierzig Jahren zu einer Wissenschaft geworden, welcher die grossartigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie dienstbar geworden sind. Mit Recht hebt die „Times“ hervor, dass der alte Satz: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“ Lügen gestraft wird durch den unerhörten Aufschwung, welchen Bodencultur und Viehzucht seit

einem Menschenalter genommen haben. Dieser Aufschwung der Landwirthschaft hat für die britische Nation insofern eine hohe politische Bedeutung, als dadurch ein natürliches conservatives Gegengewicht geschaffen wird gegen die mehr und mehr zersetzende, Staat und Kirche in ihren Grundfesten bedrohende, einseitige Uebertreibung der Fabrikthätigkeit. Es wird daher der Entschuldigung nicht bedürfen, wenn ich, soweit dies einem Laien möglich, versuche, die Hauptergebnisse der heurigen Jahres-Ausstellung anzudeuten.

Für dieselbe war eine der alterthümlichsten Städte Englands, Chester, gewählt worden, eine Stadt, die sich eines zweitausendjährigen Bestehens, römischer Befestigungen, mittelalterlicher Ringmauern und einer schönen Kathedrale erfreut. Eine günstigere Wahl als die Hauptstadt der durch ihre Milch- und Käsewirthschaft weltberühmten Grafschaft Cheshire konnte kaum gedacht werden. Dieselbe ist von London auf zwei Rivalbahnen in beiläufig sechs Stunden zu erreichen und bildet einen Knotenpunkt, der fast stündlich mit Manchester, Liverpool und Birmingham in Verbindung steht. Extrazüge mit Preisermässigungen erleichterten die Reise, und am zweiten Tage, am 22. d., bevölkerten wohl 20,000 bis 30,000 Menschen die improvisirte Zeltstadt. Seit ihrem Bestehen sieht die Gesellschaft zum ersten Male die durch die Herstellung der Ausstellungsbaulichkeiten erwachsenen, nicht unbeträchtlichen Kosten durch die Eintrittsgelder gedeckt.

Wie in Spanien jede Provinzialstadt ihre Arena für Stiergefechte, so hat in England eine jede ihre Rennbahn. Dicht vor den Thoren gelegen, bot die Rennbahn von Chester ein vortreffliches Terrain für die Ausstellung. Das grosse eingefriedigte Fünfeck zerfiel in drei Theile, von denen der eine zur Aufstellung der in Bewegung befindlichen Dampfmaschinen und zur Prüfung ihrer Leistungen verwendet wurde, der andere, der sogenannte *implement yard,* Werkzeuge und kleinere Maschinen beherbergte, während der dritte für die Thierschau diente.

Im *implement yard* befanden sich in etwa 50 durch wasserdichte Leinwand geschützten Schuppen 193 Stände. Ein 374 Seiten starker Katalog enthält das Verzeichniss aller ausgestellten Gegenstände. Hieraus schon ergiebt sich die Reichhaltigkeit dieser nur auf aratorische Werkzeuge beschränkten Industrie-Ausstellung, welche den von allen Theilen des Reiches herbeigeströmten Pächtern Gelegenheit bietet, die neuesten Verbesserungen und Vereinfachungen zu studiren und von den besten Adressen und billigsten Preisen Kenntniss zu nehmen. Das rege Interesse an allen diesen „*improvements*“ theilt der einfachste Landmann mit Peers und Herzogen, ja mit gefeierten Schönheiten der Londoner Salons. Anerkennenswerth ist auch die unermüdliche Geduld, mit welcher die Aussteller ohne Marktschreierei einem jeden die Vortheile ihrer patentirten Erfindungen erläutern. Ganz uneigennützig ist diese Gefälligkeit nicht, denn der *implement yard* dient zugleich als Bazar, wo bedeutende Einkäufe und namhafte Bestellungen gemacht werden.

Die hervorstechendsten Erfindungen aufzuzählen und ein Urtheil über deren Werth abzugeben, kann nicht meine Aufgabe sein, nur eine Bemerkung sei erlaubt. Die verhältnissmässige Wohlfeilheit und die auf dem Festlande unerreichte Genauigkeit, welche die englischen Werkzeuge auszeichnen, beruhen hauptsächlich auf der überwiegenden und geschickten Anwendung des Eisens. Solange wir in Deutschland durch hohe Schutzzölle die Wohlfeilheit dieses gemeinnützigen Metalles unmöglich machen, werden wir auf diesem Gebiete mit England nicht concurriren können. „*Cheap iron*“ ist das Geheimniss des Problems.

Rechts vom Eingange waren die Feldfrüchte und Sämereien, links in unabsehbaren Reihen die Käse der Grafschaft Cheshire aufgestellt. Wie gross der Werth ist, der hier auf diesen Industriezweig gelegt wird, beweisen die ausgesetzten Preise, welche für die besten vier, mehr als 60 Pfund wiegenden Käse £ 100 betrugen. Auch für die Butter waren Preise ausgesetzt; den ersten trug der alte Feldmarschall Viscount Cambermere davon.

Der Katalog der Thierschau umfasste, das Geflügel mit inbegriffen, 1193 Nummern. Die berühmten *shorthorns* waren durch 70 Bullen und 56 melkende Kühe und Kälber vertreten; die *Hereford* Race durch etwa 80 Exemplare, die *Devons* durch 37. Jede dieser Racen war in sechs Klassen eingetheilt und für jede Klasse ein erster und ein zweiter Preis ausgesetzt. Der höchste Preis beträgt £ 30, der niedrigste £ 5. Am besten werden die *shorthorns* bezahlt. Als ein Beispiel wurde mir von glaubwürdiger Seite versichert, Oberstlieutenant Towneley habe im vorigen Jahre für einen Bullen £ 1200 erhalten und zwar von einem australischen Farmer, der noch ausserdem das Risiko des Transports zu übernehmen hatte. Dem Prinzen Albert wurde für einen in Windsor gezüchteten Bullen ein zweiter Preis zuerkannt.

Ohne die Fohlen waren etwa 220 Pferde ausgestellt, Ackerpferde, Karrengäule *(dray horses)* und andere. Es waren im ganzen vier Preise ausgesetzt, welche £ 10 bis £ 50 betrugen. Das schönste Exemplar war ein Rapphengst von so fabelhafter Grösse und Stärke, dass man einen Elephanten vor sich zu sehen glaubte. Das Thier hatte auf früheren Ausstellungen schon viele Preise davongetragen und war mit achtzehn Medaillen geschmückt. Zuchthengste dieser Gattung werden mit £ 120 bis £ 150 bezahlt. Ausserdem waren Zuchthengste und Mutterstuten für Jagdpferde *(hunters)*, für gewöhnliche Reitpferde *(hackneys)* und für die namentlich in Wales so beliebten Ponies ausgestellt.

Das Schafvieh, meist nur zum Zwecke der Mastung gezüchtet, war in den beiden Lieblingsracen der *Leicester* und der *Southdowns* zahlreich vertreten, doch bemerkte ich auch Exemplare anderer kurz- oder langwolliger Racen. Der Katalog führt beiläufig 400 Nummern auf. Die höchsten Preise betrugen £ 20.

Beachtenswerth erscheinen auch die Ergebnisse der Schweinezucht, welcher in neuester Zeit grosse Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es waren im ganzen 130 Exemplare ausgestellt.

Die unnatürlichsten Gebilde künstlich übertriebener Fettablagerung erregten ungetheilten Beifall. Mit Triumph zeigte mir der Züchter ein solches Monstrum, welches weder gehen noch stehen konnte und nur sehen, wenn die Fettwulst aufgehoben wurde, die das Auge bedeckte. Die ersten Preise betragen £ 10. Ausgezeichnete Exemplare werden mit £ 30 bis £ 40 bezahlt.

Weder der *implement yard* noch die Thierschau sollten der diesjährigen landwirthschaftlichen Ausstellung ein besonderes Interesse verleihen, wohl aber ein Wettkampf, welchen man weder in England noch irgendwo bisher gesehen hatte. Die Gesellschaft hatte nämlich einen Preis von £ 500 für den zweckmässigsten Dampfpflug ausgesetzt. Drei Firmen concurrirten mit ihren Versuchen, das interessante Problem zu lösen. Das Hauptergebniss der angestellten Proben ist die Lösung der Aufgabe für leichten, wie für schweren Boden. Auf einem Felde unweit der Stadt arbeiteten gleichzeitig zwei Dampfpflüge. Allem Anscheine nach verdient Fowler's System, welches auf der Benutzung einer ständigen Locomobile beruht, den Vorzug. Die beiden anderen Systeme erheischen die Anwendung von Locomotiven mit der sogenannten Eisenbahn ohne Ende. Mag diese Locomotive nun den Pflug fahren oder schieben, in beiden Fällen ist bei der ungeheuren Schwerfälligkeit der Maschine Zeitverlust unvermeidlich. Das Publikum spricht sich einstimmig dafür aus, dass der Erfindung Fowler's der Preis gebühre. Die Entscheidung soll am 4. August erfolgen. Was bei dieser Erfindung am meisten bewundert wird, ist die Schnelligkeit, mit welcher diese Maschine 12 Zoll tiefe, regelmässige Furchen in schweren Boden reisst, eine Schnelligkeit, welche die eines mit Pferden bespannten Pfluges bei weitem übertrifft. Sachkenner legen den grössten Werth auf das endlose Drahtseil, welches den Pflug mit dem sogenannten Anker und der Locomobile verbindet. Selbstverständlich ist die Locomobile nicht bloss zum Pflügen, sondern auch zum Mähen und Dreschen u. s. w. verwendbar. Die Kosten der Arbeit stellen

sich für den *acre* durch Handarbeit auf £ 2, durch gewöhnlichen Pflug mit Pferden auf £ 1, durch den Dampfpflug auf 10 sh. Es ergiebt sich sonach zu Gunsten des letzteren eine Preisermässigung von 50 %. Eine ausführliche Beschreibung nebst Zeichnung beilegend, will ich schliesslich nicht verfehlen daran zu erinnern, dass der Arbeitslohn und der Unterhalt von Arbeitspferden hier weit höher zu veranschlagen ist als in Deutschland, während die Maschinen bei uns weder so wohlfeil herzustellen noch so leicht in Stand zu halten sein würden als in England. Bevor daher der Dampfpflug unseren Landwirthen empfohlen werden kann, möchte wohl abzuwarten sein, ob es nicht gelingen sollte, eine noch einfachere Lösung des Problems zu finden.

(Eigenhändig.) *B(uckingham) P(alace), 9/8. 1858.*

Mein bester Graf Vitzthum! — Ich habe Ihre Zeilen richtig erhalten. Die Königin versteht vollkommen die Gründe der Delikatesse, welche den König und den Prinzen Georg auf einen Besuch in Babelsberg verzichten lassen. Wir selbst sind genöthigt, den privatlichen Charakter unserer Reise streng fest zu halten, da Inconsequenzen in der Beziehung leicht persönliche Anstösse geben könnten.

Stets Ihr getreuer

Albert.

Lissabon, 29. December 1858.

Aus der gestern endlich geschlossenen Adressdebatte ist das Ministerium als Sieger hervorgegangen. Der Kampf wurde mit stumpfen Waffen geführt.

Die Minister können in der Deputirtenkammer auf eine Majorität von 30 bis 40 d. h. auf beiläufig zwei Drittheile der Stimmen rechnen.

Die Pairskammer hat über die durch die Verurtheilung

des *„Charles et George“* mit Frankreich entstandenen Differenzen sein Verdict noch nicht abgegeben, dürfte jedoch die in dieser Sache begangenen Unterlassungsünden mit weniger Nachsicht beurtheilen als die Deputirten.

Die Schattenseiten eines künstlich gemachten Constitutionalismus treten natürlich um so schärfer hervor, je augenscheinlicher es ist, dass Portugal nur durch die Hebel einer straff angespannten monarchischen Gewalt dem Marasmus entrissen werden könnte. In dieser Richtung Hoffnungen zu hegen, hiesse sich Illusionen hingeben. Dass sich das Cabinet quantitativ verstärken werde, steht zu erwarten. Geschieht dies nicht, so scheint der Geschäftsbankerott unabwendbar.

Das Ministerium besteht aus vier Mitgliedern. Der Conseil-Präsident, Marquis de Loulé, versieht drei Portefeuilles, das des Königlichen Hauses, das des Aeusseren und das des Inneren. Graf Avila, der Finanz- und Justiz-Minister, gilt für den besten Redner und fähigsten Kopf der Regierung. Minister des Cultus und der öffentlichen Arbeiten ist Carlos Bento, ein noch junger Mann ohne politische Vergangenheit. Der Minister des Krieges und der Marine hat Gesundheit halber kurz vor der Eröffnung der Cortes seine Entlassung nehmen müssen und wird zeitweilig durch einen stocktauben Visconde ersetzt, der an partiellem Wahnsinne zu leiden beschuldigt wird. In Deutschland würde kaum einer dieser Herren für fähig gehalten werden, e i n e m Departement vorzustehen. Hier verwaltet ein jeder von ihnen zwei, der Indolenteste gar drei Ministerien. Das grösste Verdienst der gegenwärtigen Rathgeber Dom Pedro V. ist deren unbestrittene Redlichkeit. Dass aber ehrliche Unfähigkeit dem Staate oft mehr schadet als unredliche Thatkraft, ist ein Lieblingsthema der Opposition.

Loulé's schöne Seite ist seine treue Anhänglichkeit an seinen jungen König. Wahrscheinlich dient dieser Gemahl einer Infantin nur als Lückenbüsser bis zur Zeit, in welcher der Monarch hinreichend in die Staatsgeschäfte eingeweiht sein wird, um sein

eigener Premier-Minister zu werden. An unermüdlichem Eifer, sich für diese Rolle vorzubereiten, lässt es Dom Pedro V. nicht fehlen. Ob praktischer Sinn die mangelnde Erfahrung ersetzen und vor der Klippe bewahren werde, sich in Details zu verlieren, ist eine andere Frage.

Bekanntlich hat von allen europäischen Staaten, mit Ausnahme Englands, Portugal den bedeutendsten Colonialbesitz. Während man im Mutterlande auf 1659 Quadratmeilen 3,500,000 Einwohner rechnet, umfassen die Colonien 19,624 Quadratmeilen mit beinahe 3,000,000 Einwohnern. Trotzdem betragen bei einer Staatsschuld von nur £ 21,000,000 die Staatseinnahmen nicht mehr als £ 3,000,000, und das Jahresbudget schliesst regelmässig mit einem Deficit von £ 250,000 ab. Diese trostlose Finanzlage kann nur der Unfähigkeit oder der Unredlichkeit zugeschrieben werden. Aus angeborener Trägheit hat man bisher unterlassen, die vorhandenen reichen Hilfsquellen einer dem Welthandel überaus günstigen geographischen Lage und eines unvergleichlichen Klimas rationell zu entwickeln und zu verwerthen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn die 3 %igen portugiesischen Staatspapiere an der Londoner Börse nicht höher als 48 stehen und für diesen Cours nur schwer verkäuflich sind. Und doch hat die Errichtung einer von dem Gouvernement ganz unabhängigen Staatsschulden-Commission schon seit mehreren Jahren mit lobenswerthem Eifer für regelmässige Zinszahlung gesorgt.

Es ergiebt sich aus dieser Sachlage, dass von den Cortes die Verwilligung einer Mitgift für die Infantin Braut mit pünktlicher Zahlung nur dann erwartet werden kann, wenn man nicht mehr verlangt, als die Finanzlage des Staates gestattet.

Für etwaige Verzögerungen und Verschleppungen bitte ich mich nicht verantwortlich zu machen. Ich thue das Mögliche, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen und werde weder Geduld noch Muth verlieren. Die Erfahrungen anderer Diplomaten bieten wenig Trost. Sir H. Howard arbeitet seit fünf

Monaten an einem englisch-portugiesischen Postvertrage, dessen Bestimmungen längst principiell feststehen und der nur deshalb nicht zum Abschlusse gelangt, weil Loulé noch immer nicht Zeit gefunden, eine Nebenfrage mit Ja oder Nein zu beantworten. Graf Moltke hat acht Monate gebraucht, um die Unterzeichnung des Sundzollvertrages zu erlangen und doch waren beide Regierungen über die Fassung vollkommen einig und der dänische Ministerresident, als er hier erschien, war mit der Versicherung begrüsst worden, das Geschäft werde in wenigen Tagen erledigt werden.

Dieser passive Widerstand einer beispiellosen Indolenz ist um so schwieriger zu besiegen, als er sich in die angenehmsten Formen hüllt, und die liebenswürdigsten Entschuldigungen allen Erinnerungen zuvorkommen.

London

1859.

Die mir anvertraute Mission nach Lissabon gelangte am 30. Januar 1859 zum Abschlusse. An diesem Tage unterzeichnete ich mit dem Marquis de Loulé die Ehepacten des Prinzen Georg. Ein Unfall zur See verzögerte die Heimreise. Da mich die Besprechungen über die bevorstehende Vermählung noch einmal nach Dresden zu gehen nöthigten, so konnte ich erst Anfang März die Leitung der gesandtschaftlichen Geschäfte in London wieder übernehmen.

London ist eine hohe Warte, von welcher man den Erdkreis überblickt. Freilich verschieben sich aus dieser Vogelperspective die Erscheinungen auf dem Continente für denjenigen Beobachter sehr leicht, welcher die Institutionen, die Zustände und leitenden Persönlichkeiten des Festlandes nicht in der Nähe studirt hat. Der Mangel an einem solchen Studium erklärt die Unkenntniss, welche die Objectivität der englischen Staatsmänner beeinträchtigt, sobald eine aussergewöhnliche europäische Krisis eintritt. Verwöhnt durch seine insulare Lage, absorbirt durch die inneren Fragen und Parteikämpfe, macht sich der Eng-

länder selten ein klares Bild von der Sachlage, sowie den Leidenschaften und den Vorurtheilen, welche dieselbe beeinflussen.

Selten ist wohl die Welt, wohin man auch blicken möge, mit geringerer Weisheit regiert worden, als während der ersten Hälfte des Jahres 1859. Die Erbsünden der Menschheit, Thorheit und Feigheit, traten überall greifbar zu Tage. Am schlimmsten stand es in dieser Hinsicht in Paris. Der gekrönte Carbonaro bewahrheitete täglich das Urtheil des alten Thiers, welcher ihn „*une médiocrité méconnue*" nannte. Wie Goethe's Zauberlehrling, hatte er die Fähigkeit verloren, die unsauberen Geister zu bannen, welche er gerufen. Der unverbesserliche Verschwörer hatte zuerst in Stuttgart die Rachegelüste des Kaisers von Russland benutzt, um von diesem die Erlaubniss zu erhalten, Italien vom sogenannten österreichischen Joche zu befreien. War Kaiser Alexander II. auf diesen Plan eingegangen, so war dies hauptsächlich dem blinden Hasse zu danken, welchen Fürst Gortschakoff dem Kaiserstaate geschworen. Die Entrevue von Weimar konnte in der Sache selbst nichts ändern, höchstens den ritterlichen Kaiser Franz Joseph über die Gesinnungen des russischen Hofes täuschen. Die nordische Allianz war unheilbar zerrissen und die Friedensbürgschaft, welche dieselbe bot, verloren. Die Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg waren, äusserlich wenigstens, dieselben geblieben. Als aber der Prinz von Preussen im October 1858 die Regentschaft förmlich übernommen und das russenfreundliche Ministerium Manteuffel durch das der „neuen Aera" ersetzt hatte, trat eine Wendung ein, welche Napoleon III. gerechte Befürchtungen verursachte. Wie früher aus Petersburg, holte sich das Berliner Cabinet jetzt die Parole aus London. Das kam in Paris unerwartet und nöthigte zu grösserer Rücksicht auf England.

Napoleon hatte inzwischen in Plombières sich ganz in die Hand des einzigen Fürsten gegeben, der in jener Zeit wusste, was er wollte: Victor Emanuel's. Dieser besass in dem Grafen Cavour einen Minister, der weder Recht noch Verträge achtete,

aber die Kühnheit seiner Entwürfe mit machiavellistischer Schlauheit durchzuführen verstand. Wie der König von Sardinien seinen Minister übersah und seinen Zwecken dienstbar zu machen wusste, so übersah und benützte dieser den kurzsichtigen Kaiser der Franzosen. Cavour, mit allen Ränken italienischer Hinterlist vertraut, hatte bald erkannt, dass Todesfurcht und Genusssucht die sichersten Handhaben bieten würden, um Napoleon zum blinden Werkzeuge Victor Emanuel's zu machen. Er bestärkte ihn in dem Glauben, dass die Befreiung Italiens das einzige Mittel sei, sein Leben vor den Dolchen und Bomben seiner früheren Mitverschworenen zu schützen. Mit einer Naivetät ohne gleichen hatte der Kaiser Napoleon hinter dem Rücken seiner Minister schriftliche Versprechungen von sich gegeben, welche Victor Emanuel zum Herrn der Lage machten. Es war klar, dass dieser König es ganz in seiner Hand hatte, dem Beispiele seines Vaters folgend, der Krone zu entsagen, falls es Napoleon gereuen sollte, seine Versprechungen zu halten. Selbstverständlich würde aber eine durch französischen Treubruch offenkundig motivirte Abdication Victor Emanuel's die italienische Revolution entfesselt und die Ermordung Napoleon's wahrscheinlich gemacht haben. Nebenbei vernachlässigte aber der schlaue Piemontese nicht ein anderes Mittel, um auf Napoleon zu wirken, die weibliche Diplomatie. Allbekannt war, dass Walewski, welcher immer mit Thiers in vertraulichen Beziehungen blieb, von diesem vor italienischen Aventüren gewarnt wurde. Thiers konnte sich nicht verhehlen, dass ein geeinigtes Italien für Frankreich ein unbequemer Nachbar werden würde. Walewski war ganz von der Gunst abhängig, in welcher seine Frau bei dem Kaiser und der Kaiserin stand. Persigny würde Walewski gestürzt und ersetzt haben ohne einen erfolgreichen Fussfall der Gräfin Walewska. Den Einfluss dieser letzteren auf den unschlüssigen und wankelmüthigen Napoleon zu brechen, konnte Cavour nur dann hoffen, wenn es ihm gelang, das leicht

erregbare Herz des Kaisers anderwärts zu beschäftigen. Dies war die Aufgabe, welche die ebenso schöne wie kalte Tochter eines sardinischen Diplomaten in Paris lösen sollte und wirklich löste. Die Gräfin C. war unleugbar, wenn nicht die schönste, eine der schönsten Frauen des Jahrhunderts. In allen Künsten weiblicher Koketterie geschult, bezauberte sie gerade durch den Gegensatz zwischen ihrem eiskalten Temperamente und ihrer üppigen Schönheit. Durch sie wurde Cavour von Allem unterrichtet, was nicht nur in Paris, sondern auch in dem schwankenden Gemüthe des nicht immer schweigsamen Cäsar vorging. Alle Widersprüche zwischen seinen Worten und Handlungen in den ersten Monaten des Jahres 1859 finden ihre Erklärung in diesen dem Auge des Publikums damals verborgenen Umgarnungen.

Der Boutade, mit welcher Napoleon den österreichischen Botschafter am Neujahrstage begrüsste, wurde in der Diplomatie und in der Presse eine Bedeutung beigelegt, welche sie kaum verdiente. Graf Buol hatte den Fehler begangen, den Baron Hübner zum Botschafter in Paris zu erheben. Dass Fürst Schwarzenberg denselben Ende 1848 bei der französischen Republik beglaubigte, war ganz erklärlich. Fürst Metternich hatte ihn als Generalconsul in Leipzig zur Beaufsichtigung der deutschen Presse benutzt. Als gutem Redacteur hatte ihm Fürst Schwarzenberg die Abfassung mehrerer Staatsschriften anvertraut und seine Dienste durch die unverhoffte Beförderung zum Gesandten belohnt. Mögen auch seine Berichte aus den Jahren 1848 und 1849, wo in Paris die Elemente noch alle in Fluss waren, von Werth gewesen sein, auf Kaiser Napoleon passte dieser Diplomat nicht. „*Je déteste Hübner,*“ sagte Napoleon III. einmal im Vertrauen, „*s'il me demande quelque chose, je suis toujours tenté de le lui refuser.*“ Wenn es unter diesen Umständen dem k. k. Botschafter nicht gelungen ist, den krankhaften Gelüsten des unschlüssigen Imperators rechtzeitig zu begegnen, so ist dies nicht zu verwundern.

Was nun die Sache selbst anlangt, so kann nicht genug

wiederholt werden, dass ein wirklicher *casus belli* durchaus nicht vorlag. Ob Oesterreich seine italienischen Provinzen gut oder schlecht verwaltete, war eine innere Frage, die keine fremde Regierung anging. In Wahrheit waren die Italiener, was ihre materiellen Interessen anlangt, die verwöhnten, um nicht zu sagen die verhätschelten Kinder Metternich's. Der Wohlstand dieser Provinzen hatte sich entschieden gehoben und die ländliche Bevölkerung namentlich konnte die österreichische Herrschaft nur segnen. In den Städten jedoch, wo seit jeher ein particularistisch-republikanischer Geist vorherrschte, wurden die ungeschickten Quengeleien der Polizei zu einer künstlich hinaufgeschraubten Agitation benutzt. Die nationale Idee, welche sich in dem unausführbaren *„l'Italia farà da se"* eine ruhmredige Formel gesucht hatte, wurde zwar von einigen geistig hervorragenden Männern, wie Gioberti, Massimo d'Azeglio, Alfieri u. A., wachgerufen, fand aber trotz der Thätigkeit der geheimen Gesellschaften in den Massen noch wenig Verständniss und Anklang. Diese theoretischen Versuche, aus den Trümmern so vieler Nationalitäten und trotz der Eifersucht so vieler Städte künstlich eine einheitliche Nation zu schaffen, wurden von dem immer ländergierigen Hause Savoyen praktisch verwerthet und ausgebildet. Der Schöpfer Italiens ist keineswegs Cavour, sondern Victor Emanuel. Er verband mit der Schlauheit des Gemsjägers die grösste Gutmüthigkeit, mit der Tapferkeit des Soldaten den Scharfblick eines kühnen Staatsmannes. Die Zukunft wird dieser von der Gegenwart verkannten Persönlichkeit gerecht werden. Cavour, Ratazzi, Ricasoli, La Marmora, und wie sie alle heissen mögen, waren nur Drahtpuppen dieses Königs. Um Details kümmerte er sich nicht. Die schmutzige Wäsche überliess er seinen Ministern. Die unvermeidlich gewordenen constitutionellen Formen beobachtete er, um sie für seine Zwecke zu benutzen. So behielt er, da er den nationalen Einheitsgedanken verkörperte, das Heft immer in der Hand und blieb Dictator bis an sein Lebensende. Dass

er auch Napoleon III. zu seinen Marionetten zählen durfte, ist eine Thatsache, von welcher dieser letztere in seiner Selbstverblendung keine Ahnung hatte. Ein mittelalterlicher Condottiere, mit der Feinheit eines Machiavelli ausgerüstet, vermochte allein die Gährung der Elemente zu beherrschen und die heterogensten Bausteine zu einem zeitweiligen Gebäude zu vereinigen. Er opferte seine Tochter und die Wiege seines Hauses, aber er hob für sich und seinen Sohn, dem Papste und dem Kaiser zum Trotz, Jung-Italien aus der Feuertaufe.

Graf Buol war dem drohenden Sturme nicht gewachsen, obgleich sich die öffentliche Meinung Deutschlands und Englands entschieden für Oesterreich und gegen Frankreich aussprach. Es gelang nicht, sich mit Berlin zu verständigen und eine gemeinsame Action mit dem deutschen Bunde zur Vertheidigung der Mincio-Linie rechtzeitig zu erwirken. Man setzte sich Verdächtigungen aus und bot Preussen einen Vorwand, die Ereignisse abzuwarten und eventuell einen hohen Preis für die gewünschte Hilfe zu verlangen. Bei der trostlosen Finanzlage des Kaiserstaates war allerdings eine rasche Entscheidung der von Frankreich muthwillig heraufbeschworenen Krisis dringend zu wünschen. Die Verfassung war suspendirt, die transleithanische Reichshälfte durch die Bach'schen Germanisirungsversuche verletzt und lahmgelegt. Es war daher tagtäglich schwieriger, die Geldmittel flüssig zu halten, welche für die auf Kriegsfuss stehende Armee in Italien nöthig waren. Leider war die Stimmung in allen Provinzen eine dem damaligen Ministerium so feindselige, dass der Sieg des Heeres von vielen fast als ein politisches Unglück betrachtet worden wäre. Unter solchen Umständen war die grösste Vorsicht geboten und eine Politik des Zuwartens die einzig richtige. Aber konnte man zuwarten, ohne sich ganz zu erschöpfen? Das war die Frage, von deren Beantwortung Alles abhing.

Es unterliegt heute kaum einem Zweifel, dass ein Staatsmann es in jenen Tagen in Wien ganz in der Hand hatte, nicht

nur die piemontesische Agitation zu ersticken, sondern auch dem zweiten französischen Kaiserreiche ein Ende zu bereiten. In Deutschland verlangte man laut, nach Paris zu marschiren und den Franzosen Elsass und Lothringen zu entreissen. Dass die Macht dazu da war, beweist nicht allein der Feldzug von 1870, sondern der von 1859 selbst.

Wie dem auch sei, das Gespenst einer deutsch-englischen Coalition liess dem bösen Gewissen Napoleon's keine Ruhe. Er hatte hinter dem Rücken seiner Minister auf eigene Faust abenteuerliche Politik getrieben und sich in die Hand Victor Emanuel's gegeben. Jetzt erschrak er über den Eindruck seines Neujahrsgrusses an den österreichischen Botschafter, namentlich über das Echo, welches seine unüberlegten Worte in Turin fanden, wo der König in seiner Thronrede den Schmerzensschrei Italiens officiell formulirte. Die Fonds sanken in einer so bedenklichen Weise, dass die Börsenspieler in Napoleon's Umgebung zitterten und dringend um Abhilfe baten. Es erschien im „Moniteur" ein beschwichtigender Artikel, welcher jedoch keinen nachhaltigen Eindruck machte.

So ungefähr standen die Dinge auf dem Continente, als die Königin Victoria am 3. Februar ihr Parlament eröffnete und vom Throne herab die Heiligkeit der Verträge betonte. Das Misstrauen gegen Frankreich, der Wunsch nach Aufrechterhaltung des Friedens war so allgemein, dass sogar Lord Palmerston und Lord John Russell sich in der Adressdebatte genöthigt sahen, ihre Sympathien für die italienische Revolution ganz zu verschweigen und mit Derby, Malmesbury und Disraeli um die Wette gegen jede Verletzung der Verträge energisch zu protestiren.

Das Echo liess nicht lange auf sich warten. Am 7. Februar eröffnete Kaiser Napoleon die Kammern mit einer Rede, welche das bereits halbvergessene *„l'empire c'est la paix"* wieder aufzuwärmen suchte.

Das englische Ministerium war ehrlich für den Frieden

und für das gute Recht Oesterreichs eingetreten, aber es war schwach und sich seiner Schwäche bewusst. Die innere Lage Englands war trotz des blühenden Handels eine traurige. Selten erschien das parlamentarische System in einem düsteren Lichte. Ein sogenanntes conservatives Cabinet war am Ruder. Keines seiner Mitglieder gab sich der geringsten Täuschung darüber hin, dass eine Parlamentsreform, eine Ausdehnung des Wahlrechtes, weder vom Lande gewünscht wurde, noch zu dessen Heile gereichen konnte. Dennoch sahen sich die Minister wider ihre bessere Ueberzeugung genöthigt, ihrem Versprechen gemäss eine solche Massregel einzubringen.

Mitten in einer Krisis, wie diejenige welche Europa damals bedrohte, im Angesichte eines Nachbars, dessen Wortbrüchigkeit man kannte, mussten die Tories eine Reformbill vorbereiten, von welcher sie sich im voraus sagen konnten, dass sie den Radicalen noch nicht radical genug sein werde. Es fanden sich im Schosse des Ministeriums zwei Männer, zu ehrlich, um dieses gewagte Spiel mitzuspielen. Walpole und Henley erklärten, sie könnten es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen, selbst eine Bill vorzuschlagen, deren Bestimmungen, wenn von ihren Gegnern eingebracht, sie entschieden bekämpft haben würden. Beide waren sehr angesehen, nicht nur bei ihrer Partei, sondern bei allen Factionen des Unterhauses. Ihr Rücktritt war daher ein Todesstoss für das Cabinet, in welchem die Opportunisten, wie man sie heute nennen würde, die Mehrheit bildeten. Letztere erkaufte theuer genug nur eine kurze Galgenfrist. Lord John Russell, unzufrieden damit, dass Disraeli versucht hatte, ihm in das Handwerk zu pfuschen, brachte mit beträchtlicher Majorität ein Amendement durch. Die Minister sahen sich genöthigt, in einer Parlamentsauflösung ihr Heil zu suchen.

Diese trostlosen parlamentarischen Zustände paralysirten nothwendig die Action Englands zu Gunsten des Friedens.

Schon im November 1858 hatte Napoleon Lord Palmerston

und Lord Clarendon nach Compiègne geladen. Beide mögen es später bereut haben, dieser Einladung gefolgt zu sein. Zweck derselben war, den Sturz des Tory-Ministeriums vorzubereiten und die Sympathien Palmerston's für die italienische Revolution bestthunlich auszunützen. Clarendon rühmte sich, dem Kaiser die Wahrheit nicht vorenthalten zu haben, aber Palmerston kam französischer denn je nach London zurück und begann in der „Morning Post“ eine Campagne gegen die Minister zu Gunsten Frankreichs und Italiens. Bekannt ist, und durch sein eigenes Geständniss erhärtet, die fast unglaubliche Thatsache, dass Napoleon III. dem Chefredacteur der „Morning Post“ Auszüge aus vertraulichen Briefen und Berichten Malmesbury's mittheilte, mit der Weisung, daraus Waffen gegen diesen Minister zu schmieden. So conspirirte Napoleon mit Ex-Ministern und Journalisten gegen das Derby-Ministerium, dessen Ehrlichkeit ihm ein Dorn im Auge war. Er scheute sich nicht, seinen Persigny noch einmal als Botschafter auszuspielen, obgleich Malmesbury erklärt hatte, mit diesem indiscreten Agenten Palmerston's nichts mehr zu thun haben zu wollen. Die Antwort, welche auf die Anfrage, ob die Wahl Persigny's der Königin genehm sein werde, erfolgte, war freilich nicht sehr schmeichelhaft für Napoleon's Vertrauten. „Jeder, den der Kaiser sendet, wird uns angenehm sein,“ lautete diese Antwort. Als sich der französische Geschäftsträger über deren Lakonismus verwunderte, begnügte sich Malmesbury, ihn achselzuckend mit den Worten zu trösten: „Desto leichter für Sie, unsere Rückäusserung zu telegraphiren.“

Der Herzog von Malakoff hatte zur Verständigung zwischen den Westmächten wenig beitragen können. Vom diplomatischen Handwerke verstand dieser rauhe Krieger wenig. Die Reserve, die man ihm auferlegt, setzte er bald zur Seite. Ein Bankett beim Lord Mayor bot ihm Gelegenheit, seiner Bewunderung für die britischen Truppen in der Krim enthusiastischen Ausdruck zu geben. Walewski liess den Marschall ohne alle Nachricht,

und dieser rächte sich dafür, indem er die französische Politik, insbesondere die abenteuerliche Idee des Kaisers, sich als Feldherrn zeigen zu wollen, unumwunden verspottete. Seine Frau, eine hübsche Spanierin, Verwandte der Kaiserin Eugenie, verstand, als sie nach London kam, weder französisch noch englisch und konnte daher der Botschaft wenig Glanz verleihen. Ueber den Marschall und seine derben soldatischen Ausdrücke circulirten viele Anekdoten, und die Attachés und Secretäre waren froh, ihn bald wieder los zu sein. Er liebte die Civilisten nicht und liess einmal seinen persönlichen Adjutanten in die Kanzlei rufen, um ihm wegen eines dienstlichen Versehens eine Strafpredigt zu halten. Dieselbe schloss mit den für die übrigen Beamten nicht eben schmeichelhaften Worten: *„Et je vous dis tout cela devant ces pékins pour vous faire plus honte."* Die Königin amüsirte er zuweilen mit seinen Derbheiten. Er war entschieden beliebt in der Gesellschaft, obgleich er sich selten zeigte. Bei aller seiner Rohheit war Pélissier gutmüthig. Gudin, der Marinemaler, hat mir versichert, höchst sentimentale Gedichte von ihm gelesen zu haben. Beim Abschiede von der Königin soll er eine solche sentimentale Anwandlung gehabt und buchstäblich geweint haben. Das Commando der Rheinarmee, mit welcher man ihm die Pille seiner Abberufung versüsste, schien ihn wenig zu trösten.

Persigny war kurz nach seiner Ankunft über den Ausgang des drohenden Krieges keineswegs beruhigt. Er machte offen gegen die Minister Opposition und wühlte förmlich in allen Salons für Palmerston. Ja man beschuldigte ihn sogar, nach der Auflösung des Parlamentes Wahlbestechungen nicht verschmäht zu haben, ein bedenkliches Mittel, welches schliesslich Frankreich nicht zum Nutzen gereichte. Wenn es auch Persigny gelang dazu beizutragen, Palmerston wieder an's Ruder zu bringen, so half das Napoleon III. sehr wenig, da ihm der englische Premier in Folge der Einverleibung von Savoyen und Nizza die Freundschaft in sehr empfindlicher Weise aufkündigte.

Inzwischen setzte Lord Malmesbury seine Bemühungen zu Gunsten des Friedens eifrig fort. Lord Cowley wurde beauftragt, in ausserordentlicher Mission nach Wien zu gehen. Die Wahl war vortrefflich. Cowley, früher in Frankfurt, kannte die deutschen Verhältnisse und hatte die obschwebende Verwickelung in Paris *ab ovo* in allen ihren Details studirt. Er kannte den Kaiser Napoleon genau und genoss auch dessen Vertrauen bis auf einen gewissen Punkt. Der englische Botschafter stellte zunächst in Paris die Vorfrage, unter welchen Bedingungen die Aufrechterhaltung des Friedens möglich erscheine. Mit dem Kaiser persönlich wurden dann vier Punkte festgestellt, welche Cowley zunächst der englischen Regierung in London vorlegte. Um deren Annahme bei dem k. k. Cabinet zu befürworten, begab er sich am 24. Februar nach Wien. Malmesbury zweifelte an dem Gelingen dieser Mission. Dennoch gelang dieselbe. Das k. k. Cabinet zeigte sich versöhnlicher, als man in Paris vermuthet hatte. Als Lord Cowley nach etwa drei Wochen auf seinen Posten zurückkehrte, fand er zu seinem Erstaunen den Kaiser Napoleon abgeneigt, sich mit den von Oesterreich gemachten Zugeständnissen zufrieden zu geben. Jetzt trat Gortschakoff als *compère* des kaiserlichen Taschenspielers mit dem Vorschlage eines europäischen Congresses zur Regelung der italienischen Angelegenheiten hervor. Auf dieser Basis entwickelten sich nun wieder neue, unerquickliche Verhandlungen. Der Telegraph spielte nach allen Richtungen, und die Verwirrung stieg auf das höchste. Napoleon dürfte kaum ernstlich den Congress gewünscht haben. Er wollte Zeit gewinnen, erstens um seine eigenen Rüstungen zu vervollständigen, zweitens um Oesterreichs schwergeprüfte Geduld in Anbetracht der verzweifelten Finanzlage zu einer Ueberstürzung zu verleiten, hauptsächlich aber drittens, um die Rückkehr Palmerston's an das Staatsruder abzuwarten. Die Perfidie dieser Politik wurde im *Foreign Office* durchschaut. Dennoch ging man auf die Congress-Idee ein und

suchte auch Oesterreich dafür zu gewinnen. Letzteres stellte ganz sachgemäss die Vorbedingung der allgemeinen Entwaffnung, da es nicht allein abrüsten wollte, um dann, falls der Congress sich zerschlüge, wehrlos überfallen zu werden. Das kleine Piemont wollte aber nicht entwaffnen, und Napoleon weigerte sich lange, es dazu zu veranlassen. Cavour wurde nach Paris beschieden. Nachdem er Walewski gesehen, wollte er schon, an seiner Sache verzweifelnd, wieder abreisen. Da wurde er zum Kaiser gerufen. Dieser beruhigte ihn und bewies ihm von neuem, dass die Politik Napoleon III. und die des französischen Cabinets zwei ganz verschiedene Dinge waren.

Inmitten dieser kaleidoskopartig wechselnden Situation, in welcher sich Friedenshoffnungen mit Kriegsbesorgnissen fast stündlich kreuzten, berief mich Herr von Beust nach Paris, wo ich am 21. April mit ihm zusammentraf. Er hatte ursprünglich die Absicht, die Werbung um die Hand der Infantin in Lissabon selbst zu übernehmen. In der Voraussicht aber, dass die Ereignisse ihn zur schleunigen Heimkehr nöthigen könnten, hatte er den König ersucht, zwei Beglaubigungsschreiben für den sächsischen Botschafter zu vollziehen, das eine auf den Namen des Ministers, das andere eventuell auf den meinigen gestellt. Die in Paris vorgefundenen Nachrichten gestatteten Herrn von Beust nicht, die Botschaft zu übernehmen, welche mir nunmehr übertragen wurde. Mehrere zur Begleitung ausersehene Offiziere hatten einrücken müssen, da die Mobilisirung beschlossen worden war.

So reiste ich denn mit dem Legationsrathe Richard von Könneritz und dem Grafen Karl Hohenthal-Püchau zunächst nach London zurück, um mich bald darauf in Southampton einzuschiffen. Vor meiner Abreise von London wurde ich noch zur königlichen Tafel gezogen, um mit der Königin und dem Prinzen Albert das Nöthige wegen der Heimreise der Neuvermählten zu verabreden. Die Königin wünschte dringend, beide in London zu sehen und lud sie sehr freundlich nach Buckingham Palast.

In Lissabon hatte inzwischen der Herzog von Terceira den

Marquis de Loulé im Auswärtigen Amte ersetzt. Die feierliche Werbung erfolgte am 5. Mai. Wenige Tage darauf traf Prinz Georg ein und stieg in dem für das junge Paar bereit gehaltenen Palais Belem ab. Die Trauung fand am 11. Mai statt. Zwei Tage darauf begaben wir uns an Bord des portugiesischen Kriegsschiffes, auf welchem uns der Herzog von Oporto nach Southampton brachte.

Während meiner Abwesenheit von London hatten die Dinge eine entscheidende Wendung genommen. Das Parlament war aufgelöst worden. Die Wahlen waren nicht nach dem Wunsche der Minister ausgefallen. Oesterreich hatte die Geduld verloren und eine Sommation nach Turin gesandt (23. April), die Entwaffnung der piemontesischen Armee binnen drei Tagen fordernd. Ohne Rücksicht auf die zwingende Finanzlage Oesterreichs zu nehmen, hatte sich in England die öffentliche Meinung so entschieden gegen diesen Schritt ausgesprochen, dass sogar Lord Derby denselben öffentlich für verbrecherisch *(criminal)* erklärte. Die Freunde des Kaiserstaates hofften, der nunmehr unvermeidliche Krieg werde mit Kraft und Energie geführt und Piemont niedergeworfen werden, bevor ihm Frankreich zu Hilfe kommen konnte. Aber Radetzky war todt, Hess alt geworden und Gyulay kein Feldherr. So entsprach die Kriegführung der Diplomatie. Man überschritt zwar den Ticino, aber anstatt in Eilmärschen auf Turin zu marschiren und unterwegs die piemontesische Armee zu vernichten, verlor man die kostbare Zeit, liess die Franzosen ungehindert die Alpenpässe überschreiten und zog sich zurück, um den Angriff des Feindes im eigenen Lande zu erwarten. So wurden die braven Truppen durch Hin- und Hermärsche ermüdet und entmuthigt und der Feldzug moralisch verloren, bevor er begonnen hatte.

Nach einigen unbedeutenden Vorpostengefechten kam es am 4. Juni zur Schlacht von Magenta. Es zeigte sich an diesem Tage, dass die Kriegführung auf Seiten der Franzosen und Pie-

montesen ebenso mangelhaft war als auf Seiten der Oesterreicher. Wie uns der Herzog von Malakoff vorausgesagt. war die Gegenwart Napoleon's auf dem Schlachtfelde nur eine Verlegenheit. Anstatt wie Victor Emanuel durch glänzende Bravour seine Truppen anzufeuern, ritt dieser Schattenkaiser unschlüssig hin und her und wäre sammt seiner Escorte um ein Haar von den Uhlanen des Grafen Clam gefangen worden, wenn ihn nicht Mac Mahon gerettet hätte. Das Erscheinen dieses Generals entschied die von den Oesterreichern gewonnene Schlacht, scheinbar wenigstens, zu Gunsten der Alliirten. Wie unentschieden die ganze Affaire war, beweist das aufrichtige Geständniss Napoleon's selbst. „*Vous aviez gagné la bataille de Magenta,*" sagte der Kaiser einige Wochen später dem Fürsten Metternich, „*mais puisque vos généraux ne s'en doutaient pas, je me suis empressé de télégraphier à Paris que c'était moi qui avais remporté la victoire.*" So macht man Geschichte!

Einen entscheidenderen Sieg erfochten die Franzosen und Piemontesen wenige Tage darauf im englischen Parlamente, welches die Königin am 7. Juni eröffnete. In der Nacht vom 10. zum 11. wurde das Derby-Ministerium durch ein directes Misstrauensvotum beseitigt. In der Absicht, ein gemässigtes Gouvernement zu bilden, sandte die Königin zuerst nach Lord Granville. Zur allgemeinen Verwunderung übernahm dieser geschäftskundige, aber farblose Mann die Bildung des Ministeriums. Am anderen Morgen war das, was zwischen der Königin und ihm vorgegangen, schon in der „Times" zu lesen. Der gewandte Chef-Redacteur des City-Blattes hatte den edlen Lord nach amerikanischer Manier interviewt. „Lord Granville," so war in jenem Artikel zu lesen, „wird Zeit seines Lebens jener gescheite junge Mann *(clever young man)* bleiben, den wir Alle kennen; aber um in so kritischer Zeit ein Ministerium zu bilden, dazu ist er nicht stark genug."

Die „Times" hatte richtig geurtheilt. Lord Granville trat zurück.

Zwischen Lord Palmerston und Lord John Russell herrschte noch immer die alte Meinungsverschiedenheit über die Reform des Parlaments, welche der eine ebenso entschieden betrieb als der andere sie zu verhindern entschlossen war. Die innere Politik Lord Palmerston's entsprach der der alten Tory-Partei. Er war der Meinung, das Land sei schon mehr als nöthig auf der schiefen Ebene der Demokratie hinabgeglitten. Er fühlte jedoch, dass es angezeigt sei, als Führer der liberalen Partei mit den liberalen Regungen und Velleitäten zu rechnen, welche nun einmal im englischen Volke herrschend geworden. Wie Canning suchte er daher sein Heil, indem er durch die Unterstützung oder wenigstens durch die Begünstigung aller revolutionären Bewegungen sich populär machte und seine Popularität dann dazu benutzte, um die Revolution von England fern und die radicale Partei in Schach zu halten. Dieses vom Standpunkte der Moral durchaus verwerfliche Spiel war das Geheimniss Palmerston's und wurde von ihm mit Takt und Geschick nach dem Grundsatze *„après nous le déluge“* ein Menschenalter lang durchgeführt.

Lord John Russell, jüngerer Bruder des Herzogs von Bedford, war im Grunde ehrlicher als Palmerston. Der alte Whig-Grundsatz „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“ war freilich nicht immer der seinige. Ob die von ihm befürwortete Ausdehnung des Wahlrechtes zeitgemäss und zweckentsprechend, kümmerte ihn wenig. Die Reform war sein Steckenpferd, und der kleine Mann war zu alt geworden, um ein anderes zu wählen. Auswärtige Revolutionen begünstigte er wie Palmerston, jedoch mit dem Unterschiede, dass er keiner Regierung das Recht absprach, die sie bedrohende Revolution niederzuschlagen. Für ihn war nur der Erfolg entscheidend. Siegte die Regierung, so hatte die Regierung Recht; siegte die Revolution, so war das Recht auf Seiten der letzteren. Unbekannt mit den continentalen Verhältnissen und den Formen der Diplomatie, war Lord John Russell ein liberaler Doctrinär.

Er hielt die britische Constitution für ein unnachahmliches Meisterwerk, dessen Einführung allen Völkern des Erdkreises, auf welcher Culturstufe sie auch stehen mochten, Heil und Segen bringen müsse. Er war, wenn auch oft polternd und leidenschaftlich, gut und gemüthlich, ohne jedoch aus Gutmüthigkeit seinen oder seines Landes Vortheil zu vergessen. Den Mahnungen des witzigen Bernal Osborne folgend, hatte er sich mit Palmerston dahin verständigt, dass jeder von beiden unter dem anderen dienen werde, falls die Königin dem einen oder dem anderen die Bildung des neuen Gouvernements übertrüge.

Nach Granville's Misserfolg hatte die Königin nur die Wahl zwischen Lord John und Palmerston. Letzterem wurde die Bildung des Ministeriums anvertraut. Er war vorzuziehen, da er die europäischen Verhältnisse genauer kannte, thatkräftiger war und auch das Vertrauen der Massen und des Unterhauses in höherem Grade besass als Russell. Die einzige Schwierigkeit lag in der Rollenvertheilung. Palmerston hätte am liebsten Clarendon im Auswärtigen Amte gesehen, obgleich dieser weniger leidenschaftlich als ersterer mit der italienischen Revolution sympathisirte und über Napoleon klarer sah. Lord John Russell wollte aber der Führerschaft im Unterhause nur unter der Bedingung entsagen, dass ihm das Auswärtige Amt übertragen werde. Es blieb daher Palmerston nichts übrig als diesen Wunsch in der Hoffnung zu erfüllen, der unerfahrene Staatssecretär des Auswärtigen werde sich dem Premierminister gefügiger zeigen als der erfahrene Clarendon.

Die Besetzung der übrigen Posten des Cabinets war leicht, da Gladstone, obgleich er gegen das Misstrauensvotum gestimmt hatte, sich bereit erklärte, das Schatzamt zu übernehmen, und es an geschäftskundigen Elementen in der liberalen Partei nicht fehlte. Die Radicalen waren von diesem hocharistokratischen Ministerium nicht eben erbaut. Es hatte ausser dem Bruder des Herzogs von Bedford drei Herzoge zu Mitgliedern. Palmerston

jedoch war Herr der Lage. Persigny und d'Azeglio jubelten, da sie nunmehr für alle ihre Einflüsterungen und Intriguen den dankbarsten Boden fanden.

Sechs Tage nachdem Palmerston das Ruder wieder ergriffen, wurde ihm die Genugthuung, die französische Siegesbotschaft von Solferino zu erhalten. Diese politisch entscheidende Schlacht gehört zu den militärisch unentschiedenen. Nach einem beispiellosen Blutbade räumten die Oesterreicher das Schlachtfeld in bester Ordnung und ohne Trophäen in der Hand des Siegers zu lassen. Benedek hatte die Piemontesen auf das Haupt geschlagen. Die französische Armee war dermassen erschöpft, dass an eine Verfolgung des Feindes nicht zu denken war. Im Angesichte der vier intact gebliebenen österreichischen Festungen hielt Napoleon es für geboten, um einen Waffenstillstand zu bitten.

Ueber die Schlacht von Solferino cursirten widersprechende Versionen. Nach dem übereinstimmenden Urtheile der englischen Offiziere, welche im österreichischen und im französischen Hauptquartiere diesem mörderischen Kampfe beigewohnt, hatten sich die österreichischen Truppen durchgehends vortrefflich geschlagen, die Franzosen aber nur durch Aufopferung ihrer Elitecorps den Sieg erkauft. Die oberste Leitung war auf der einen Seite ebenso mangelhaft, wie auf der anderen. Die Gegenwart beider Kaiser trug nur dazu bei, die Verwirrung zu vermehren. Diese letztere Thatsache wurde mir wenige Wochen nach dem Ereignisse von dem Grafen Schlik in Dresden bestätigt. Dieser tapfere Reitergeneral, erst am Tage vor der Schlacht an Gyulay's Stelle mit dem Obercommando betraut, hatte keine Zeit gehabt, die nöthigen Dispositionen zu treffen. So war für die österreichische Armee von Hause aus eine Aufstellung gewählt worden, welche unparteiische Strategen als fehlerhaft bezeichnen. „Das Schlimmste war," sagte mir Schlik, „dass ich an diesem unglückseligen Tage mich um die Schlacht wenig kümmern konnte. Ich hatte nur immer dafür zu sorgen, dass

mein Kaiser sich persönlich nicht allzu sehr exponirte. Er war immer da, wo die Granaten am dichtesten einschlugen.“

Mit der ersten Nachricht vom Waffenstillstande erhielt Persigny ein aus drei Punkten bestehendes Friedensproject und den Auftrag, dasselbe als Vermittelungsvorschlag Englands und Preussens auszuspielen. Es war darin die Cession der Lombardei an Sardinien und die Selbständigkeit Venetiens unter einem Erzherzoge proponirt worden. Die Angst, welche mir der französische Botschafter nicht verhehlte, die Angst, dass bei Fortsetzung des Krieges Napoleon seine Krone und sein Reich auf das Spiel setze, erklären hinreichend Persigny's Intriguen. Palmerston und John Russell versprachen die Unterstützung dieser Bedingungen unter Vorbehalt der Genehmigung der im Lager zu Aldershot weilenden Königin (10. Juli). Eine offenbare Unwahrheit war es, wenn Persigny seinem Kaiser telegraphirte, die englische Regierung werde in Verbindung mit Preussen den obgedachten Vermittelungsvorschlag wirklich stellen. Davon war nie die Rede. Die Königin und ihr Gemahl lehnten es entschieden ab, Oesterreich, welches zwar eine Schlacht verloren, aber seine Festungen behauptet, die Preisgebung Venetiens zuzumuthen. Die Regierung als solche ging daher auf das Persigny'sche Project niemals ein und dachte gar nicht daran, Preussen einzuladen, sich an einer Mediation auf dieser Basis zu betheiligen. Persigny's Telegramm wurde jedoch in den Händen des französischen Imperators ein willkommenes Unterhandlungsmittel.

Beide Kaiser hatten nicht gleichgiltig die zahlreichen Opfer dieses blutigen Feldzuges auf dem grauenvollen Schlachtfelde von Solferino betrachten können. Beide waren daher geneigt, diesem unseligen Kriege ein Ende zu machen. Die geschlagene Armee war im Schutze ihrer Festungen weniger bedroht als die siegreiche. Die letztere hatte nicht nur ihre Elite-Truppen, sondern auch eine unverhältnissmässig grosse Menge von Offizieren verloren und litt bei ungewöhnlicher Hitze durch Wassermangel und durch die ausgesprochene Feindseligkeit des

Landvolkes. Ausserdem wusste der Kaiser Napoleon, dass er es nicht bloss mit der in guter Ordnung abgerückten österreichischen Armee und dem fast uneinnehmbaren Festungsviereck zu thun hatte. Die deutschen Heere waren marschbereit und Pélissier nicht stark genug, um einen etwaigen Vorstoss der preussischen Truppen auf Paris zu verhindern. Im Falle einer Kriegserklärung des deutschen Bundes hätte Napoleon unverrichteter Sache über die Alpen zurückkehren müssen. Es musste ihm daher Alles daran liegen, auf Grund des *uti possidetis* Frieden zu schliessen. Denn hatte er den Piemontesen „die Befreiung Italiens von den Alpen bis zur Adria“ versprochen und dies in seinem Kriegsmanifeste verkündigt, so sah er jetzt, dass die Durchführung seines Programmes ihn den Gefahren einer europäischen Coalition aussetzen musste. Von zwei Uebeln erschien ihm sein Wortbruch als das kleinere. So sandte er denn hinter dem Rücken seines Alliirten einen Vertrauten, den General Fleury, in das österreichische Hauptquartier, um den Kaiser Franz Joseph um eine persönliche Zusammenkunft in Villafranca zu ersuchen. Dieser ritterliche Monarch war von der Unzulänglichkeit seiner Minister und seiner Generale nachgerade durchdrungen. Die Leiden seiner tapferen Armee hatten ihm das Herz zerrissen. Er willigte daher in die ihm vorgeschlagene Entrevue. In dieser zeugenfreien Zusammenkunft wurden die Hauptpunkte der Friedenspräliminarien zwischen beiden Kaisern direct verabredet. Wie zu erwarten, spielte dabei das Telegramm Persigny's die Hauptrolle. Kaiser Franz Joseph, zu arglos vornehm, um eine solche Perfidie für möglich zu halten, schloss unter dem Eindrucke Frieden, dass ihm Napoleon wirklich, wie dieser sich rühmte. günstigere Bedingungen stelle, als die vermittelnden Mächte. England und Preussen, ihm zugemuthet haben würden. Grossen Werth hatte für den Kaiser von Oesterreich die Zusicherung, dass seine Verwandten und Schutzbefohlenen, der Grossherzog von Toskana, die Herzoge von Modena und von

Parma sowie der Papst, keine territorialen Verluste erleiden sollten. Der Hauptgrund aber, welcher den Kaiser bewog, die Lombardei zu opfern, war die von dem Freiherrn von Bruck sehr eindringlich betonte Finanznoth des Staates. Auch mochten die unliebsamen Entdeckungen bedeutender Unterschleife nicht wenig dazu beigetragen haben, die Nothwendigkeit einer nur im Frieden möglichen Reform des Regierungssystems augenfällig zu machen.

Die Präliminarien von Villafranca überraschten alle Welt, besonders auch den Prinzen von Preussen, der kriegsgerüstet und bereit war, Oesterreich zu Hilfe zu kommen. Im italienischen Lager war die Enttäuschung natürlich am grössten. Cavour benahm sich wie ein Kind, gab seine Entlassung und schimpfte über den Treubruch Napoleon's. Staatsmännischer und klüger erwies sich Victor Emanuel. Er nahm die Lombardei als Abschlagszahlung mit der sicheren Erwartung an, das Uebrige werde sich finden. Dieser König hatte das eigenthümliche Schicksal, immer mit verlorenen Schlachten zu eroberen. Bei Solferino geschlagen, heimste er die Lombardei ein, während die verlorenen Schlachten von Custozza und Lissa ihm sieben Jahre später das venetianische Königreich einbrachten. Cavour's Entlassung war für Victor Emanuel nur ein Zwischenfall, der seine wohl überlegte und hartnäckig durchgeführte, nationalpolitische Action nicht im geringsten störte. Die abenteuerliche Idee eines italienischen Bundes unter dem Präsidium des Papstes belächelte dieser praktische Fürst. Er gab sich nicht die Mühe, diese Träumereien zu bekämpfen. Die Lombarden hassten die Piemontesen. Mailand war eifersüchtig auf Turin. Der König konnte nur hoffen, diese neuerworbene Provinz moralisch zu erobern, indem er die Synthesis Italien zur Versöhnung der provinzialen Antithesen verwerthete. Dass Napoleon die Wiedereinsetzung der durch die Revolution vertriebenen Fürsten zugestanden, war Victor Emanuel auch sehr gleichgiltig. Er wusste, dass alle diese Birnen nur reif zu werden brauchten, um ihm

von selbst in den Schoss zu fallen. Wenn Genius Geduld ist, wie die Engländer behaupten, so zeigte der König von Sardinien in diesem Augenblicke mehr Genius als sein abgetretener Minister.

In England herrschte die tiefste Verstimmung und das entschiedenste Misstrauen gegen Napoleon. Das Derby-Ministerium hatte in eine bedeutende Verstärkung der Flotte gewilligt und in diesem Punkte den patriotischen Forderungen des Hofes nachgegeben. Auch die vom Prinzen Albert von Hause aus sehr entschieden begünstigte Bewegung, welche zur spontanen Errichtung freiwilliger Schützencorps in allen Städten und Provinzen des Landes führte, erfreute sich der Förderung der Regierung. Der franzosenfreundliche Palmerston gab in seinem Eifer für diese Sache den Tories nichts nach.

Es zeigte sich bald, dass die Träumereien Napoleon's von einem italienischen Bunde ebenso unausführbar waren, als andere Bestimmungen der Präliminarien von Villafranca. Die Verlegenheiten seiner Politik steigerten sich täglich. Er suchte wieder die Congress-Idee hervor, um mit Anstand aus den Widersprüchen herauszukommen, die seine Unvorsichtigkeit geschaffen hatte. Wiederum war es der gesunde Menschenverstand des Prinzen Albert, welcher den englischen Ministern die Augen öffnete und sie vor der Thorheit bewahrte, den Franzosen die glühenden italienischen Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Bevor die Bevollmächtigten Oesterreichs und Frankreichs in Zürich zusammentraten, um das aphoristische Werk von Villafranca in einen förmlichen Vertrag zu verwandeln, hatte der Kaiser von Oesterreich gewünscht, sich in vertraulicher Weise mit dem englischen Hofe zu verständigen. Sein Botschafter, Graf Apponyi, genügte dazu nicht. Man wählte einen Veteranen der österreichischen Diplomatie, einen der hervorragendsten Schüler des inzwischen verstorbenen Fürsten Metternich, den Fürsten Paul Esterházy. Während Apponyi über die unglücklichen Ereignisse in Italien so bekümmert war, dass

ihm die Königin selbst Trost und Muth einsprechen musste, war es eine wahre Lust, den alten Fürsten Paul mit jugendlicher Frische und Sicherheit Oesterreichs Banner in London hoch halten zu sehen. Er war eine Erscheinung aus einer grösseren, wenn nicht besseren Zeit. „*J'en ai vu bien d'autres,*“ wiederholte er häufig, um daran zu erinnern, dass es nicht der Augenblick sei, den Kopf hängen zu lassen.

Ich sah den Fürsten wenige Stunden nach seiner Ankunft in Chandos House. Schüchtern fragte Apponyi, ob Seine Durchlaucht für das am darauffolgenden Abende anberaumte Hof-Concert eine Einladung wünsche. „Bemühen Sie sich nicht,“ erwiderte der Fürst, „ich bin gleich nach meiner Ankunft zum Prinzen Albert gefahren und habe zwei Stunden lang bei ihm gesessen. Er hat mich selbst zu dem Concert geladen. Ich habe ihm auch versprechen müssen, übermorgen bei der Königin zu speisen.“

Der Fürst war entsetzlich taub geworden und sprach mit so lauter Stimme, dass es kaum möglich war, in Gesellschaft ein ernstes Gespräch mit ihm zu führen. Aber es war unterhaltend, zu sehen, wie sehr er sich zu Hause fühlte. Er kannte alle Welt. Sein Erscheinen im Buckingham Palaste machte wahrhaft Aufsehen. Das herzliche „*How do you do?*“ womit er seine alten Freunde begrüsste, schallte förmlich durch die grosse Galerie, und mehr als einmal fügte er hinzu: „*How glad to see you! I thought, you were dead long ago.*“

Die Königin selbst sagte mir an jenem Abende: „Ich habe mich so gefreut, den Fürsten Paul wieder zu sehen; eine angenehme Erinnerung aus den Tagen meiner Kindheit. Wenn er nur nicht so entsetzlich schreien wollte! Man kann kein Wort mit ihm reden, ohne dass es alle Umstehenden hören.“

Selbstverständlich imponirte dem alten Herrn, der mit Napoleon I. und Talleyrand verhandelt, Wellington und Castlereagh zu seinen intimsten Freunden gezählt hatte, niemand in der jetzigen Generation. Palmerston und Lord John hatte er in den Anfängen ihrer Carrière von oben herab behandelt, und er

behandelte sie jetzt auch nicht viel anders. Von dem Congresse wollte er natürlich nichts hören. Die Sache war ja abgethan. Was noch zu thun, würden Colloredo und Károly in Zürich schon besorgen.

Ich hatte mehrfach Gelegenheit während dieser Zeit, dem Fürsten Esterházy meine Auffassung der englischen Zustände zu entwickeln, und freute mich später zu erfahren, dass er sich sehr einverstanden damit erklärt hatte. Von London begab er sich nach Paris, wo ich ihn nach dem Schlusse der Parlamentssession begegnete. Seinem gesunden, sachgemässen Urtheile über die napoleonische Wirthschaft konnte ich nur beistimmen.

Während meines Urlaubes gestattete mir ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Dresden, mich einigermassen über die deutschen Zustände zu orientiren. Der kurze, blutige Feldzug in Italien hatte für Deutschland die traurigsten Folgen. Man überschätzte, immer nur den Erfolg vor Augen, die Macht des französischen Imperators. Das tiefgewurzelte Misstrauen gegen seine Politik war allen Parteien gemein. Von etwaigen Rheinbund-Gelüsten war nichts zu spüren. Dagegen trat das Gefühl der Unsicherheit und Schwäche allgemein hervor. Unfruchtbare Recriminationen zwischen Wien und Berlin hatten die alte Eifersucht nur verschärft. In Oesterreich klagte man darüber, von seinen deutschen Bundesgenossen im Stich gelassen worden zu sein und die grossdeutsche Partei machte das Berliner Cabinet für die Passivität Deutschlands verantwortlich. In Preussen schob man alle Schuld auf die Ueberstürzungen des Wiener Cabinets und auf dessen Tendenz, die norddeutsche Grossmacht immer mehr als Vasallin, nicht als Bundesgenossin zu behandeln. Man hob hervor, dass in den beiden entscheidenden Momenten, zu Anfang und zu Ende des Krieges, die österreichischen nach Berlin gesendeten Unterhändler durch die Action ihrer eigenen Regierung überrascht worden seien. In der That hatte Erzherzog Albrecht von der nach Turin zu sendenden

Sommation abgemahnt und Berlin in der Hoffnung verlassen, dieselbe zu verhindern. Ebenso hatte Fürst Windischgrätz dringend vor einem voreiligen Friedensschlusse gewarnt und, da seine Warnungen nicht beachtet wurden, Berlin unverrichteter Sache verlassen. Auch die Mission des preussischen Generals von Willisen nach Wien war erfolglos geblieben.

Graf Buol hatte dem Sturme weichen und das Ministerium des Aeussern dem k. k. Präsidialgesandten Grafen Bernhard von Rechberg überlassen müssen. Einer früher reichsunmittelbaren, in Bayern und Württemberg begüterten Familie angehörend, war Rechberg ein Fremder und ohne Wurzeln in seinem Adoptiv-Vaterlande.

Die durch den Selbstmord Bruck's gesteigerte Finanznoth mahnte dringend an die Nothwendigkeit, wieder in constitutionelle Bahnen einzulenken.

Durch den unglückseligen Feldzug war der Nimbus einigermassen geschwunden, welchen Schwarzenberg und Radetzky dem Kaiserstaate verliehen. Es konnte nicht fehlen, dass sich die Blicke der deutschen Patrioten wieder mehr auf Berlin richteten. Die seit zehn Jahren schlummernde Ueberzeugung, Preussen allein könne Deutschland französischen Gelüsten gegenüber Halt und Schutz verleihen, gewann neue Anhänger. Der in der Bildung begriffene Nationalverein wurde bald das Organ derartiger Bestrebungen. Das Wichtigste aber war, dass die fruchtlose Mobilisirung der preussischen Armee den Prinz-Regenten über die Schäden und Gebrechen des preussischen Militärsystems aufgeklärt und seine Beobachtungen während des badischen Feldzuges von 1849 bestätigt hatte. So erwuchs aus dieser kostspieligen Kriegsrüstung der feste Entschluss, die bisherige Organisation der preussischen Armee durch eine neue, zweckentsprechendere zu ersetzen.

Aus Privatbriefen.

1859.

Lissabon, 28. Januar 1859.

Nachdem der Gesetzesvorschlag, die Mitgift der Infantin betreffend, in der Deputirtenkammer am 24. einstimmig ohne Discussion und in derselben anständigen Weise von den Pairs am 26. angenommen worden, sind die Verhandlungen über den Ehevertrag soweit gediehen, dass derselbe übermorgen zur Unterzeichnung gelangen dürfte. Geschieht dies, so haben wir dieses in den Annalen Portugals unerhörte Resultat einer besonders glücklichen Fügung zu danken. Denn unter so ungünstigen äusseren Verhältnissen ist wohl kaum je eine solche Verhandlung in sechs Wochen zum Abschlusse gebracht worden.

Das Ministerium ist seit dem Tage seiner Entstehung in fortwährender Auflösung. Seine Geschichte ist eine ununterbrochene Krisis. Alle Versuche, dasselbe zu ergänzen, sind bisher gescheitert. Marquis de Loulé und Graf d'Avila gehören verschiedenen politischen Parteien an. Der letztere ist Chartist, d. h. Anhänger der vom Kaiser Dom Pedro I. verliehenen Charte, im streng monarchischen Sinne, während Loulé der äussersten liberalen Partei angehört, welche man — ich habe nie erfahren, warum? — die historische nennt. An Radicalismus ist dabei nicht zu denken. Der Marquis würde in Verlegenheit kommen, wenn man ihn nach seinem politischen Glaubensbekenntnisse fragen wollte. Es fehlt ihm weder an Wohlwollen, noch an Takt und gesundem Menschenverstande, aber von den Geschäften hat schwerlich ein Minister je geringere Ahnung gehabt, als der indolente und vergessliche Marquis. Seine Gegner entwaffnet er durch eine an Naivetät streifende Unbefangenheit. So wurde er neulich in der Pairskammer an die Junta von Oporto erinnert, deren Mitglied er war und deren offene Empörung gegen die Königin Maria da Gloria nur durch Sir H. Sey-

mour's Intervention niedergeschlagen wurde. Weit entfernt, durch diese Reminiscenz irgendwie in Verlegenheit zu kommen, bemerkte der Premier-Minister, wie er es sich zur höchsten Ehre schätze, dieser revolutionären Genossenschaft angehört zu haben. Ein anderes Mal wird er interpellirt, ob er — wie allgemein bekannt, Grossmeister der hiesigen Freimaurerloge — geheimen Gesellschaften angehöre? Obgleich alle geheimen Gesellschaften, die Freimaurer insbesondere, in Portugal durch das Gesetz verboten sind, nimmt der Marquis keinen Anstand, die Frage mit Ja zu beantworten.

Alle diese Incongruitäten verhindern nicht, dass sich Loulé in den Cortes wie im Lande einer grossen Popularität erfreut, und dass er wegen seiner Wahrheitsliebe und vielleicht gerade wegen seiner Indolenz dem jungen Könige angenehm und bequem ist. Fällt der Marquis, so fallen König und Land wahrscheinlich wieder unter die Herrschaft der *Regeneradores,* welche Portugal unter der Führung des alten Herzogs von Saldanha regeneriren möchten; eine Partei, die sich für conservativer ausgiebt als die am Ruder befindliche und sich rühmt, von den fünfzehn Revolutionen, welche Portugal in den letzten vierzehn Jahren erlebte, nicht so viele veranlasst zu haben, als Loulé und seine Freunde.

Die *Regeneradores* weisen den Gedanken an ein Coalitionsministerium zurück, da sie auf den baldigen Eintritt ihres Führers rechnen, dessen Ehrgeiz grenzenlos, dessen Ehrlichkeit aber nach unseren deutschen Begriffen zweifelhaft sein dürfte. In England würde man Saldanha *„an old humbug“* nennen. Hier zittert man vor ihm, da die wenigen, welche sich überhaupt für einen Ministerposten eignen, zu seiner Fahne schwören. Der einzige Staatsmann des Landes, Graf Thomar, Chef der conservativen Partei, ist seit dem letzten Pronunciamento des nur genannten Herzogs bis auf weiteres unmöglich geworden. Es blieb daher nichts anderes übrig, als die Regierungsmaschine zeitweilig in Unthätigkeit zu versetzen, indem man die Leitung derselben nominell in die Hände Loulé's legte.

Indessen hat Alles seine Grenzen, selbst die portugiesische Langmuth. Interpellationen auf Interpellationen dringen auf Vervollständigung des Cabinets. Die Majorität, mit welcher der Premier bisher regiert, soll ihm bereits gedroht haben, ihn in der Deputirtenkammer zu verlassen, falls dem jetzigen Zustande nicht sofort ein Ende gemacht werde. Der Finanzminister hat mir heute selbst eingestanden, dass man sich in voller Ministerkrisis befinde. Graf d'Avila ist daher doppelt stolz darauf, die Dotationsfrage der Infantin in den Cortes erledigt zu haben, da ein Ministerwechsel unabsehbare Weiterungen veranlasst haben würde.

London, 2. März 1859.

In der Regel sind die Eindrücke, welche man während eines dreitägigen Aufenthaltes in Paris in sich aufnimmt, kaleidoskopisch wechselnd und widersprechend. Es muss daher als das Symptom einer anormalen Lage der Dinge gelten, wenn sich dasselbe Bild in den verschiedenartigsten Farbentönen, derselbe Ideengang in den Unterredungen mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten wiederfindet.

In dem gegenwärtigen Augenblicke lastet ein dunkles Vorgefühl schwer wie ein Alp auf allen Gemüthern. Man ahnt, dass die Geschicke Frankreichs und die nächste Zukunft Europas in den Händen eines Mannes ruhen, dessen Geist den eigenen Schwerpunkt verloren, dessen hochfliegende Entwürfe zu Ideosynkrasien, dessen Charakterfestigkeit zu Eigensinn, dessen persönlicher Muth im Schrecken vor wirklichen oder vermeintlichen Gefahren zu blindem Fatalismus erstarrt sind. *Quos Deus perdere vult, dementat prius.*

Was mich von Allem, was ich in Paris gesehen, am meisten frappirt hat, ist der Anblick des Kaisers. Ich sah Seine Majestät, von mehreren Adjutanten umgeben, in den Champs-Elysées. Ich hatte Mühe, in dem tiefgebeugten, starr vor sich hinblickenden, anscheinend kraftlos im Sattel hängenden Reiter den

Herrscher zu erkennen, dessen Ruhe noch vor kaum einem Jahre imponiren, dessen Lächeln bezaubern konnte. Es war, als wären wenigstens zehn Jahre über ihn hingegangen. Von den Tausenden, welche die Frühlingsluft in das Freie gelockt, schien keiner den Monarchen zu bemerken, wenigstens grüsste niemand. In Paris herrscht die Furcht: bei dem Kaiser die Furcht vor Meuchelmördern, bei den Ministern und Generalen die Furcht vor dem Kaiser. *Et la peur ne raisonne pas.* Niemand hat das Ohr des Kaisers, es sei denn Prinz Napoleon, dessen wachsender Einfluss ehrgeizige Pläne weniger verbirgt als vorbereitet. Ganz Frankreich will den Frieden, setzt aber nur stummen Widerstand dem schweigsamen Herrscher entgegen. Niemals ist die Rede freier, niemals die Presse serviler gewesen als heute.

Der Krieg in Italien ist eine beschlossene Sache. Aber nicht eine zweite Auflage der Epopoe von Marengo soll im Werke sein, sondern ein Scheinkrieg, ein Theatercoup.

Ein englischer Freund, dessen amtliche Stellung seinen Worten Gewicht verleiht, zeichnete die Sachlage, wie folgt: „Ein zweites Louvre zu bauen ist nicht wohl möglich. Die Parkanlagen im Bois de Boulogne sind vollendet. Die *loi des suspects* hat keinen Erfolg gehabt. Alles ist verbraucht. Napoleon III. glaubt nur auf dem Schlachtfelde seine allseits untergrabene Stellung neu befestigen zu können. Was nachher wird, ist ihm völlig gleichgiltig. Als Sieger würde er das Schicksal Italiens regeln, vielleicht den unbequem gewordenen Vetter mit der eisernen Krone abfinden und für Frankreich selbst nichts beanspruchen. Dies der Plan. Missglückt er, so ist Alles verloren. Alles auf einen Wurf zu setzen, ist das gewohnte Spiel des kaiserlichen Abenteurers. Die Industrie leidet unter dem Drucke der Ungewissheit. Was kümmert's ihn? Im Gegentheil, desto besser! Wie könnten diese *‚intérêts infimes‘* einer Bevölkerung von 35 Millionen Menschen sich herausnehmen, die geheimen Pläne des Gewalthabers zu durchkreuzen? Jeder Widerstand reizt mehr und mehr. Jede Con-

cession ermuthigt nur dazu, neue zu verlangen. Jeder Vorwand wird willkommen sein, um die Dinge auf die Spitze zu treiben. Lassen Sie," schloss der Engländer, „das erwachte Nationalgefühl in Deutschland nicht wieder einschlummern. Nur rasches und einmüthiges Handeln kann Europa vor einer neuen bonapartistischen Ueberfluthung retten. Nur die Einigkeit der deutschen Regierungen kann den Frieden wahren oder wenigstens bald wiederherstellen. Der Rhein muss in Italien vertheidigt werden. Solange ein Bonaparte auf dem Throne von Frankreich sitzt, sollte jede Grossmacht mindestens 150,000 Mann immer marschbereit haben."

Der k. k. Botschafter, den ich am Abende vor meiner Abreise aufsuchte, legte mir seine Anschauungen mit grosser Offenheit dar. Die vom Cardinal Antonelli an Oesterreich und Frankreich gerichtete Aufforderung, die päpstlichen Staaten zu räumen, hat den vollen Beifall des Botschafters. Im französischen Ministerium des Auswärtigen will man darin eine den Frieden bedrohende Complication erblicken. Die beruhigenden Zusicherungen, welche der Herzog von Gramont im Namen des Kaisers Napoleon zu machen gehabt hat, haben in Rom den entgegengesetzten Effect hervorgebracht und hervorbringen müssen, da dabei immer nur von der Person des Papstes, nicht vom Heiligen Stuhle die Rede war. Im Falle eines französisch-österreichischen Krieges erschien allerdings die persönliche Stellung des Papstes bedroht, wenn die französische Besatzung in Rom gelassen worden wäre. Auch mochte die in Aussicht gestellte Verlegung der Curie nach Avignon als eine so bedrohliche Eventualität erscheinen, dass man vorzog, es auf den Ausbruch einer Revolution ankommen zu lassen. Baron Hübner unterschätzt diese letztere Gefahr keineswegs. Er hält den Krieg für unvermeidlich, nicht sowohl wegen der inneren Lage des Kaisers — welcher gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen genöthigt ist — sondern wegen der bindenden Versprechungen, die er den Führern

der italienischen Revolution gemacht zu haben scheint. Die Hauptsorge des k. k. Botschafters bildet die politische, nicht die militärische Seite des drohenden Conflictes. Nach seinem Dafürhalten kommt Alles darauf an, dass das k. k. Cabinet den Krieg unter möglichst günstigen Modalitäten einleite und beginne. Betont ward die Befürchtung, Kaiser Napoleon werde Lord Cowley's Sendung nach Wien missbrauchen, um die englische Regierung durch unfruchtbare Verhandlungen der Freiheit ihrer Action zu berauben. Dabei spricht jedoch Baron Hübner mit vollstem Vertrauen von den persönlichen Eigenschaften seines britischen Collegen, welcher trotz seiner intimen Beziehungen zu dem französischen Hofe ein zu ehrlicher Mann sei, um die jetzige Politik des Kaisers Napoleon nicht unumwunden zu verdammen.

London, 3. März 1859.

Meine erste Sorge nach meiner Rückkehr war, mir bei dem Prinzen Albert eine Audienz zu erwirken. Er hat jetzt mehr denn je die Fäden der grossen Politik in der Hand. Heute Nachmittag 5½ Uhr empfing mich Seine Königliche Hoheit in seinem Cabinet.

Meine Bemerkung, dass ich nach einem zweimonatlichen Exile im europäischen Afrika nicht ohne Ueberraschung in die Bewegung gefallen sei, welche Deutschland von einem Ende zum anderen ergriffen, lenkte das Gespräch auf die brennende Tagesfrage. Nach einigen Worten wärmster Anerkennung für den patriotischen Geist, welcher die Regierungen und die Völker Deutschlands beseele, entrollte mir der Prinz die Sachlage ungefähr in folgenden Worten.

„Das Spiel liegt einfach so:

„So oft ich den Kaiser Napoleon gesehen, so oft hat er auch versucht, mich für die Ansicht zu gewinnen, es gäbe nur Ein Mittel, den Verwickelungen, die er voraussieht, vorzubeugen: England und Frankreich müssten sich im voraus über die Um-

gestaltung der Karte von Europa verständigen. Ein letzter derartiger Versuch wurde noch in Cherbourg gemacht. Ich habe darauf immer geantwortet: wir hielten in England dafür, dass es kein besseres Mittel gäbe, gefürchtete Verwickelungen herbeizuführen, als sich für Eventualitäten der Zukunft zu binden, weil dann jeder Theil, der ein Interesse an Veränderungen habe, den anderen moralisch zwingen könne, mit Hand an das Werk zu legen. Zu einer solchen Rolle könne und werde ein britischer Staatsmann sich nun und nimmermehr hergeben, am wenigsten ich selbst. Der Kaiser beklagte diese seinem Dafürhalten nach irrthümliche englische Theorie. Ich schnitt die Discussion mit der Bemerkung ab, er werde sich auf eigene Kosten von der Richtigkeit unseres Princips überzeugen. Ich weiss, dass während der Conferenzen von Paris und wohl auch in Compiègne Aehnliches mit anderen versucht worden, aber immer vergebens. Endlich in Plombières hat der Kaiser seinen Mann gefunden. Ist Cavour das Werkzeug Napoleon's oder ist dieser die *dupe* des piemontesischen Ministers? Ich weiss es nicht. Geheimnisse in der Brust dritter Personen sind nicht zu ergründen. Vorläufig halten wir in unserem wie im Interesse des Friedens an der günstigsten Vermuthung fest. Wir nehmen an, der Kaiser der Franzosen wolle den Krieg nicht um jeden Preis, sondern habe nur den Sardiniern für gewisse Eventualitäten Zusicherungen gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er Piemont für den Fall eines Angriffes seine Unterstützung versprochen. Ich schliesse das aus den Auslassungen Cavour's, der fortwährend von angeblichen Angriffen Oesterreichs fabelt. Uns hat der Kaiser geschrieben, er wünsche die Aufrechterhaltung des Friedens, müsse aber bitten, dass man in England und Deutschland aufhöre, Vorkehrungen gegen drohende Kriegsgefahren zu treffen. Er könnte dadurch leicht genöthigt werden, zum Schwerte zu greifen, um sich der französischen Nation gegenüber möglich zu erhalten."

— Ich wusste schon von anderer Seite, dass das kaiserliche

Privatschreiben, auf welches offenbar angespielt wurde, eine wahrhafte Entrüstung erregt und das schon vorhandene Misstrauen noch vermehrt hat. —

„Was ist nun unter diesen Umständen die Aufgabe einer weisen Politik? Offenbar keine andere als die, dem angreifenden Theile jeden Vorwand zum Losschlagen zu entziehen, um diesen ganz in das Unrecht zu versetzen. Das ist die Stellung, die wir bisher angenommen und die wir Deutschland anzunehmen empfehlen. Wir wünschen daher, dass die deutschen Regierungen vor der Hand eine ruhige Zurückhaltung beobachten, ihren patriotischen Eifer mässigen und Oesterreich in seiner vielleicht zu schroffen Haltung nicht bestärken. Oesterreich muss unbedingt auf die öffentliche Meinung Europas und namentlich Englands zählen dürfen. Möchte man sich in Wien davon überzeugen, dass dies unser aufrichtiger Wunsch ist! In England hat die angeblich unterdrückte italienische Nationalität noch immer die Sympathien einer mächtigen Partei für sich. Es gilt diese Partei zu entwaffnen und vor Allem die moralische Stellung Oesterreichs zu stärken. Nur wenn Oesterreich unbedingt auf Deutschland, in zweiter Linie auf uns zählen kann, wird es mit voller Siegeszuversicht die Züchtigung des intendirten Verbrechens (*sic*) zu übernehmen vermögen. Ich wünsche von Herzen, man möge dies in Wien verstehen, und Gott Lob! lauten die Nachrichten, die wir von Lord Cowley erhielten, bis jezt befriedigend.

„Deutschland anlangend, so hat Graf Buol wieder einmal einen Bock geschossen. Die Circulardepesche vom 5. Februar war ein Fehler, der sich schon gerächt hat. Man hat Preussen dadurch ganz unnöthiger Weise verletzt. Dieser echt habsburgische, durch die Siege in Ungarn und Italien in bedenklicher Weise genährte Hochmuth ist jetzt nicht am Platze und die Meinung unberechtigt, Deutschland müsse die ausserdeutschen Besitzungen des österreichischen Kaisers vertheidigen. Man hat, indem man die an die deutschen Höfe gerichtete Circulardepesche dem Berliner Cabinete vorenthielt, Preussen, dessen

Armee man doch gut brauchen könnte, unnöthiger Weise vor den Kopf gestossen. Offenbar hoffte man, es werde durch die übrigen Bundesgenossen und die öffentliche Meinung gezwungen werden, für den italienischen Besitzstand Oesterreichs Gut und Blut einzusetzen.“

Diese irrige Auffassung war leicht zu widerlegen.

„Wenn man in Wien,“ bemerkte ich, „die Circulare vom 5. Februar nicht auch nach Berlin gerichtet hat, so geschah dies aus Rücksicht auf die Grossmachtstellung Preussens. Das Berliner Cabinet war ja durch die directen Verhandlungen zwischen beiden grossen Höfen früher und genauer unterrichtet, als wir andere. Hoffentlich wird der ritterliche Sinn des Prinz-Regenten über dergleichen Eifersüchteleien erhaben sein, welche uns nur zum Gespötte des Auslandes machen und die französische Kriegspartei ermuthigen. Erblickt man doch schon in dieser Empfindlichkeit der preussischen Regierung nur eine Maske. Gewisse Zeitungen verlangen geradezu, man möge Oesterreich nur gegen baare Bezahlung Hilfe leisten. Nun handelt es sich aber nicht sowohl um Oesterreich, als um Deutschland. Der Rhein muss am Mincio vertheidigt werden. Gelingt der vorbereitete Offensivstoss auf den linken Flügel der deutschen Aufstellung, in Italien, so wird eine Wiederholung desselben gegen den rechten Flügel zu gewärtigen sein. Und gelingt es auch am Rhein, Erfolge zu erringen, so wird England an die Reihe kommen. Es ist daher im wohlverstandenen Interesse Deutschlands und Englands, das im Keime zu ersticken, was so bezeichnend ein Verbrechen genannt worden.“

Alles dieses ward ohne weiteres zugegeben.

„Folgerichtig,“ fuhr ich fort, „muss daher die Lage Preussens und des übrigen Deutschlands nicht mit der Englands identificirt, vielmehr dafür gesorgt werden, dass Preussen, oder besser gesagt, der deutsche Bund immer einen Schritt vor England voraus sei.“

Auch dem ward nicht widersprochen, aber zur grössten Vorsicht gemahnt. Denn politische, hauptsächlich aber mili-

tärische Gründe, zehn für einen, seien vorhanden, welche es wünschenswerth erscheinen liessen, den Kaiser der Franzosen zu verhindern, zuerst am Rheine anzugreifen. Es sei daher angezeigt, die Consummation des beabsichtigten internationalen Verbrechens abzuwarten, bevor sich Deutschland erkläre. Derjenige, der den Hass Napoleon's III. ohnedies am meisten errege, sei der Prinz-Regent. Das sollten wir nicht vergessen.

„Lasse man nur," sagte S. K. H., „die französischen Armeen in dem hoffentlich ohnmächtigen Anpralle auf die österreichische Defensivstellung in Italien sich abschwächen. Bedenke man, dass der Kaiser der Franzosen, wenn er den Fehler begeht, in Italien anzugreifen, nicht wie der erste Consul in Freundesland kommt, sondern als Bundesgenosse Piemonts auftreten muss. Die Schätze sind nicht mehr vorhanden, welche der erste Napoleon erbeutete und mit denen er seine Truppen erhalten konnte. Die französische Armee in der Lombardei muss jetzt aus der Tasche der französischen Rentiers bezahlt werden. An diesen Umstand scheint man in Paris gar nicht zu denken, und doch wird derselbe schwer in's Gewicht fallen, weil der an sich schon unpopuläre Krieg dadurch nur noch unpopulärer werden muss."

Ich konnte natürlich auf das strategische Feld nicht folgen. Ich bemerkte nur, es sei im Interesse Preussens, mit seiner ganzen Macht für Deutschlands Ehre einzustehen. Je grossartiger, je uneigennütziger der Prinz-Regent seine Aufgabe auffasse, desto sicherer werde der Lohn nicht ausbleiben.

Nach dieser Abschweifung, die ich nicht bereue, da das Gesagte Eindruck zu machen schien, lenkte ich das Gespräch wieder auf Italien. Ich fragte, ob und in wie weit die zwischen Oesterreich und den kleineren italienischen Staaten bestehenden Verträge in das Bereich derjenigen Concessionen zu ziehen seien, welche man dem k. k. Cabinet anempfehle, um Oesterreich in die vortheilhafteste diplomatische Position, die Gegner aber *au pied du mur* zu versetzen?

„Muss man," hob ich an, „es in Wien nicht als eine Ehren-

sache ansehen, diejenigen in der Stunde der Gefahr nicht zu verlassen, denen man Schutz und Hilfe zugesagt? Kann man die absurden Theorien des Sophisten Cavour billigen? Hat nicht jeder Souverän das Recht, mit anderen Souveränen Verträge abzuschliessen? Erinnert es nicht an die Fabel vom Wolfe und vom Lamme, wenn man in internationalen Defensiv-Verträgen verhüllte Aggressionen und Usurpationen wittert?"

„Ganz richtig!" lautete die Antwort. „Aber kann Piemont oder wird Piemont dagegen nicht anführen: es ist für mich Ehrensache, die Zusagen zu halten, die ich der Freiheitspartei gegeben habe?"

„Aber," fiel ich ein, „die Freiheitspartei ist doch keine legitime Macht."

„Gewiss nicht; aber mit unseren deutschen Ideen von legitimem Recht kommen wir hier nicht durch. Es giebt Leute, welche nur das Recht des Stärkeren anerkennen und behaupten, die Freiheitspartei sei die stärkere in Parma, Toskana und Modena. Oesterreich habe mit diesen Regierungen zur Unterdrückung der Freiheit nur deshalb Verträge abgeschlossen, um seine Macht über die dem Kaiserstaate im Jahre 1815 gesteckten Grenzen auszudehnen. ‚Der Schmerzensschrei des geknechteten Italiens,' ruft man in Turin, ‚dringt an unser Ohr und das Schwert Piemonts muss den Unterdrückten zu Hilfe eilen.' Leider giebt es hier zu Lande sehr viele, welche diesen Phrasen eine Bedeutung beilegen, die sie nicht haben. Ist die Regierung legitim, welche sich nur mit Hilfe fremder Bajonette halten kann? Die einen werden die Frage bejahen, die anderen verneinen. Die romanischen Völker haben darüber andere Begriffe als die germanischen. Ich fühle mich nicht berufen, dies zu entscheiden. Ich constatire nur, dass die Rechtsfrage zweifelhaft ist, da sie thatsächlich angezweifelt wird."

„So lassen wir," erwiderte ich, „die Rechtsfrage auf sich beruhen und fassen wir nur die *expediency* in das Auge. Kann man Oesterreich zumuthen, seine Defensiv-Stellung ohne Noth

freiwillig zu schwächen? Setzen wir den Fall, England befände sich am Vorabende eines Krieges mit Frankreich und Amerika. Was würden die englischen Minister von einer vermittelnden Macht denken, welche ihnen zumuthete, die Verträge mit Portugal zu kündigen, weil die Amerikaner nur dann vom Kriege abstehen würden, wenn man ihnen die gute Position von Lissabon preisgäbe?"

„Ich gebe gern zu, dass die Frage ebenso schwierig als delicat ist. Es kommt darauf an, dieselbe mit diplomatischer Feinheit anzufassen. Das ist freilich neuerdings nicht immer die stärkste Seite des Wiener Cabinets gewesen. Man hat sich oft genug die günstigsten Stellungen durch ungeschickte Geschäftsbehandlung verdorben. Wie? wenn man z. B. die jetzt von Frankreich und Sardinien gegen Oesterreich vorangestellte Beschwerde, dass es seinen Einfluss vertragswidrig auf Parma, Toskana und Modena ausgedehnt habe, einer ähnlichen Behandlung unterzöge, wie die römische Occupations-Frage?"

Ich konnte nur zugeben, dass der Schachzug des Cardinals Antonelli sehr geschickt sein müsse, da in Paris die übelste Laune, in Wien die grösste Befriedigung darüber obwalte.

„Ob es *‚a clever move'* war," bemerkte der Prinz lächelnd, „muss ich dahingestellt sein lassen. Derselbe ist von uns inspirirt worden. Wir halten den Ausbruch einer Revolution in Rom, auf welche Frankreich jetzt hinarbeitet, für das geringere Uebel. Der Abmarsch der k. k. Truppen aus den Legationen wird hier den gewünschten Eindruck machen und zugleich die Möglichkeit bieten, die österreichische Armee in der Lombardei besser zu concentriren. Wenn nun der Kaiser von Oesterreich erklärte, er sei unter gewissen Bedingungen bereit, auf die Rechte zu verzichten, die ihm die Separat-Verträge mit Toskana, Parma und Modena gewährten? Wenn er als *conditio sine qua non* ausreichende Garantieen für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung verlangte und hinzufügte, dass jene drei Fürsten die Initiative wegen Aufhebung jener Schutzverträge ergreifen müssten?"

Die Stellung Russlands in dem zu erwartenden Kriege wurde am Schlusse der Unterredung berührt. Ich gedachte der Eröffnungen, welche man in den letzten acht bis zehn Tagen in Paris erhalten habe. Ich fügte hinzu, dass dieselben die durch unvorsichtige Auslassungen des Grossfürsten Constantin in Paris und Turin genährten Illusionen sichtlich abgekühlt hätten. Soviel sei klar, dass Russland in den nächsten fünf Jahren an keinen Offensiv-Krieg denken könne. Die Missstimmung des Kaisers der Franzosen sei durch die Enttäuschung seiner auf russische Mitwirkung gesetzten Hoffnungen offenbar gesteigert worden. Auch schienen die Bemühungen der Kaiserin und der sogenannten deutschen Partei in Petersburg nicht ohne Erfolg geblieben zu sein.

Der Prinz nahm diese Andeutungen mit sichtlicher Befriedigung entgegen. Er theilte die Ueberzeugung, dass Deutschland, wenn einig, die *neutralité inquiétante* Gortschakoff's nicht zu fürchten habe. Bedenklicher sei es, und dies wurde betont, wenn Frankreich einen Angriff auf Venedig mit einer Wiederholung der Campagne des Marschall Marmont im Schilde führen sollte. In diesem Falle könne Russland in einer für Oesterreich sehr gefährlichen Weise die Hand bieten, weil die panslavistischen Sympathien der Grenzbevölkerung ausgebeutet werden könnten.

„Ich werfe dies," so lauteten die letzten Worte Seiner Königlichen Hoheit, „nur als eine Vermuthung hin. Wäre ich französischer Machthaber und hätte einen Krieg mit Oesterreich zu führen, so würde ich dort angreifen und nicht in Italien. Wer weiss, was den Grossfürsten Constantin nach Athen geführt hat. Will er den Orient in Flammen aufgehen lassen? Dann stehen wir am Vorabende unabsehbarer Verwickelungen und dann mag Oesterreich nur alle seine Kräfte aufbieten."

Ich ward auf das huldvollste mit der Ermahnung entlassen, diese Unterredung auf das strengste geheim zu halten und nicht mit der Post zu schreiben. Frankreich biete jetzt Alles auf, um sich Abschriften von allen nur halbwegs interessanten

Depeschen zu verschaffen. König Leopold habe vor etwa acht Tagen das Postpersonal in Ostende wechseln müssen, weil französische Bestechungen dort den grössten Unfug gestiftet. Man möge daher in Wien auf die Beamten der französischen Eisenbahn-Compagnie ein wachsames Auge haben und die Auslagen für Courier-Expeditionen nicht scheuen.

London, 20. März 1859.

Ich habe nicht verfehlt, die vorgestern in Paris, gestern in Wien eingetretene friedliche Wendung telegraphisch zu melden. Durch einen günstigen Zufall war ich Zeuge des ersten Eindruckes, welchen die bedingungsweise Annahme des französischen Congressvorschlages seitens Oesterreichs auf die leitenden englischen Minister hervorgebracht hat.

Am 18. hatte Lord Malmesbury dem k. k. Gesandten eröffnet: wie Lord Cowley telegraphisch melde, habe er den Kaiser Napoleon in überaus günstiger Stimmung gefunden. Der britische Botschafter habe das offene Bekenntniss abgelegt, dass er bestimmt formulirte Vermittelungsvorschläge nicht mitbringe. Es herrsche jedoch in Wien eine sehr versöhnliche Stimmung, welche — Frankreichs Entgegenkommen vorausgesetzt — die friedliche Beilegung der italienischen Streitfrage hoffen lasse. Der Kaiser habe geantwortet, er bedauere, dass bestimmte Vermittelungsvorschläge nicht vorlägen, fände jedoch in den vertraulichen Mittheilungen Lord Cowley's Elemente, welche zu einer diplomatischen Verständigung führen könnten. Grosse Fehler seien begangen worden auf beiden Seiten. Die grössten habe sich Sardinien vorzuwerfen. Noch sei es aber Zeit, einen Ausweg zu suchen aus einer Situation, welcher ein Ende zu machen sein aufrichtiger Wunsch sei. Wolle der Kaiser von Oesterreich in die Berufung eines Congresses der fünf Mächte nach einer neutralen Stadt willigen, so werde französischerseits Alles geschehen, um diesen Vorschlag annehmbar zu machen. Gegen den ausgesprochenen Willen Europas könne sich Frank-

reich nicht auflehnen, und man werde dann ihm, Napoleon, nicht mehr vorwerfen, den Italienern sein Wort gebrochen zu haben. Dies die Substanz der ersten Berichte Cowley's.

Malmesbury beauftragte sofort Lord A. Loftus, der k. k. Regierung die Annahme des französischen Vorschlages, dem Russland beigetreten, dringend zu empfehlen. Mündlich wurde gleichzeitig Graf Apponyi ersucht, diesen Antrag auf das wärmste zu unterstützen. Der k. k. Gesandte erhielt zugleich die bestimmte Versicherung, der projectirte Congress werde selbstvertändlich den Besitzstand des Kaiserstaates, sowie sämmtliche durch die Verträge von 1815 festgestellte Territorialabgrenzungen der italienischen Staaten als eine über jede Discussion erhabene, unverrückbare Grundlage betrachten. Die ausschliessliche Aufgabe des Congresses werde sein, sich mit der Räumung des Kirchenstaates, den der römischen Curie zu empfehlenden administrativen Reformen und den österreichischen Separat-Verträgen mit einigen italienischen Regierungen zu beschäftigen. Nachdem sich Apponyi hierüber Gewissheit verschafft, entschloss er sich, die Befehle seines Hofes telegraphisch einzuholen.

Die Entschiedenheit, mit welcher das k. k. Cabinet jede Einmischung in die Vertragsverhältnisse Oesterreichs zurückgewiesen, hatte auf Lord Cowley und indirect auf die britischen Minister den tiefsten Eindruck gemacht. Auch verhehlten sich diese nicht, dass Oesterreich in seinem vollen Rechte sein würde, wenn es die Competenz des europäischen Areopags über die römischen Fragen nicht anerkennen wolle. Man war daher um so mehr auf eine Ablehnung gefasst, als man erst aus Lord Cowley's Berichten den vollen Umfang der österreichischen Rüstungen erfahren hatte. Um so freudiger, ich möchte sagen dankbarer, wurde das Telegramm begrüsst, welches gestern Abend zufällig während eines grösseren Diners eintraf, zu welchem Graf Apponyi Lord Derby, Lord Malmesbury, Disraeli und andere hervorragende Cabinets-Mitglieder geladen hatte, und welchem ich beiwohnte.

Die Depesche wurde dem k. k. ersten Legations-Secretär gerade in dem Augenblicke überbracht, als die Damen den Speisesaal verliessen. Kurz darauf wurde deren Inhalt den englischen Ministern mitgetheilt. Man erblickte in der bedingungsweisen Annahme des französischen Congress-Vorschlages einen neuen Beweis für den Wunsch Oesterreichs, die alte Allianz mit England wieder in ihr volles Recht treten zu lassen. Die Worte freudiger Anerkennung, welche Graf Apponyi gestern Nacht aus dem Munde Lord Derby's, Lord Malmesbury's und Disraeli's zu vernehmen hatte, werden in Wien mit Genugthuung begrüsst werden. Das k. k. Cabinet wird das der Mässigung und Nachgiebigkeit gebrachte Opfer nicht bereuen. Freilich ist das Misstrauen in die Friedensliebe des Kaisers der Franzosen nur allzu gerechtfertigt. Sollte der letzte französische Schachzug nicht vielleicht das Mittel sein, Zeit für die französischen Rüstungen zu gewinnen? Dennoch sind die Vortheile, welche für Oesterreich daraus erwachsen, dass es nunmehr die öffentliche Meinung Deutschlands und Englands für sich gewonnen hat, nicht hoch genug anzuschlagen. Die militärischen und finanziellen Nachtheile, welche aus einem Aufschube des von den Pessimisten noch immer für unvermeidlich gehaltenen Krieges erwachsen, kommen den politischen Vortheilen gegenüber nicht in Betracht. Denn geht aus den Congress-Berathungen der Krieg hervor, so wird die gewonnene diplomatische Position Oesterreichs die strategische Aufgabe seiner Generale wesentlich erleichtern. Führt aber der Congress zur Neutralisation und Entwaffnung Sardiniens, zur Heilung der am Staatskörper Oesterreichs von Neidern und Feinden geflissentlich offen gehaltenen Wunden und einer erneuten völkerrechtlichen Garantie des vertragsmässigen Besitzstandes, so würden in diesen Resultaten friedliche Eroberungen von unabsehbarer Tragweite zu erblicken sein. Man darf den Tag nicht vor dem Abende loben. Noch ist die Gefahr nicht beseitigt. Der ganze Umfang derselben mag jedoch demjenigen erst jetzt klar geworden sein, der

das Unwetter heraufbeschworen. Giebt es eine Zauberformel, um den entfesselten Horden der italienischen Umsturzpartei am Ticino Frieden zu gebieten? Ist, die Möglichkeit vorausgesetzt, der redliche Wille dazu vorhanden? Das sind Fragen der Zukunft.

Die gegenwärtige Sachlage bezeichnete mir Lord Derby mit folgenden nüchternen Worten: „*I think*," sagte der Premier-Minister, „*that the prospects of peace have never been so bright as to-day.*"

Zum Schlusse noch ein Wort, welches auf die englische Vermittelungspolitik das hellste Schlaglicht wirft.

„Unsere Küstenbefestigungen und unsere Seerüstungen," sagte mir Disraeli im engsten Vertrauen, „sind noch nicht vollendet. Wir bedürfen dazu noch eines Jahres. Gelingt es den Krieg bis dahin hinauszuschieben, so haben wir Frankreich nicht mehr zu fürchten."

London, 24. März 1859.

Erst heute Abend ist es mir gelungen, das Missverständniss aufzuklären, welches meinen telegraphischen und schriftlichen Meldungen vom 20. zu Grunde lag. Der hier jetzt beliebte Missbrauch des Telegraphen für verwickelte und delicate Verhandlungen hat Uebelstände, welche das Misstrauen der alten Schule gegen diese Beschleunigung und Vervielfältigung des Gedanken-Austausches nur allzusehr rechtfertigen. So ist es fast unglaublich aber nicht minder wahr, dass die englische Regierung zwei volle Tage lang unter dem Eindrucke geblieben ist, der Congress-Vorschlag sei von Frankreich ausgegangen. Erst die Moniteur-Note vom 22. löste das *quiproquo*, für welches der hiesige französische Botschafter verantwortlich gemacht wird.

Als Lord Malmesbury am 18. an Lord A. Loftus telegraphirte und dem Grafen Apponyi die eingemeldeten mündlichen Eröffnungen machte, ging der britische Staats-Secretär von der Ueberzeugung aus, der Congress-Vorschlag sei französischen Ursprungs. So erfolgte denn auch am 19. die bedingungsweise Annahme in

Wien, bevor die amtliche Einladung zu dem von Russland, nicht von Frankreich in Vorschlag gebrachten Congresse an das k. k. Cabinet gelangt sein konnte. Das *quiproquo* hat Oesterreichs Entschliessung nur erleichtern können, während man hier dem k. k. Cabinet für diesen Beweis seiner Friedensliebe und bundesfreundlichen Gesinnung um so dankbarer ist. Graf Buol hat gestern dem russischen Vertreter die Annahme des Vorschlages amtlich erklärt und die fünf Grossmächte sind nunmehr bereit, den Congress zu beschicken. Der Wunsch des Grafen Buol, die italienischen Regierungen, mit welchen Oesterreich die vielbesprochenen Separatverträge abgeschlossen, zur Beschickung des Congresses aufgefordert zu sehen, wird die urspünglich nicht beabsichtigte Herbeiziehung Sardiniens unabweislich machen. Heute Abend wird Graf Cavour in Paris erwartet, wohin er den hiesigen sardinischen Gesandten Marquis d'Azeglio beschieden hat.

Die hier gewünschte Wahl Aachens zum Sitze des Congresses ist französischerseits beanstandet worden, weil Aachen kein neutraler Ort sei. Graf Bernstorff hebt nicht mit Unrecht hervor, dass bei dieser Beanstandung einer preussischen Stadt die perfiden Lobeserhebungen, mit welchen die Moniteur-Note vom 15. die preussische Regierung überschüttet, denn doch nicht so ernst gemeint sein könnten.

London, 27. März 1859.

Es ist kaum je schwieriger gewesen, den *dissolving views* der grossen Politik zu folgen, als gerade jetzt. Die sich stündlich kreuzenden telegraphischen Depeschen verändern die Situation oft so plötzlich, dass was heute wahr, morgen schon zu den überwundenen Standpunkten gehört.

Das unter dem 24. berichtete wundersame *quiproquo* hat hier sowohl als in Wien eine gewisse Missstimmung zurückgelassen, welche dem Frieden nicht günstig ist. Malmesbury befindet sich augenscheinlich in Verlegenheit, auf die Interpellation zu antworten, die Clarendon am vergangenen Freitag nur aus Ge-

fälligkeit auf morgen Abend verschoben hat. Unzweifelhaft hat Cowley den Weg zu dem europäischen Congresse gebahnt, unzweifelhaft hat die Action des britischen Cabinets viel dazu beigetragen, die Annahme in Wien möglich zu machen, aber vor den Augen der Welt gebührt Russland der Ruhm, diesen friedlichen Ausweg gefunden zu haben. Es wird den englischen Ministern daher Mühe kosten der Opposition zu erklären, warum sie den Vorsprung einer Macht gegönnt, die geringeres Interesse an der friedlichen Lösung der italienischen Streitfrage hatte als England. Auch ist das durch die vertraulichen Verhandlungen mit Oesterreich geschaffene Material gewissermassen unbrauchbar geworden. Das k. k. Cabinet hält sich einfach an die in der Moniteur-Note vom 22. richtig wiedergegebene russische Proposition. Es erklärt sich bereit, den Congress der fünf Mächte zu beschicken, erwartet die Mittheilung der von Russland in Aussicht gestellten Berathungspunkte, verwahrt sich gegen die Zulassung von Sardinien und verlangt vor Allem die Entwaffnung dieser Macht. Diese Entwaffnung hat man auf Grund der hier vom Kaiser Napoleon erlangten Zusicherungen in Wien bereits in sichere Aussicht gestellt. Der österreichische Vorschlag, Toskana, Parma und Modena mit berathender Stimme zuzulassen, ist natürlich zurückgezogen worden, sobald man in Wien erkannte, dass in diesem Falle die Betheiligung Sardiniens unvermeidlich werden würde. Cavour und seine französischen Freunde setzen trotzdem Alles daran, die Ausschliessung Sardiniens zu verhindern.

Von Russland ist nicht zu erwarten, dass es seinen neugewonnenen europäischen Einfluss zu Gunsten Oesterreichs verwerthen werde. Das jetzige britische Ministerium steht aber am Vorabende seiner Auflösung und das neue wird nicht geneigt sein, für das gute Recht Oesterreichs einzustehen. Alles dies sind trübe Anzeichen, welche in der Ueberzeugung bestärken müssen, dass der Sonnenblick, der den europäischen Horizont zu erhellen schien, nur dazu beigetragen hat, die Gefahren

des drohenden Gewitters recht klar und recht anschaulich zu machen.

London, 30. März 1859.

Lord Malmesbury hat sich genöthigt gesehen, in der gestrigen Sitzung des Oberhauses die ihm von der „Times“ in den Mund gelegte Antwort dahin zu rectificiren, dass er die erste Mittheilung über den Congress-Vorschlag vom französischen Botschafter, nicht vom russischen Gesandten empfangen habe. Ueber das Missverständniss, dessen ich in meinen letzten Meldungen gedacht, hat der Staats-Secretär des Auswärtigen natürlich geschwiegen, weil er den friedliebenden Herzog von Malakoff nicht blossstellen wollte. Dieser hatte das *quiproquo* verschuldet, da er die Depesche Walewski's mitzubringen vergessen, deren Text erst zwei Tage darauf Malmesbury darüber aufklärte, dass es sich nicht um einen französischen, sondern um einen russischen Vorschlag handelte.

Erst am 22. oder 23. überbrachte Brunnow die förmliche Einladung zum Congresse. Auf Malmesbury's Bemerkung: „*Vous venez trop tard, nous savons déjà ce que vous nous apportez*“ erwiderte der russische Gesandte, er überbringe nicht nur die Einladung, sondern schon das Einverständniss seines Hofes mit den von England gestellten vier Bedingungen.

Auch Preussen ist diesen Bedingungen schon beigetreten, ebenso Frankreich unter gewissen Vorbehalten. Die Erklärung Oesterreichs steht noch zurück, da es noch die schriftliche Mittheilung der Berathungspunkte abwartet.

London, 6. April 1859.

Das Congress-Project zerfliesst mehr und mehr in Nebel und die Verhandlungen darüber entziehen sich der Beobachtung. Die ausgebrochene Ministerkrisis und die unabweisliche Parlaments-Auflösung paralysiren die Regierung.

In Paris und in Turin ist der *contrecoup* nicht ausgeblieben.

Der ungezogene Liebling — nicht der Grazien — sondern der russisch-französischen *entente* wie früher der westmächtlichen Allianz, führt seit seiner Heimkehr aus Paris eine Sprache, welche sich nur durch die Politik der Verzweiflung erklären würde, wenn dieselbe nicht vom Kaiser der Franzosen inspirirt ist. Graf Cavour verweigert kategorisch die von Oesterreich als *conditio sine qua non* verlangte Entwaffnung der durch Garibaldische Freischaaren verstärkten sardinischen Armee. Er will nichts davon hören, dass Sardinien, wie Neapel und Toskana, nur eine berathende Stimme im Congresse haben solle.

Der französische Vorschlag, anstatt der Entwaffnung eine Demarcationslinie zu bestimmen, scheint nicht ernst gemeint. Eine solche Massregel würde eher eine Beleidigung als eine Genugthuung für Oesterreich sein. Man kann doch unmöglich eine gut disciplinirte reguläre Armee Freischaaren gleichstellen. Auch muss dem Versprechen des Kaisers von Oesterreich, nicht angreifen zu wollen, ein ganz anderes Gewicht beigelegt werden als demjenigen, welches Cavour in seiner insolenten Depesche vom 17. sich zu geben herbeigelassen hat. Dennoch bietet man hier Alles auf, Oesterreich zu empfehlen, seine Truppen zehn Meilen landeinwärts vom Ticino zurückzuziehen, immer in der guten Absicht, das *odium* des Angreifers den Gegnern zu überlassen. Selbstverständlich hat nur der Kaiser Franz Joseph über die Grenze seiner Nachgiebigkeit zu entscheiden. Wenn aber Oesterreich von Position zu Position gedrängt dem Frieden ein Opfer nach dem anderen bringen muss, so wird entweder der Congress unnöthig oder der als *introuvable* bezeichnete *casus belli* plötzlich eine rauhe Wirklichkeit.

London, 8. April 1859.

Lord Palmerston's für heute Abend angekündigte Interpellation ist verschoben. Disraeli hat gestern eine Debatte über die Kriegs-und Friedensfrage für unverträglich mit dem Staats-Interesse erklärt *(would be inconvenient, and more than inconvenient to the*

public interest), zugleich aber versprochen, er werde dem Hause noch vor der Auflösung Gelegenheit dazu bieten und den Tag im Laufe der nächsten Woche bestimmen. Malmesbury gab im Oberhause eine ähnliche Erklärung ab.

Die Sprache der Minister hat den Eindruck zurückgelassen, der Augenblick der Entscheidung sei herbeigekommen. In der City trug man sich bereits mit dem Gerücht, Sardinien habe Oesterreich den Krieg erklärt. Auch von Wien lauten die letzten Nachrichten sehr kriegerisch. Man scheint dort auf das Aeusserste gefasst. Imponirt hat hier, dass Oesterreich trotz der Truppenanhäufung in Italien dem deutschen Bunde drei Armeecorps zur Verfügung stellen konnte.

London, 11. April 1859.

Betrachtete man schon die von den Ministern in beiden Häusern am 8. abgegebenen Erklärungen als ein Zeichen für den Abbruch der Verhandlungen, so konnten die gleichzeitig telegraphisch gemeldeten Truppenbewegungen den alarmirenden Gerüchten, welche seit vorgestern die Stadt durchziehen, nur neue Nahrung geben.

Inzwischen beharrt Lord Malmesbury bei seinem Optimismus. Er hat noch gestern dem russischen Gesandten die Hoffnung ausgesprochen, der Friede werde nicht gestört werden. Ob und in wie weit die mündlichen Meldungen Sir J. Hudson's und Lord Cowley's diesen ebenso erfreulichen wie überraschenden Optimismus bestärken werden, bleibe dahingestellt.

Baron Brunnow, den ich eben gesehen, giebt die Hoffnung eines friedlichen Ausgleiches nicht auf. Er erinnert jedoch an die Analogie der heutigen Sachlage mit derjenigen, welche dem letzten Kriege gegen Russland vorausging. Wie damals, sei auch jetzt der verhängnissvolle Contrast zwischen friedlichen Versicherungen und kriegerischen Tendenzen nicht zu verkennen. Seiner Ansicht nach sieht Lord Cowley zu schwarz. Wenn sich der Kaiser Napoleon Bedenkzeit ausgebeten und den österreichi-

schen Vorschlag einer allgemeinen Entwaffnung nicht ohne weiteres acceptirt habe, so sei dies eher ein gutes Zeichen. Erfolge die Annahme jetzt, so habe dieser Act eine gewisse Bedeutung. Freilich würde das gegenseitige Versprechen, die Rüstungen einzustellen, praktisch nur einen secundären Werth haben. Alles komme auf die Aufrichtigkeit an, diesem Versprechen gemäss zu handeln. In Paris hege man das Misstrauen, Oesterreich warte nur auf eine Gelegenheit, um die Entwaffnung der sardinischen Armee selbst in die Hand zu nehmen. In Wien dagegen fürchte man, Frankreich suche nur Zeit zu gewinnen, um seine Rüstungen zu vollenden. Dass man in Wien dem Gegner die von diesem gewünschte Frist nicht gönnen wolle, sei begreiflich. Möge man sich jedoch daran erinnern, dass im letzten Kriege der erste Kanonenschuss die russisch-türkischen Separatverträge vernichtete. Kaiser Napoleon habe die Entwaffnung Sardiniens versprochen. Wenn dieses jedoch sich nicht freiwillig dazu bereit erkläre, wie könne Frankreich seinen Bundesgenossen zwingen? Oesterreich dürfe in seinem Interesse die grosse Politik der kleinen nicht unterordnen. Der Vortheil sei nicht zu unterschätzen, welcher daraus erwachse, dass Frankreich und Russland die englischen Bedingungen und somit den Besitzstand von 1815 als unverrückbare Grundlage angenommen hätten. Der Beitritt Frankreichs namentlich sei politisch nicht hoch genug anzuschlagen. Die Freischaaren, und möchten sie auch 30,000 Mann betragen, seien unschädlich, so lange sie von Sardinien bezahlt würden. Ihre Entlassung würde aber eine wirkliche Gefahr heraufbeschwören. Zu verkennen sei nicht, dass Italien sehr krank und dass die Zustände in Neapel und im Kirchenstaate dringend einer Abhilfe bedürften, wie denn überhaupt der Süden der Halbinsel grössere Besorgniss einflösse, als der Norden.

Auf die gestrige Moniteur-Note wandte mein russischer College treffend das *qui s'excuse s'accuse* an. Er habe sich nach seiner Rückkehr wohl gehütet, mit Friedensbetheuerungen um

sich zu werfen. Wer den Frieden redlich wolle, beweise dies am besten durch die That.

London, 16. April 1859.

Gestatten Sie mir in kurzen Zügen, die Stadien zu recapituliren, welche die Verhandlungen seit Ende voriger Woche durchlaufen haben.

Am 9. hatte man die Friedenshoffnungen bereits aufgegeben. Man versicherte, ein französisches Corps von 60,000 Mann solle zur Unterstützung der sardinischen Defensivstellung die savoyische Grenze überschreiten.

Trotz eines sehr heftigen Auftrittes mit dem Kaiser Napoleon hatte Lord Cowley das Zugeständniss einer allgemeinen Entwaffnung nicht erreicht. Der Kaiser hatte sich eine Bedenkzeit von zweimal vierundzwanzig Stunden ausgebeten. Nach Ablauf dieser Frist erklärte er sich bereit, die allgemeine Entwaffnung im Princip anzunehmen. Diese friedliche Wendung wurde am 11. hier bekannt. Inzwischen hatte aber das k. k. Cabinet sein letztes Wort dahin formulirt, entweder: allgemeine Entwaffnung im Princip, deren Ausführung die erste Aufgabe des Congresses, dann aber sofortige Desarmirung Sardiniens; oder: allgemeine Entwaffnung effectiv und sofort, dann Aufschub des Congresses bis nach vollendeter Abrüstung der drei Armeen.

Am 12. oder 13. ging die Nachricht ein, dass Walewski nach einer heftigen Scene mit Lord Cowley dem *désarmement général en principe* eine Interpretation gegeben, welche diesem Zugeständnisse jeden Werth benehmen musste. Dennoch gab man die Hoffnung eines Compromisses nicht auf und erwartete, dass der „Moniteur“ den Zusammentritt des Congresses mit dem Zusatze verkündigen werde, die erste Aufgabe der Bevollmächtigten würde darin bestehen, die allgemeine Entwaffnung in das Werk zu setzen.

Schon Tags darauf gewann man hier die Ueberzeugung, dass Oesterreich diesen Ausweg nicht annehmen könne noch

werde. Wie sich das französische Cabinet auch drehe und wende, alle seine Winkelzüge zerstieben vor dem Dilemma: entweder Ihr wollt den Frieden, dann entwaffnet, oder Ihr wollt den Krieg, dann ist Oesterreich ganz in seinem Rechte, wenn es Euch nicht die Zeit gönnen will, unter dem Deckmantel des Congresses Euere Rüstungen zu vollenden. Auf die peremtorisch gestellte Anfrage Oesterreichs, ob Frankreich die effective allgemeine Entwaffnung der drei Armeen wolle, Ja oder Nein? ist man in Paris wiederum mit Gegenvorschlägen hervorgetreten.

Die Bestrebungen der vermittelnden Mächte concentriren sich auf Turin. Preussen und England suchen dem Grafen Cavour die Verantwortlichkeit begreiflich zu machen, welche er auf sich laden würde, wenn der Congress durch seine Schuld nicht zu Stande käme. Die Sendung des Chevalier Massimo d'Azeglio nach Paris wird hier als ein Symptom des Einlenkens aufgefasst. Der Marquis d'Azeglio, sein Neffe, ist heute ebenfalls nach Paris geeilt in der Absicht, nächsten Montag zurückzukehren. Kurz vor dessen Abreise habe ich ihn auf die Rede aufmerksam gemacht, in welcher Lord John Russell seinen Wählern versichert, dass Englands Interesse die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 erheische, dass Oesterreich in seinem Rechte sei und dass Frankreich und Sardinien die Schuld trügen, den Krieg veranlasst zu haben. Möglicherweise könnte es doch in der eilften Stunde zum Nachdenken einladen, wenn man in Paris erfährt, dass der wärmste Vertreter der italienischen Sache trotz aller seiner liberalen Ideosynkrasien die Thatsachen nicht aus dem Auge verliert und für seine Person die Absicht, Oesterreich auch nur einen Fussbreit lombardischer Erde zu entreissen, für verwerflich erklärt.

Lisbonne, le 6 Mai 1859.

D'après les ordres que V. E. m'avait transmis à Paris, je me suis embarqué avec Mr. de Könneritz et le comte Hohenthal à Southampton le 27 dernier sur le paquebot anglais le „Tajus".

Retenu par des vents contraires nous avons mis six jours au lieu de quatre pour arriver ici et ce n'est que le 3 dernier vers midi que nous avons jeté l'ancre. J'avais prié Monsieur le comte de Lavradio de prévenir Monsieur le duc de Terceira par télégraphe de mon départ et de mon désir de débarquer sans la moindre cérémonie. J'ai évité ainsi les embarras d'une réception solennelle et j'ai tout lieu de croire que l'on m'en a su gré ici.

Mr. le président du conseil cependant avait eu l'attention d'envoyer Mr. de Castro à bord du vapeur et le ministre des finances, Mr. Casal Ribeiro eut l'obligeance de venir m'y serrer la main. Mr. de Castro m'informa de la part du duc que des équipages de la cour avaient été mis à ma disposition pour me conduire à l'hôtel où j'avais fait retenir des appartements. Comme cet hôtel donne sur le Taje j'ai préféré m'y faire conduire directement dans la barque de l'amirauté qui avait été envoyée me prendre. Le consul général du Roi, Mr. Vanzeller, qui était venu à bord du paquebot pour me recevoir et Mr. de Castro nous ont accompagné à terre.

A peine fus-je débarqué que Mr. le duc de Terceira me fit l'honneur de venir me voir. Je profitai de cette visite pour remettre la copie de mes lettres de créance à Son Excellence qui me promit de prendre immédiatement les ordres du Roi son Maître pour l'audience que je m'étais empressé de demander. Lorsque quelques heures après je rendis la visite, le duc put déjà me remettre la note dont j'ai l'honneur de transmettre copie à V. E. fixant l'audience solennelle à jeudi le 5 à 1 heure après-midi. Son Excellence eu l'obligeance de me communiquer en même temps les instructions données à Mr. le comte de Murça, pair du royaume, qui en sa qualité du plus jeune comte portugais devra selon l'usage servir d'introducteur à l'ambassadeur.

J'eus le bonheur de rencontrer peu d'instants après mon arrivée S. M. le Roi Ferdinand se promenant à pied avec S. A. R. le Prince Auguste, son frère. Le Roi daigna m'adresser la parole et m'accueillir de la manière la plus gracieuse.

J'eus l'honneur de lui faire ma cour le lendemain et de lui exprimer tous les regrets de V. E. d'avoir été empêchée par les circonstances de remplir elle-même la haute mission que le Roi, N. A. M., a daigné me confier. Le Roi Ferdinand en partageant ces regrets a eu la bonté de me dire que, puisque V. E. n'avait pas pu venir, Leurs Majestés Portugaises voyaient avec plaisir que le choix du remplaçant était tombé sur moi.

L'audience solennelle a eu lieu hier. Vers 11 heures et demie Mr. le comte de Murça était à ma porte avec les carrosses du Roi et un détachement de cavalerie de la garde qui devait servir d'escorte. Le cortége se mit en marche un peu avant midi. Mr. de Könneritz et Mr. le comte Hohenthal prirent place dans le premier carrosse attelé de huit mulets richement caparraçonnés. La voiture d'honneur en velours écarlate suivit vide. Je montai avec le comte de Murça dans le troisième carrosse doré, attelé de huit chevaux. La livrée du Roi et deux piqueurs à cheval accompagnèrent le cortége. L'escadron des uhlans de la garde ferma la marche. Nous fûmes obligés de traverser la majeure partie de la ville. Tous les postes militaires que nous rencontrâmes, presentèrent les armes. Devant le palais avait été placé un bataillon d'infanterie en parade, musique en tête, et les honneurs militaires reservés à la royauté furent rendus au représentant du Roi, N. A. M.

Le maître des cérémonies et le capitaine des gardes me reçurent au bas de l'escalier. Les hallebardiers faisaient haie et presentèrent les armes. Nous trouvâmes au premier salon Mr. le président du conseil, le grand-maître de S. M. la Reine, Mr. le marquis de Fronteira et les aides-de-camp du Roi. Les Infants Dom Juan et Dom Augusto, les ministres, les grands dignitaires de la couronne, les dames de la cour et les pairs du royaume étaient assemblés dans la salle du trône où Leurs Majestés, le Roi Dom Pedro, la Reine et le Roi Ferdinand ainsi que la Sérénissime Infante Maria Anna avaient pris place sous le dais lorsque je fus introduit par le grand-maître des cérémonies.

le capitaine des gardes et le comte Murça. L'ambassadeur selon l'étiquette entre couvert et ne se découvre que pour la première révérence. Leurs Majestés se découvrent en même temps. Cette cérémonie se répète trois fois entre les trois révérences d'usage. Après avoir prononcé le discours ci-annexé je remis mes lettres de créance entre les mains de Sa Majesté Très-Fidèle, qui daigna répondre après que le duc de Teirceira lui eut remis la réponse. J'ai lieu de croire que cette dernière a été redigée par le Roi lui-même et je craindrais affaiblir l'effet des paroles royales en les commentant, pénétré que je suis de la plus profonde gratitude pour la gracieuse satisfaction que Sa Majesté Très-Fidèle a daigné exprimer des faibles services que j'ai pu rendre à cette occasion. J'adressai ensuite la harangue ci-jointe à S. A. R. l'Infante qui daigna y répondre de la manière la plus touchante d'une voix trahissant sa profonde émotion.

Votre Excellence trouvera sous le même pli le texte des réponses royales.

Toute la cérémonie a été empreinte de la plus haute dignité. La Cour de Portugal n'a rien négligé pour marquer le prix qu'elle attache à l'alliance si heureusement cimentée.

Discours de l'Ambassadeur à Sa Majesté Très-Fidèle [1]).

Sire! — Sa Majesté le Roi de Saxe, M. A. M., a daigné m'accréditer en qualité d'ambassadeur extraordinaire auprès de Votre Majesté Très-Fidèle. J'ai l'honneur de Lui présenter mes lettres de créance.

Humble représentant d'un Souverain respectueusement vénéré, je viens, en Son nom, demander à Votre Majesté d'accorder à S. A. R. Monseigneur le Prince George, Duc de Saxe, fils puîné du Roi, Mon Auguste Maître, la main de S. A. R. Madame la Sérénissime

---

[1]) Die nachstehenden Reden sind dem officiellen portugiesischen Journal „Diario do Governo“ Nr. 106 vom 7. Mai 1859 entnommen.

Infante Maria Anna de Portugal et des Algarves, Duchesse de Saxe-Coburg-Gotha, soeur aînée de Votre Majesté.

L'assentiment que, du consentement paternel de S. M. le Roi Ferdinand, Votre Majesté a déjà donné d'une manière si gracieuse aux fiançailles de l'Auguste Couple et aux articles du traité de mariage me donne à espérer qu'Elle daignera agréer ma demande avec la même bienveillance.

Mon Auguste Souverain n'a pas cru pouvoir mieux assurer l'avenir d'un fils bien-aimé, qu'en ratifiant avec empressement le choix de Son coeur. Les rares et éminentes qualités de la Sérénissime Infante sont autant de garanties de félicité que les Augustes Fiancés puiseront dans une alliance appelée à resserrer encore, si cela est possible, les liens d'amitié et de parenté qui unissent si heureusement les deux Augustes Maisons Royales.

Puisse le Tout-Puissant exaucer les voeux des deux peuples alliés et amis, si loyalement attachés de tout temps à Leurs Augustes Souverains; puisse-t-Il combler de Ses grâces divines, et bénir de toutes Ses bénédictions, l'union du petit-fils d'Albert le Valeureux et de la petite-fille d'Ernest le Pie, Représentants si dignes des illustres vertus de Leurs Ancêtres.

Réponse du Roi.

Monsieur l'Ambassadeur! — C'est avec une pleine confiance dans l'avenir, que Je ratifie solennellement l'assentiment que J'ai donné aux fiançailles ainsi qu'aux articles du traité de mariage entre l'Infante, Ma Soeur bien-aimée, et le Prince George, Duc de Saxe, fils puîné du Roi, votre Auguste Maître.

Cette union a des fondements trop solides, vous le savez, Monsieur l'Ambassadeur, pour que l'acte, qui s'accomplit en ce moment, puisse ajouter quelque chose à ce qu'une commune sympathie a commencé. C'est là, c'est surtout dans les qualités qui distinguent si éminemment le Prince, que J'aime à regarder comme un Frère chéri, et dans le sentiment profond du devoir, que l'éducation de Ma Soeur n'a cessé d'être dirigée à graver dans

son coeur, qu'existent les garanties les plus désirables d'un bonheur, que les bénédictions de l'Église ne sont pas toujours puissantes à créer d'une manière inébranlable.

Dans une famille, chacun a son rôle, chacun y porte sa part d'affection, chacun y trouve sa responsabilité: Moi, Frère, J'en ai donc aussi. Je peux heureusement borner Ma part d'action à recommander Ma Soeur à l'affection de son futur Époux, et aux soins de ses futurs Parents, auxquels, Je l'espère, son amitié devouée et filiale ne fera jamais défaut.

Quant à vous, Monsieur l'Ambassadeur, en recevant les lettres de votre Souverain, qui vous accréditent près de Ma Personne, Je tiens à vous dire combien M'a été agréable le choix dont vous avez été l'objet. Vos qualités, que J'ai eu loisir d'apprécier personnellement vous assurent et de Ma bienveillance, et de l'accomplissement parfait d'une mission destinée à contribuer d'une manière toute particulière à resserrer, si c'est possible, les liens qui subsistent entre deux couronnes et deux familles qui s'honorent d'une origine commune.

Discours de l'Ambassadeur à S. A. R. l'Infante.

Sérénissime Infante! — En choisissant Votre Altesse Royale pour compagne de Sa vie, Son Altesse Royale le Prince George a comblé tous les voeux de Ses Augustes Parents et de la Saxe.

Leurs Majestés le Roi et la Reine, mes Augustes Maîtres, attendent avec impatience le moment d'accueillir V. A. R. comme leur Fille bien-aimée. Elle retrouvera dans le sein de l'Auguste Famille Royale toutes les affections tendres et profondes, qui ont embelli Son existence dans l'Illustre Maison Paternelle.

Son Auguste Époux, digne par Ses sentiments et par Ses vertus de la tendresse que V. A. R. Lui a vouée, trouvera le bonheur de Sa vie à faire partager à V. A. R. la félicité que les qualités éminentes et les grâces aimables de Son Auguste Fiancée Lui assurent.

Dévoué depuis mon enfance à la famille de mes Souverains, je me félicite de l'heureux avenir que cette alliance prépare à l'Auguste Maison de Saxe et à mon pays; et c'est avec une émotion difficile à maîtriser que je me fais l'organe des hommages respectueux, qui attendent V. A. R. dans Sa nouvelle patrie.

Réponse de l'Infante.

Je ratifie de tout Mon coeur, avec l'autorisation du Roi, Mon Auguste Frère et Souverain, et du Roi, Mon Père bien-aimé, le consentement, que J'ai prêté à la demande du Prince George, Mon futur Époux.

Je vous prie, Monsieur l'Ambassadeur, d'assurer le Roi et la Reine, vos Augustes Maîtres, que Je tâcherai de répondre à l'affection, dont ils m'assurent d'avance, par l'accomplissement de Mes devoirs envers celui auquel Je confie le bonheur de Ma vie.

London, 26. Mai 1859.

Die Rückkehr des Grafen Persigny auf seinen im vorigen Jahre unter so eigenthümlichen Verhältnissen verlorenen Botschafterposten wird von einigen als ein Beweis der Gleichgiltigkeit des Kaisers der Franzosen für England aufgefasst. Andere erblicken darin ein Zeichen der Schwäche des gegenwärtigen Tory-Cabinets, welches noch im vorigen Januar gegen diese Ernennung protestirte. Persigny hat die ersten acht Tage seiner Anwesenheit dazu benutzt, um die Schleusen seiner Beredsamkeit in einer Weise zu öffnen, welche selbst diejenigen in Erstaunen setzt, die an das wunderliche Treiben dieses ausserordentlichen Diplomaten gewöhnt sind.

Der französische Botschafter hat mich gestern mit seinem Besuche beehrt und mir eine volle Stunde lang eine politische Beichte abgelegt, deren Naivetät seinen schweigsamen Kaiser zu dem Ausrufe berechtigt haben würde: „Der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden!“

Ich würde Ihre Geduld auf zu harte Proben stellen, wollte

ich es versuchen, dieses Gewebe von Widersprüchen, Klagen und Geständnissen aufzuzeichnen. Was am klarsten aus diesem Wortschwalle hervorging, war die an Verzweiflung grenzende Besorgniss des einzigen ehrlichen Freundes Louis Napoleon's. Nur wer die Sache seines Monarchen verloren giebt, kann so sprechen wie Persigny. Er beklagt aufrichtig das dem Grafen Cavour in Plombières gegebene Versprechen und erblickt darin den Ursprung der Verwickelung. Trotzdem findet er es natürlich, wenn bei dem Uebergewichte Oesterreichs in Italien Frankreich den einzigen Staat der Halbinsel unter seinen Schutz genommen, welchen Oesterreich weder beherrscht noch regiert.

Neu war für mich das Geständniss, dass die französische Occupation den französischen Einfluss in Rom zerstört habe.

„*Comme à Naples l'Autriche règne et gouverne à Rome. Le Sacré Collège obéit au cabinet de Vienne et le Saint-Père est devenu l'instrument de cette puissance. Oubliant que nous l'avons sauvé et protégé, le Pape se plaît à nous contrarier en tout et nous ne pouvons pas même obtenir la nomination d'un simple curé.*" Die Worte wurden zweimal wiederholt und scharf betont. Brunnow mag daher wohl Recht haben, wenn er behauptet, die Hauptschwierigkeit liege in Rom, nicht in Ober-Italien.

Erinnert man sich, dass Napoleon III. seine Erhebung hauptsächlich dem Clerus verdankt und dass dieser die französischen Landbevölkerungen beherrscht, so möchte in der offen eingestandenen Spannung mit dem römischen Stuhle das Geheimniss jener verzweifelten Politik zu suchen sein, welche den jetzigen Krieg heraufbeschworen hat. Eroberungsgelüste leugnet Persigny mit fast komischem Eifer.

„*Je jure,*" rief er, „*que mon pauvre empereur avait reconnu ses torts, qu'il ne demandait pas mieux que de trouver le moyen d'une retraite honorable de notre position trop avancée. Mais est-il donc possible qu'on le croie assez bête pour vouloir commencer à cinquante ans la carrière d'un conquérant? Mais ne voit-on donc pas que toutes les chances de cette malheureuse guerre sont*

contre nous? L'empereur d'Autriche s'il essuyait des défaites, resterait toujours empereur et rentrerait dans sa capitale aux acclamations de ses peuples. Voilà l'avantage des dynasties anciennes et historiques! Notre jeune dynastie se trouvant en face de partis hostiles ne supporte pas de revers. Battu, mon pauvre empereur serait perdu. (Den drastischeren Ausdruck, der gebraucht wurde, will ich nicht niederschreiben.) *Je le jure sur mon honneur, l'empereur voulait la paix et la preuve c'est que l'ultimatum autrichien nous a surpris d'une manière terrible. Nos préparatifs n'étaient terminés que sur le papier et si les Autrichiens avaient eu un général audacieux à leur tête, ils nous auraient coupé en deux avant que nous n'eussions pu franchir les Alpes. J'ai tremblé pendant huit ou dix jours et je ne comprends pas encore pourquoi on nous a épargné.*"

Es giebt Leute, welche in der fieberhaften Thätigkeit des französischen Botschafters ein abgekartetes Spiel und die Absicht sehen wollen, England und Deutschland einzuschläfern.

Ich theile diese Ansicht nicht. Persigny ist kein Schüler Machiavelli's. Sein Geschwätz wird kein Kind bethören. Aber der Mann hat zuweilen etwas von einem Visionär und darum verdienen seine halb unwillkürlichen Orakelsprüche immerhin einige Beachtung. Fast sollte man meinen, er sehe Louis Napoleon im Geiste schon wieder als Flüchtling in King Street, was viele für den denkbar glücklichsten Ausgang der Kaiser-Komödie halten. Dann könnte Persigny kaum freimüthiger, als er es heute vorahnend thut, die Ursachen einer solchen Katastrophe erörtern.

Schliesslich verdient noch eine Enthüllung Persigny's aufgezeichnet zu werden. Er gab zu, sein Kaiser habe Lord Cowley gegenüber die Verpflichtung übernommen, die Entwaffnung Sardiniens zu bewirken. Auf meine Frage, warum er denn sein Wort nicht gehalten, erfolgte die Antwort: Victor Emanuel habe gedroht zu abdiciren und nach Paris zu kommen, um Napoleon persönlich zur Rechenschaft zu ziehen.

London, 30. Mai 1859.

Kurz nach Empfang der Thronrede, mit welcher der König den ausserordentlichen Landtag eröffnet hat, bot sich Gelegenheit, Lord Palmerston den Inhalt dieser hochherzigen Ansprache mitzutheilen. Charakteristisch war die Frage des künftigen Premier-Ministers, welche Verträge und Rechts-Principien uns denn so sehr am Herzen lägen? Oesterreich, nicht Frankreich habe die Verträge von 1815 gebrochen, und Lord Derby selbst diesen Act als verbrecherisch bezeichnet. Ich erwiderte, seitdem Frankreich in Toskana die Maske abgeworfen, werde wohl England endlich einsehen, dass Italien der aggressiven französischen Politik nur als Vorwand diene.

„*Well,*“ antwortete Lord Palmerston, „*you may use very high language, but I hope you will wisely keep within your own limits.*“

Diese im gewohnten scherzenden Tone hingeworfene Bemerkung entspricht der Auffassung, welche hier im liberalen Lager vorherrscht. So hatte ich gestern Abend eine längere Unterredung mit Lord Wodehouse, der sich schmeichelt, demnächst von Lord Palmerston mit dem Auswärtigen Amte betraut und in das Cabinet berufen zu werden.

Für England, bemerkte der radicale Minister *in spe,* sei es vollkommen gleichgiltig, ob Oesterreich oder Frankreich den Sieg in Italien davontrügen. Schlimmer als es dem armen Lande unter der Herrschaft Oesterreichs ergangen, könne es nicht werden. Wir hätten allerdings die Geschichte für uns, wenn wir glaubten, Italien könne nur entweder unter österreichischem oder unter französischem Einflusse stehen. Hier erwarte man noch den Beweis dafür.

Ich bemerkte, Italien sei ja nur ein Prätext. Wenn man in England nicht sehen wolle, dass es sich um die Wiederaufnahme der Politik von Tilsit handele, so könne man es doch Deutschland nicht verdenken, wenn es den britischen Optimismus nicht theile. Dies führte Wodehouse dazu, seinem Herzen über

die Unterlassungssünden Preussens und Deutschlands Luft zu machen.

„Wären Preussen und das protestantische Deutschland,“ sagte er, „unserer Aufforderung gefolgt und hätten sie mit uns gemeinsam gegen Russland und die Uebergriffe des Kaisers Nikolaus ihre Stimme erhoben, so wäre der Krimkrieg vermieden worden. Deutschland hätte dann heute ein Recht, von uns ein gleiches gegen die Uebergriffe Napoleon's zu verlangen. Es giebt keinen Staat, der uns wärmere Sympathien, keinen unter den Grossmächten, der uns geringeres Vertrauen einflösst als Preussen. Es ist in den letzten zwanzig Jahren auch nicht eine europäische Frage aufgetaucht, in welcher das Berliner Cabinet eine praktisch greifbare Politik befolgt hätte. Bei dem aufrichtigsten Wunsche, mit dieser Macht zu gehen, haben wir es nie dahin gebracht, darüber klar zu werden, was Preussen eigentlich will. Bald war es der König, bald die Kriegspartei, bald die ganz widersinnige Furcht vor Russland, bald die Eifersucht auf Oesterreich, bald der Bundestag, bald die Bamberger Conferenz, was weiss ich? — immer gab es einen Grund, einen Vorwand, eine Entschuldigung für die Unthätigkeit und die Politik des Zuwartens. Die fortwährende Besorgniss, es mit dem oder jenem zu verderben, hat zur Folge gehabt, dass Preussen, aus Furcht sich Feinde zu machen, die Freundschaft seiner Freunde verscherzt hat. Sogar die Frage der Donaufürstenthümer, welche durchaus kein preussisches Interesse berührte, ist dank der preussischen Unschlüssigkeit ungelöst geblieben. Wir haben keine Sympathien für das österreichische System, aber Oesterreich hat eine Politik und ist in Wahrheit eine Grossmacht. Wir mögen einverstanden sein oder nicht, wir wissen immer, woran wir sind. Das k. k. Cabinet hat immer den Muth, eine Ansicht zu haben und dieselbe wenn nöthig zu vertheidigen. So tadeln wir z. B. die letzte österreichische Sommation, und können doch nicht umhin, die Entschlossenheit anzuerkennen, die sich in diesem Schachzuge bekundet. Wie die Dinge liegen, ist Oesterreich unseres Er-

achtens sehr bedroht. Gelingt es Russland, die Revolution in Ungarn zu entfesseln, so befindet sich die k. k. Armee zwischen zwei Feuern. Oesterreich hat an dem Orientkriege keinen thätigen Antheil nehmen wollen und kann daher nicht erwarten, dass sich England in einen Krieg stürze, um den Besitzstand des Kaisers in Italien zu vertheidigen. Sollte der Krieg um sich greifen, der Orient mit hineingezogen und Egypten bedroht werden oder sollte Louis Napoleon wahnsinnig genug sein, Belgien anzugreifen, dann würde für uns die Nothwendigkeit, einzuschreiten, gekommen sein. Dass sich Deutschland zu einer politischen Initiative erheben, zu einer selbständigen Action gegen Frankreich ermannen könne, das werden wir erst glauben, wenn wir es sehen (*it remains to be seen, but nobody will believe it*). Wir halten es geradezu für unmöglich, dass der deutsche Bund gegen Frankreich und Russland eine feste Politik zu befolgen vermöchte. Wir werden uns sehr freuen, vom Gegentheile überführt zu werden. Wenn Preussen nur dazu gebracht werden könnte, der Gefahr ruhig in's Auge zu sehen, würde Deutschland stark genug sein, den Traum einer französischen Universal-Monarchie im Keime zu ersticken, ehe eine russische Armee sich in Bewegung setzte. Niemand glaubt jedoch, dass Deutschland handeln kann, am wenigsten wir. Mit einem so unsicheren Bundesgenossen einen Krieg zu beginnen, den wir allein zu führen haben würden, wird uns nimmermehr beikommen. Das jetzige Tory-Ministerium ist so österreichisch, als es nur sein darf. Was das zu bedeuten hat, haben wir Liberalen bei den jüngsten Wahlen empfunden. Die warme Unterstützung, welche unsere Gegner in Irland bei den Katholiken gefunden, entspringt nur der Ueberzeugung des römischen Stuhles, dass für Oesterreich kein günstigeres Ministerium denkbar ist, als das jetzige. Trotzdem hat es nichts thun können, als unsere Neutralität erklären. Etwas ganz Anderes wäre es, wenn sich das protestantische Deutschland entschlösse, einmüthig in den Kampf einzutreten. Dann wäre hier wahrscheinlich ein Umschwung zu

erwarten, der uns gestattete, für die schleunige Beendigung des Krieges mitzuwirken. *Aide-toi et Dieu t'aidera.* Dem Starken fehlt es nie an Bundesgenossen."

London, 4. Juni 1859.

Lord Clarendon, welcher unter allen britischen Staatsmännern der liberalen Partei bisher die wärmsten Sympathien für Oesterreich hegte, sagte mir gestern Abend:

„Allgemein hatte man hier erwartet und gehofft, die österreichischen Waffen würden gleich von vornherein ihre Ueberlegenheit bekunden. Denn nur das Vertrauen in die Kriegstüchtigkeit seiner Armee konnte den Kaiser Franz Joseph bestimmen, den politischen Vortheil aufzugeben und das *odium* des Angriffes auf sich zu nehmen. Wir erwarteten, die österreichischen Heersäulen würden unaufhaltsam nach Turin vordringen, dort eine *position à cheval* nehmen und gleichzeitig den Uebergang der Franzosen über den Mont-Cenis wie deren Ausschiffung in Genua verhindern. Nichts von alledem ist geschehen. Man hat den Franzosen Zeit gelassen, sich mit den Piemontesen zu vereinigen, sonach einen politischen Fehler begangen, nur um in strategische Verlegenheiten zu gerathen. *(The Austrians committed a political blunder only to get into a strategical scrape.)* Unbegreiflich ist die Langsamkeit der österreichischen Bewegungen, unbegreiflich die Sorglosigkeit, mit welcher man Garibaldi gestattet, mit seinen miserabeln Banden Vortheile zu erringen. Die geschickt redigirten sardinischen und französischen Siegesbulletins erschüttern in bedenklichster Weise das Prestige der k. k. Armee. Recognoscirungen wie diejenige, welche zum Gefechte von Montebello führte, sind antiquirt. Weder Napoleon I. noch Wellington haben dergleichen vorgenommen. Wie man Victor Emanuel gestatten konnte, bei Palestro persönlich Lorbeern zu ernten, ist ebenso unverantwortlich wie unerklärlich. Der Erfolg ist Alles heutzutage. Der Langsamkeit der Armee entspricht die Saumseligkeit der Kanzlei. Man lässt

die hiesige k. k. Gesandtschaft ohne alle Nachricht, räumt den Gegnern, die den Telegraphen nicht schonen, das Feld und vergisst, dass der erste Eindruck hier Alles entscheidet. Zeigt sich Oesterreich wider Erwarten nicht mächtig genug, seinen Besitzstand in Italien zu vertheidigen, so wird die Aufrechterhaltung des *status quo ante bellum* unmöglich. Die Trennung Belgiens von Holland ist ein Vorgang, welcher angerufen werden wird, um die Losreissung des lombardo-venetianischen Königreichs von Oesterreich zu motiviren."

Alles was zur Vertheidigung der österreichischen Kriegsführung und Politik gesagt werden konnte, habe ich selbstverständlich hervorgehoben und namentlich betont, dass England durch seine Vermittelungsvorschläge ein rasches Vordringen nach Turin verhindert habe. Neu war dem Grafen Clarendon das Motiv der Entlassung des Grafen Buol. Man hatte diesem Staatsmanne hier russische Sympathien angedichtet und ahnte nicht, dass im Gegentheil dessen zu lange festgehaltener Wunsch, mit England zu gehen, seinen Rücktritt veranlasst hat.

Die „Times" kommt heute noch einmal auf die deutsche Politik zurück. Der Artikel bestätigt nur die Aufrichtigkeit, mit welcher mir Lord Wodehouse neulich die Auffassung der grossen Mehrheit seiner Landsleute dargelegt hat.

London, 13. Juni 1859.

Die Freunde Oesterreichs sind empört über die im Schlachtberichte Gyulay's eingestandenen Fehler. Sie behaupten, der Heerführer, der seine braven Truppen bei Magenta muthwillig und nutzlos geopfert, verdiene vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Inzwischen beeilt sich Kaiser Napoleon, die politischen Früchte des unverhofften, theuer erkauften Sieges einzuheimsen. Der französische Armeebefehl vom 8. könnte wie die Proclamation an die Lombarden den Verfassern der Gyulay'schen Bulletins als Muster empfohlen werden. Die Proclamation ist geschickt darauf be-

rechnet, die öffentliche Meinung in England zu gewinnen und zu beruhigen. Wie mir Lord Derby gestern sagte, hat dieses Schriftstück selbst auf die entschiedensten Gegner des Bonapartismus Eindruck gemacht. Man kann sich darüber nicht wundern, da Kaiser Napoleon unleugbar den aufrichtigen Wunsch hegt, diesen ungerechten Krieg thunlichst bald abzubrechen. Einerseits will er die theuer errungenen Erfolge nicht auf das Spiel setzen, andrerseits mahnt die drohende Haltung Deutschlands zum Frieden. Die Lombardei ist noch nicht erobert, die Widerstandskraft der k. k. Armee noch nicht gebrochen. Niemand weiss das besser als der französische Gewalthaber, welchen der Jubel bezahlter Zeitungsschreiber nicht darüber täuschen kann, dass seine Krone bei Magenta auf dem Spiele gestanden hat.

Persigny versichert, sein Kaiser werde demnächst nach Paris zurückkehren, dem Marschall Mac Mahon den Oberbefehl übergeben und Alles aufbieten, um sich mit Oesterreich direct zu verständigen. Eine solche Verständigung betrachtet dieser sanguinische Diplomat als ein Kinderspiel. Das lombardisch-venetianische Königreich müsse unabhängig erklärt und in Mailand eine deutsche Dynastie eingesetzt werden. Für den Kaiser von Oesterreich würden sich leicht Entschädigungen finden. Meine Frage, ob man dabei an die Donaufürstenthümer denke, wurde bejaht. Persigny fügte aber hinzu, das reiche nicht aus; es werde sich ausserdem noch ein sehr annehmbares Entschädigungsobject finden. Ueber das Wo? wollte sich der französische Botschafter nicht auslassen.

Victor Emanuel lässt in seiner Proclamation vom 9., wie der Kaiser Napoleon, die Frage einer Vereinigung der Lombardei mit Piemont offen. Das französische Schriftstück empfiehlt den Lombarden nur, sich militärisch zu organisiren und ihre Streitkräfte dem Sardenkönige zur Verfügung zu stellen. Die hiesige liberale Partei scheint eine Vereinigung der Lombardei mit Piemont nicht zu wünschen.

London, 15. Juni 1859.

Das von Lord Malmesbury *in extremis* auf den Tisch des Oberhauses niedergelegte Blaubuch *„Correspondence respecting the affairs of Italy, January to May 1859"* enthält 535 grossentheils ungedruckte Schriftstücke. Das Studium derselben wird die Ueberzeugung bestätigen, dass der abgetretene Staats-Secretär des Aeusseren mit den besten Intentionen seiner schwierigen Aufgabe nicht allenthalben gewachsen war. Mit etwas mehr Festigkeit und Consequenz hätte er vielleicht seinen aufrichtigen Wunsch, den gegenwärtigen Krieg zu verhindern, erreichen können. Wenigstens war es nicht nothwendig, dem Kaiser Napoleon zu gestatten, das *odium* des Friedensbruches auf Oesterreich zu wälzen. So sehr die Ueberstürzung der österreichischen Sommation zu beklagen sein mag, so ist doch unzweifelhaft, dass dieselbe durch Malmesbury indirect provocirt worden ist. Der letzte englische Vermittelungsversuch *(the last effort)* konnte — das musste Malmesbury wissen — vom k. k. Cabinet nicht angenommen werden. Ebenso würde Frankreich nachgegeben und Sardinien zum Nachgeben gezwungen haben, hätte Malmesbury den Muth gehabt, zur rechten Zeit die Sprache zu führen, die er geführt hat, als es zu spät war. Alle diese Betrachtungen gehören, wie das Derby-Ministerium selbst, der Geschichte an.

Das in der Bildung begriffene Palmerston-Russell-Cabinet hat sich durch den Eintritt Gladstone's verstärkt, obgleich derselbe gegen das Misstrauens-Votum gestimmt hatte. Die antiösterreichische Färbung dieses Ministeriums ist dadurch nur verschärft worden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass es sich die Aufgabe stellen wird, ein national organisirtes Italien zu schaffen. Die Schwierigkeiten, welche Lord John dabei erwarten, werden von der „Times" heute erörtert. „Republiken, Staaten, Föderationen, Municipalitäten," ruft das City-Blatt den Regeneratoren Italiens zu, „sind nichts als Träume. Die einzige Wirklichkeit ist der Mann, der eine Armee hat und sie zu brauchen versteht, der Mann, der Städte nicht nur befreien, sondern behalten kann . . . ."

Die Schlacht, die sich jetzt unter der persönlichen Leitung zweier Kaiser vorbereitet, wird vielleicht mehr entscheiden als die Zukunft Italiens. Gelingt es dem Kaiser Franz Joseph, die französisch-sardinische Armee zu schlagen und dadurch der Revolution noch einmal Halt zu gebieten, so ist der Sturz des Bonapartismus unvermeidlich. Siegt dagegen Napoleon, so wird er mindestens den Versuch machen, Oesterreich durch überaus günstige Friedensbedingungen zu überraschen. Liegt am Mincio der Schlüssel zur militärischen Position Oesterreichs, so ist das Geheimniss seiner moralischen Machtstellung am Tiber zu suchen. Die Räumung von Bologna und Ancona bereitet Frankreich unleugbare Verlegenheiten. Bekanntlich wurde der Herzog von Gramont von Alessandria nach Rom gesendet, um dem Papste die bündigsten Zusicherungen des Schutzes zu überbringen, den ihm der Kaiser Napoleon gewähre. Pius IX. deutete auf das Crucifix und antwortete, er stehe unter dem Schutze des Gekreuzigten und bedürfe keines anderen. Diese Antwort wird den Kaiser davon überzeugt haben, dass der Kirchenfürst eine Macht repräsentirt, der mit Armeen nicht beizukommen ist. Ein Bruch mit Rom steht gewiss nicht im Programme Napoleon's III. Die Sage, er habe in Fontainebleau die Gemächer Pius' VII. für dessen Nachfolger in Stand setzen lassen, verdient kaum Beachtung. Es ist vielmehr Grund anzunehmen, das französische Cabinet werde trachten, eine Lösung der römischen Frage gemeinschaftlich mit Oesterreich anzubahnen. Schon aus diesem Grunde halten Wohlunterrichtete es für höchst wahrscheinlich, Napoleon werde, falls es ihm gelänge, Oesterreich militärisch zu überwinden, dem geschlagenen Feinde goldene Brücken bauen.

London, 20. Juni 1859.

Fürst Paul Esterházy wird morgen hier erwartet. Er hat den k. k. Gesandten privatim von seiner Absicht hierher zu kommen in Kenntniss gesetzt mit dem ausdrücklichen Bemerken, er habe keine Mission und nur den Wunsch, seine alten Freunde wiederzusehen.

Graf Rechberg hat dem Grafen Apponyi gegenüber weder amtlich noch privatim der Reise des Fürsten gedacht. Trotzdem wird der Anwesenheit eines Staatsmannes, der seiner Zeit hier eine so bedeutende Rolle gespielt, einige politische Bedeutung beigelegt werden. Die von competenter Seite gegen diese Reise geltend gemachten Bedenken sind unbeachtet geblieben.

Der Agitator Kossuth ist nach Genua abgereist, um von dort aus mit Klapka den Aufstand in Ungarn vorzubereiten. So wird in Paris der Krieg in Italien localisirt! In der City legt man dieser Reise eine gewisse Bedeutung bei, wie ein „Times"-Artikel von heute beweist. Hoffentlich werden die Mobilisirung der preussischen Armee und Rechberg's gemeinschaftlich mit dem preussischen Gesandten unternommene Reise in das k. k. Hauptquartier diese Pläne rechtzeitig durchkreuzen. Der Berliner Correspondent der „Times" giebt den correcten Intentionen des preussischen Cabinets beredten Ausdruck. Es ist dies um so erfreulicher, als in diesem kritischen Augenblicke nichts versäumt wird, um die Einigung der deutschen Regierungen durch böswillige Verdächtigungen zu stören.

Das französische Cabinet hat seit dem Rücktritte Lord Derby's einen anderen Ton angeschlagen, um Lord Palmerston thunlichst entgegenzukommen. Bethört von diesen Schmeicheleien, hofft man nun hier Louis Napoleon von der russischen Allianz abzubringen. Von einer Zurückberufung der Mittelmeer-Flotte verlautet jedoch noch nichts. Im Gegentheil; es sind in den letzten Tagen nicht weniger als fünfzehn Kriegsschiffe nach Gibraltar abgegangen. Ob auf Befehl des früheren oder des jetzigen Ministeriums, habe ich nicht erfahren können. Jedenfalls ist sich die conservative Partei, deren auswärtige Politik seit Veröffentlichung des letzten Blaubuches grosse Anerkennung findet, ihrer Aufgabe bewusst. Dieselbe wird ihre Nachfolger sehr scharf überwachen. Eine offene Parteinahme für Frankreich und Italien ist kaum zu befürchten. Von den sechzehn Mitgliedern des jetzigen Cabinets haben oder heucheln eigentlich nur zwei, Palmerston und Russell, Vertrauen

in die französische Befreiungspolitik. Alle übrigen Minister neigen der — wie man es hier nennt — deutschen Auffassung der gegenwärtigen Krisis zu.

(Eigenhändig.) *Buckingham Palace, 24. Juni 1859.*

Mein bester Graf! — Ich schicke die Beust'sche Antwort auf die Gortschakoff'sche Flegelei mit meinem besten Danke wieder zurück. Sie ist vortrefflich und sollte womöglich hier die Oeffentlichkeit sehen. Ich vermisse bloss bei der gerechten Zurückweisung der Insolenz, den Bund „*une combinaison purement et exclusivement défensive*" zu nennen, einen würdigen und entrüsteten Protest dagegen, dass Deutschland überhaupt „*une combinaison*" genannt wird. Der Bund ist am Ende doch nur die äussere Form Deutschlands.

Stets Ihr getreuer

Albert.

London, 3. Juli 1859.

Die preussischen Vermittelungsvorschläge sind endlich am 1. von Berlin abgegangen. Wahrscheinlich ist Bernstorff, der morgen hier erwartet wird, der Ueberbringer. Ueber den Inhalt weiss man nichts, weder im Auswärtigen Amte noch auf der k. k. Gesandtschaft. Nur so viel verlautet, dass diese Vorschläge vorerst hier und in St. Petersburg mitgetheilt werden sollen, ehe sie nach Paris oder in das französische Hauptquartier abgehen. Ueber die Aufnahme, welche den preussischen Vorschritt hier erwartet, lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Die jetzigen Minister beobachten, namentlich deutschen Diplomaten gegenüber, die grösste Zurückhaltung.

Die liberale Partei betrachtet die militärischen Erfolge Napoleon's III. für so entscheidend und hat ein so unbedingtes Vertrauen in die Unüberwindlichkeit der französischen Waffen, dass sie die italienische Frage im Sinne des Programms: „Frei von den Alpen bis zur Adria" als gelöst ansieht. Ueber den Machtzuwachs

Frankreichs tröstet man sich. Napoleon gilt nur für ein Werkzeug, dessen man sich zur Vertreibung der Oesterreicher bedienen will. Die möglichst schnelle und ungestörte Erfüllung der militärischen Aufgabe ist Alles, was man wünscht. Man schmeichelt sich, den Kaiser der Franzosen zu dauerndem Frieden bewegen zu können, wenn erst seine gezogenen Kanonen die Mauern von Mantua und Verona zerstört haben werden.

Fürst Gortschakoff hatte dem Kaiser Napoleon versprochen, ihm in Italien freie Hand zu lassen. Lord Palmerston scheint weiter gehen zu wollen. Er wird unter dem Deckmantel der Neutralität die Durchführung des französischen Programmes in Italien nach Kräften, wenn auch nur indirect, unterstützen.

„Nach unserer Berechnung," sagte mir Lord Wodehouse, „wird in vier Monaten kein Oesterreicher mehr in Italien sein."

— „Nach der unserigen," erwiderte ich, „wird die österreichische Armee in drei Monaten wieder in Mailand einziehen."

Das eine ist offenbar ebenso unwahrscheinlich als das andere. Mein Zweck wurde jedoch vollkommen erreicht und die unglaubliche Vertrauensseligkeit des jugendlichen Unter-Staatssecretärs einigermassen erschüttert. So beklagenswerth der Misserfolg der österreichischen Offensiv-Bewegung vom 24. v. M. auch sein mag, so ist doch soviel klar, dass der theuer erkaufte Sieg bei Solferino den Sieger nicht minder geschwächt hat als den Besiegten. Sind doch nach Persigny's Geständnisse 12,000 Franzosen kampfunfähig geworden, und haben doch die Piemontesen an jenem blutigen Tage 320 Offiziere, 100 mehr als ihre Bundesgenossen, verloren! Nach den Erfahrungen des Feldzuges von 1848 zu urtheilen, werden die Schwierigkeiten für die Alliirten erst jetzt beginnen, während die Chancen, das Verlorene wiederzugewinnen, für die Oesterreicher in demselben Masse wachsen müssen. Palmerston's Lieblingswunsch, den Kaiserstaat durch den Verlust seiner italienischen Provinzen zu stärken, wird wohl nicht so bald in Erfüllung gehen. Es ist jedoch diese Hoffnung als die Prämisse zu betrachten, von welcher aus die englische Politik zu

beurtheilen sein wird. Man wird vor Allem jede Verhandlung, welche den Kaiser Napoleon in der Durchführung seiner Befreiungs-Mission stören könnte, als intempestiv perhorresciren. Die preussischen Vermittelungsvorschläge kommen sonach entweder zu früh oder zu spät. Man wird, falls es sich um specifisch preussische, nicht vorher mit dem k. k. Cabinet verabredete Propositionen handeln sollte, dieselben ohne weiteres zurückweisen, in Paris nicht unterstützen, vielmehr auch dort deren Ablehnung empfehlen. Handelt es sich dagegen um österreichisch-preussische Vorschläge, so wird man sich den Anschein geben, dieselben zu prüfen. Inzwischen gewänne Napoleon Zeit, die militärische Entscheidung herbeizuführen. Dann würde eine Wiederholung der Hummelauer'schen Verhandlung versucht und Alles aufgeboten werden, um Preussens thätiges Einschreiten zu verhindern. Folgerichtig tadelt man hier im Stillen die Aufstellung einer Observations-Armee am Rheine und möchte darin eine Provocation Frankreichs erblicken. Die Zusammenziehung einer Bundesarmee in Tyrol würde hier weit weniger Bedenken erregt haben. Ueberhaupt fürchtet man nichts so sehr als einen französisch-deutschen Krieg, welcher nach dem Dafürhalten der englischen Minister eine gründliche Umgestaltung der Karte von Europa herbeiführen und der Politik von Tilsit Vorschub leisten würde. Hinter dem Zweifel an die Widerstandskraft Preussens und des deutschen Bundes birgt sich offenbar die Befürchtung, Oesterreich könne im Bunde mit Deutschland die Palmerston'schen Pläne in Italien zu nichte machen. Weder in der französischen Botschaft noch in der sardinischen Gesandtschaft verhehlt man sich den Ernst der Lage. Man fürchtet einen schlimmen Ausgang, sollte es nicht gelingen, den Krieg zu beendigen, bevor Preussen und Deutschland in denselben eintreten.

Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Die *mise en scène* ist mit aller Pracht der modernen Decorationsmalerei ausgestattet worden, aber hinter den Coulissen gehen Dinge vor,

welche aufrichtige Freunde Napoleon's ernstlich beunruhigen. Das heutige Frankreich ist nicht mehr das Frankreich Napoleon's I. Das Volk ist nüchterner und berechnender geworden. Das „*respice finem*“ kann durch den bonapartistischen Siegesrausch nicht übertäubt werden. Die alten Parteien haben sich in der Stunde der Gefahr verständigt. Die Republikaner aller Nüancen halten hier fest zusammen. Wie Mazzini erwarten die französischen Flüchtlinge keinen wahren Nutzen für die „Freiheit“ von Napoleon's Siegen. Im Gegentheil! Ein Comité, welches die Namen Louis Blanc, Ledru-Rollin, Oberst Charras, Felix Pyat, d. h. die gemässigten und die rothen Republikaner, die Sieger und die Besiegten der Junischlacht vereinigt, hat sich hier gebildet. Die Mitglieder sollen sich verschworen haben, mit allen Mitteln den Sturz des Systems herbeizuführen, welches jetzt auf Frankreich lastet. Man behauptet sogar, dass diese Bewegung von den Orleanisten geschürt wird. Sollte der Kaiser Napoleon nicht bald heimkehren und die volle Verwirklichung seines Programmes zu verkündigen nicht im Stande sein, so ist eine zweite Auflage der Conspiration Mallet kein Ding der Unmöglichkeit. Die liberale Partei, wie sich die vereinigten Orleanisten und Republikaner nennen, hat hier schon eine Wochenschrift gegründet, „La Revue indépendante“. Napoleon III. spielt ein gefährlicheres Spiel, als er zu ahnen scheint. Die deutsche Armee hat ebenso grosse Chancen, Frankreich zu „befreien“, als die französische Italien.

Von hier ist nichts zu erwarten, aber auch nichts zu fürchten. Lord Palmerston ist bemüht, dem Fürsten Gortschakoff den Rang in Paris abzulaufen in der Hoffnung, der Gefahr einer russisch-französischen Allianz vorzubeugen. Die Opposition ist zu schwach, um diese Politik, welche sich hinter der Maske der Neutralität verbirgt, offen zu bekämpfen. So geringe Dauer das gegenwärtige Ministerium versprechen möchte, so ist doch vor dem Monat Februar nächsten Jahres an keine neue Krisis zu denken. Eine Wiederaufmischung der Regierung mit

Lord John als Premierminister ist denkbar. Im Tory-Lager würde man das nicht ungern sehen, weil man dann das Schicksal des Cabinets in der Hand hätte. In dieser Hoffnung wird die Opposition, wenn nicht besondere Zwischenfälle eintreten, Alles daran setzen, um vorerst Palmerston zu beseitigen. Cobden hat den Eintritt in das Cabinet verweigert. Er hat demselben zwar seine Unterstützung zugesagt, beabsichtigt aber nicht sowohl seine Unabhängigkeit, als eine bewaffnete Neutralität zu bewahren. Milner Gibson tritt an seine Stelle, und das Ministerium wird anstatt sechzehn nur fünfzehn stimmberechtigte Mitglieder zählen.

London, 11. Juli 1859.

Die Entrevue von Villafranca, welche heute morgen stattfinden soll, bezeichnet offenbar einen Wendepunkt der gegenwärtigen Krisis. Die Wahl des Ortes ist ein Compliment für den Kaiser Franz Joseph. Bekanntlich hatte Marschall Niel gleich nach dem Mincio-Uebergange Villafranca besetzt. Er räumte es später als unhaltbar in Folge der österreichischen Offensiv-Bewegung, welche die Franzosen als das Vorzeichen einer neuen Schlacht aufgefasst hatten. Die Zusammenkunft findet daher unter dem Schutze der österreichischen Waffen statt. Der Besiegte empfängt den Besuch des Siegers, nicht dieser jenen. Wird die Entrevue die noch vorgestern vorherrschende Auffassung modificiren? Darüber werden wir kaum so bald etwas erfahren. Bei der Haltung des hiesigen und des Petersburger Cabinets darf es nicht überraschen, wenn Oesterreich zu der Ueberzeugung gelangt, es werde seine Interessen durch eine directe Verständigung mit Frankreich besser wahren, als durch die Beschickung eines Congresses. Ueber die französischen Propositionen hat man bis jetzt nur Vermuthungen. Dass Kaiser Napoleon in einen Frieden willigen könnte, welcher die Erfüllung seines Programmes, die Befreiung Italiens von den Alpen bis zur Adria, nicht sicher stellte, gilt hier für unmöglich.

Die „Morning Post“ verkündet, Kaiser Napoleon werde seine siegreiche Armee nach Frankreich zurückführen und das Schicksal der Halbinsel in Gemeinschaft mit den übrigen Grossmächten auf einem Congresse ordnen. Die „Times“ erklärt die Verträge von 1815, soweit sie Italien betreffen, für zerrissen. Die englischen Zeitungsschreiber haben gut reden. Thatsächlich ist die Stellung des französischen Machthabers eine ganz andere als diejenige, welche die englischen Politiker ihm andichten. Er ist keineswegs Herr der Lage. Das Zerwürfniss mit Rom hat einen bedenklichen Grad erreicht. Eine Adresse, von 113 Geistlichen unterzeichnet, hat dem Sieger von Solferino die Folgen eines Bruches mit Rom sehr klar dargelegt. Schon soll der päpstliche Bannfluch, der Victor Emanuel getroffen, auch dem Kaiser Napoleon angedroht worden sein. Gleichzeitig erhebt die republikanische Partei in den von Truppen entblössten grossen Städten das Haupt und die Bourgeoisie zittert wieder einmal vor dem rothen Gespenste. Der Feldzug hat der französischen Armee — von der nahezu aufgelösten sardinischen gar nicht zu reden — an Todten, Verwundeten und Kranken in runder Summe 100,000 Mann gekostet. Napoleon I. verstand es, seine Elite-Truppen zu schonen. Napoleon III. hat dieselben rücksichtslos aufgeopfert. Die Garden und Zouaven wurden bei Magenta und Solferino so mitgenommen, dass die Ergänzung dieser Truppenkörper aus den Linien-Regimentern unabweislich geworden. Die Obersten dieser letzteren murren laut darüber, dass ihnen ihre besten Leute entrissen werden, um Zouaven daraus zu bilden.

„*Croyez-moi,*“ sagte mir gestern der alte General Flahault, in seiner Jugend einer der hervorragendsten Ordonnanz-Offiziere Napoleon's I., „*croyez-moi, on n'offre pas un armistice le lendemain d'une victoire sans en avoir grandement besoin.*“

London, 12. Juli 1859.

Am 6. d. speiste ich mit mehreren meiner Collegen bei Lord John Russell. Nach dem Diner lud der Staats-Secretär des Aeusseren den Grafen Apponyi zu einer Besprechung ein, welche kaum zehn Minuten währte.

Zum ersten Male sprach Lord John dem k. k. Gesandten von Friedensvorschlägen und theilte ihm im engsten Vertrauen sechs Punkte mit, welche, aus der Privatcorrespondenz Persigny's mit Walewski hervorgegangen, die vorläufige Sanction des Kaisers der Franzosen erhalten hätten.

Diese sechs Punkte waren auf einem Quartblatte verzeichnet, welches ich nicht gesehen habe. Nach mündlicher Relation aus dem Gedächtnisse wiedergegeben, lauten diese Punkte beiläufig wie folgt:

1. L'Italie sera rendue à elle-même;

2. Les états de l'Italie formeront une confédération sous la présidence souveraine du Pape;

3. Agrandissement de la Sardaigne (Lombardie, Duchés);

4. La Venétie formera un état indépendant sous un archiduc;

5. Des réformes administratives seront recommandées au St. Père;

6. Un congrès européen réglera les délimitations territoriales d'après les voeux des populations et les droits acquis.

Apponyi's Frage, ob das britische Cabinet diese Basen annehme und amtlich unterstütze, wurde ausweichend beantwortet. Man gab ihm jedoch anheim, diese Vorschläge, als vertraulich von dem französischen Gouvernement dem englischen mitgetheilt, seinem Hofe zu unterbreiten. Lord John rieth, falls man in Wien darauf eingehe, einen vierzehntägigen Waffenstillstand abzuschliessen. Der k. k. Gesandte nahm diese Mittheilung *ad referendum,* versprach sich aber keinen Erfolg davon. Der Staats-Secretär schien diesen Eindruck zu theilen, bemerkte jedoch, dass, wenn Oesterreich jede Verhandlung auf dieser Grundlage ablehne und die Franzosen nöthige, zum Angriffe der Festungen

zu schreiten, das Pariser Cabinet sich an Punkt 4 nicht für gebunden erachten, vielmehr über das venetianische Gebiet frei verfügen werde.

Bevor noch die Antwort auf das am 7. Morgens expedirte Telegramm Apponyi's hier sein konnte, traf am 7. Abends die Nachricht von dem Abschlusse des Waffenstillstandes ein. Am 8. erfolgte die telegraphische Bestätigung dieser Nachricht. Am 9. früh ging die gleichfalls aus Verona am 8. datirte, chiffrirte Antwort Rechberg's ein. In Ermangelung eines directen Chiffres war diese Depesche über Wien gegangen und von Baron Werner ungefähr mit folgenden Worten hierher befördert worden:

„*Le Comte Rechberg me charge de vous dire que nous regardons les propositions françaises comme inacceptables et que nous n'avons accepté l'armistice que pour des raisons purement militaires.*“

Sonntag, am 10., überraschte Persigny den Grafen Apponyi mit einem Besuche, der Tags darauf erwidert wurde. Es ergab sich, dass der französische Botschafter die bewussten sechs Punkte nicht als ein letztes Wort betrachte, vielmehr Gegenvorschläge erwarte. Derselbe betonte jedoch das Befreiungs-Programm.

Inzwischen war der k. k. Gesandte am 10. telegraphisch ermächtigt worden, die ablehnende Antwort seines Hofes dem britischen Gouvernement mitzutheilen. Dies erfolgte schriftlich, da Lord John die Stadt verlassen hatte.

Persigny wurde ebenfalls vorgestern telegraphisch davon unterrichtet, Kaiser Napoleon werde am 11. in der Zusammenkunft von Villafranca die nachstehenden drei Punkte als Grundlagen der Verhandlung vorschlagen:

1. Confédération italienne sous la présidence souveraine du Pape;

2. Cession de la Lombardie à la Sardaigne;

3. La Vénétie formera un état indépendant sous un archiduc.

Gleichzeitig wurde der französische Botschafter angewiesen, anzufragen, ob das britische Gouvernement diese drei Punkte zu unterstützen bereit sei?

In Abwesenheit Lord John's eilte Persigny zu Palmerston. Der Premier, seine fünfundsiebzig Jahre vergessend, liess sofort satteln, sprengte nach Pembroke Lodge und schrieb gleich nach seiner Rückkehr dem Grafen Persigny: Lord John und er seien bereit, die drei Punkte zu unterstützen. Da aber die Königin in Aldershot und ihre Genehmigung formell nöthig, so bäten die englischen Minister, die Entrevue von Villafranca aufzuschieben.

Dieser Wunsch ist bekanntlich nicht erfüllt worden. Die britischen Minister erfuhren heute Nachmittag 1 Uhr durch den französischen Botschafter, dass die Friedenspräliminarien ohne Englands Dazwischenkunft und unter weit günstigeren Bedingungen für Oesterreich unterzeichnet worden.

Vergleicht man, ganz abgesehen von den geheimen Artikeln, diese Präliminarien mit den drei Punkten, für welche Kaiser Napoleon noch am Vorabende die Unterstützung Englands erbeten hatte, so wird man die Bestürzung der britischen Minister ermessen. Jedenfalls hat der Kaiser von Oesterreich diplomatisch glücklicher manövrirt, als auf dem Schlachtfelde. Behält Oesterreich Venetien mit der Mincio-Linie und dem Festungs-Viereck, so behauptet es seine strategische Stellung in Italien.

Der Friede wird niemand befriedigen. Sardinien wähnte das lombardisch-venetianische Königreich, Toskana, Parma und Modena bereits in der Hand zu halten. Das Danaergeschenk der Lombardei aus Frankreichs Händen erscheint daher nur als eine magere Abschlagszahlung für die schweren Opfer des Krieges. Auch Frankreich wird mit den erzielten Resultaten nicht zufrieden sein. Man hat 100,000 Mann aufgeopfert, dem Lande die schwersten Lasten auferlegt, um die Lombardei für den Sardenkönig zu erobern. Das an allen Strassenecken angeschlagene Befreiungs-Programm ist unerfüllt, die italienische Frage ungelöst geblieben.

Trotz aller Selbstsucht empfindet man in England die Demüthigung tief, welche dieses unerwartete Ereigniss der Regierung und der Aristokratie bereitet. Persigny zuckt die Achseln und sagt: „*Nos amis montrent un peu de mauvaise humeur, mais cela passera.*“

Der Friede von Villafranca hat vieles zerstört und nichts geschaffen, es sei denn eine siegestrunkene französische Armee, ein gefährliches Werkzeug in den Händen des abenteuerlichen Imperators, der sich dem erstaunten Europa als solcher auf dem Schlachtfelde gezeigt hat.

London, 21. Juli 1859.

Aus den Beilagen der österreichischen Circulare vom 16. ersehe ich, dass es sich ursprünglich nicht um sechs sondern um sieben Punkte gehandelt hat, deren Unterstützung Frankreich von England begehrt hatte. Der Irrthum, welcher meinem Gewährsmanne zur Last fällt, hat jede Bedeutung verloren, da die Präliminarien auf diesen Grundlagen thatsächlich nicht abgeschlossen worden sind.

Die Circulare und das kaiserliche Manifest werden böses Blut machen. Preussen wird beschuldigt, seinen alten Bundesgenossen in der Stunde der Gefahr nicht unterstützt und dadurch genöthigt zu haben, in einen unvortheilhaften Frieden zu willigen.

Es liegt hier ein Missverständniss vor, welches noch nicht aufgeklärt ist. Graf Bernstorff weist die Beschuldigung mit Entrüstung zurück und versichert, Preussen sei bereit gewesen, für den vertragsmässigen Territorialbestand einzustehen. Persigny behauptet dagegen, Preussen habe die sieben französischen Punkte mit dem Beifügen angenommen, Oesterreich werde, wenn es dieselben ablehne, auf die Unterstützung seiner deutschen Bundesgenossen nicht rechnen können.

Das Räthsel würde sich wahrscheinlich lösen, wenn man den Text des eigenhändigen Privatschreibens besässe, welches Prinz Napoleon am 12. Morgens dem Kaiser Franz Joseph überbrachte.

Die Präliminarien von Villafranca sind nicht am 11., sondern erst am 12. unterzeichnet worden. Das gedachte Privatschreiben des Kaisers Napoleon enthielt wahrscheinlich den wirklichen oder vermeintlichen Beweis für die Behauptung, Frankreich stelle günstigere Bedingungen als die vermittelnden Mächte.

Wie gross das Friedensbedürfniss des Siegers war, erhellt aus der Vergleichung des Entwurfes, welchen der Prinz Napoleon überbrachte, mit den wirklich unterzeichneten Präliminarien. In diesem Entwurfe lautete der 3. Punkt beiläufig wie folgt:

„*S. M. l'Empereur d'Autriche cède à l'Empereur des Français ses droits sur la Lombardie que l'Empereur Napoléon conformément aux voeux de la population cède au Roi de Sardaigne.*“

Es ist also am 12. früh die Mincio-Linie mit Mantua und Verona diplomatisch zurückerobert und ausserdem die lügenhafte Behauptung, die Cession der Lombardei an Sardinien erfolge in Gemässheit des Wunsches der Bevölkerung, gestrichen worden.

Der Paragraph bezüglich Toskana's und Modena's aber lautete im Entwurfe:

„*Les Empereurs feront tous leurs efforts, sans cependant avoir recours aux armes, pour faire rentrer le Grand-duc de Toscane et le Duc de Modène dans leurs états.*“

Die von Oesterreich durchgesetzte Fassung:

„*Le Grand-duc de Toscane et le Duc de Modène rentrent dans leurs états*“

ist jedenfalls würdiger und präciser.

Auch bezüglich der dem Papste anzuempfehlenden Reformen hat die ursprüngliche französische Redaction der einfacheren, fast nichtssagenden der Uebereinkunft weichen müssen. „*Réformes indispensables*“ ist ein vager Begriff und muss namentlich denen so erscheinen, welche schon auf die Säcularisation des Kirchenstaates gerechnet hatten.

Wenn englische Zeitungen behaupten, Victor Emanuel sei nur dem Waffenstillstande, nicht der Uebereinkunft von Villa-

franca beigetreten, befinde sich also noch im Kriege mit Oesterreich, so ist diese Behauptung ganz aus der Luft gegriffen. Der König von Sardinien hat das Abkommen von Villafranca eigenhändig, wenn auch ohne Gegenzeichnung eines Ministers, mit folgenden Worten ratificirt:
„*Je ratifie cette convention ci-dessus en tout ce qui me concerne.*“

Der gestern hier eingetroffene österreichische Courier überbrachte ausser der Circulare vom 16. und deren Beilagen eine Depesche Rechberg's vom 17. Es wird darin anerkannt, dass sich die Auffassung Esterházy's und Apponyi's über die von Palmerston und Russell zu gewärtigende Politik nur allzusehr bewahrheitet habe. Der Schlusssatz erinnert an die Zeiten Schwarzenberg's und lautet ungefähr: „*Nous n'avons pour le moment absolument rien à communiquer au cabinet britannique. Nous lui laissons à lui-même le soin de mesurer les gains et les pertes qu'il a retiré de l'abstention à laquelle il s'est condamné.*“

London, 21. Juli 1859.

Bei dem geringen Einverständnisse, welches zwischen den Mitgliedern des von Palmerston und Russell gebildeten Ministeriums obwaltet, wird dasselbe im Parlamente allen Principienfragen thunlichst aus dem Wege gehen. Die Opposition hat inzwischen die Gelegenheit eines öffentlichen Banketts benutzt, um ihre in den letzten Wahlen errungenen Vortheile zu feiern. Die „Times“ zieht aus den Reden Derby's, Malmesbury's und Disraeli's den Schluss, dieselben vermöchten nur in der Opposition eine Rolle zu spielen. Jedenfalls hat Malmesbury die Mehrheit des Landes und die des gegenwärtigen Cabinets für sich, wenn er sich mit aller Entschiedenheit gegen den Gedanken verwahrt, die Uebereinkunft von Villafranca der Sanction eines europäischen Congresses nachträglich zu unterbreiten. Auch die Tagespresse ist mit seltenen Ausnahmen davon durchdrungen, dass England, welches an dem Kriege keinen Theil genommen, jede Verantwortung für den ohne seine Mitwirkung hastig abgeschlossenen

Frieden ablehnen müsse. Amtlich sprachen sich auch Lord Palmerston und Lord John Russell bisher in diesem Sinne aus. Indessen verweisen diejenigen, welche die geheimen Absichten dieser Minister verdächtigen, auf die „Morning Post", welche für ein französisches Organ gilt. Die dort befürwortete Intrigue Walewski's und Persigny's ist in Wien wohl bekannt. Beide möchten gegen das ausdrückliche Versprechen des Kaisers Napoleon einen Congress durchsetzen, den Oesterreich zu verhindern wissen wird.

Weder das österreichische Manifest noch die Ansprache Napoleon's an den gesetzgebenden Körper in St. Cloud haben die Lösung des Räthsels von Villafranca erleichtert. Man beklagt namentlich, dass über die Motivirung des Friedensschlusses keine Verständigung erfolgt ist. Während Kaiser Franz Joseph den Abschluss dieses für ihn unvortheilhaften Friedens durch die Passivität seiner natürlichen Bundesgenossen rechtfertigt, sucht sich Kaiser Napoleon im Gegentheil durch die drohende Haltung eben dieser Bundesgenossen Oesterreichs für die Nicht-Erfüllung seiner Verheissungen und den plötzlichen Abbruch des Krieges zu entschuldigen.

Die englischen Italianissimi hatten noch am 7. in Berlin erklärt, solange ein Oesterreicher jenseits der Alpen, sei an keinen Frieden zu denken. Jetzt schmeicheln sie sich, die mit vollen Händen ausgestreute Saat der Empörung werde in allen Theilen der apenninischen Halbinsel in die Halme schiessen und so den praktischen Beweis liefern, dass die Präliminarien von Villafranca jeder durchführbaren Grundlage entbehren. Anders urtheilen italienische Staatsmänner, welche die Zustände ihres Vaterlandes nicht durch die Brille Cavour's sehen. „Hat der Kaiser Napoleon," sagte mir einer von diesen, „endlich erkannt, dass die Begünstigung der Revolution in Italien die grössten Gefahren für sein eigenes Land und seinen eigenen Thron nach sich ziehen muss, so würden 40,000 Mann zuverlässiger Truppen in Ober-Italien und die geschickte Vertheilung von 40,000 Piaster

an die Führer der Umsturzpartei ausreichen, um jede Besorgniss vor ernsten Bewegungen zu beseitigen.“

London, 25. Juli 1859.

Die preussische Circular-Depesche vom 21. hat den Widerspruch, dessen ich in meinem Briefe von demselben Tage gedachte, zwar constatirt, aber nicht aufgeklärt. „*Qui trompe-t-on ici?*“ fragt das „Journal des Débats“ und scheint anzudeuten, dass in der „Komödie der Irrungen“, welche jetzt auf der Weltbühne gespielt wird, der Betrüger von heute morgen die Rolle des Betrogenen übernehmen muss. Von dem Verdachte, mit England Vermittelungs-Vorschläge verabredet zu haben, ungünstiger für Oesterreich als die von Frankreich gebotenen Bedingungen, ist Preussen freizusprechen. Lord John Russell selbst hat es übernommen, den Beweis dafür zu liefern. In seiner Depesche vom 7. beauftragt er Lord Bloomfield, die Ablehnung der durch den Grafen Bernstorff überbrachten Vorschläge zu erklären, weil sich die britische Regierung an einer Vermittelung nicht betheiligen könne, welche den *status quo ante bellum* Oesterreichs in Italien zur Grundlage habe. In diesem Erlasse wird die Zumuthung, der Kaiser Napoleon solle ohne Verwirklichung seines Programmes den Krieg beendigen, geradezu als eine Beleidigung (*affront*) bezeichnet. Wenn Lord John hinzufügt, England sei der preussischen Regierung für ihre bisherige Haltung und für ihr Entgegenkommen verbunden und werde seinen Dank durch gleiche Offenheit bethätigen, so weiss niemand besser als Graf Bernstorff, welcher Werth diesen Phrasen beizulegen. Das englische Cabinet hat dem preussischen Gesandten weder von den sieben, noch von den am 10. gutgeheissenen drei französischen Punkten die geringste Andeutung gemacht. Erst am 11., als Bernstorff den Staats-Secretär des Aeusseren über die von Persigny ausgestreuten Unwahrheiten zur Rede stellte, theilte ihm Russell ein Telegramm Bloomfield's mit. Dieser meldete darin, der französische Gesandte habe Herrn von Schleinitz vier Bedingungen vorgelegt

(Cession der Lombardei — Venetien unabhängig unter einem Erzherzog — Congress — Amnestie), unter welchen Frankreich bereit sei, Frieden zu schliessen. Der preussische Minister habe jedoch die Vorlage dieser Bedingungen an den Prinz-Regenten als ungeeignet verweigert.

So beklagenswerth die Parteilichkeit ist, welche die beiden leitenden Minister Englands in dieser Krisis zur Schau tragen, so erfreulich ist die correcte Haltung der Krone.

Die Nachricht von der Annahme der drei französischen Bedingungen unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung hat am 10. im Pavillon zu Aldershot die entschiedenste Missbilligung gefunden. Als constitutionelle Monarchin konnte Ihre Majestät dem von ihrem Premier-Minister und ihrem Staats-Secretär des Aeusseren gemeinschaftlich ertheilten Rathe zuwider die Ablehnung der französischen Vorschläge nicht geradezu befehlen. Sie appellirte jedoch an das Cabinet, wohl wissend, dass unter den fünfzehn Mitgliedern desselben die meisten für die Königin gegen Palmerston und Russell stimmen würden. Es kam nicht dazu. Das Ereigniss von Villafranca machte jede Berathung unnöthig. Für die Zukunft wird es aber immer wichtig sein, zu wissen, dass das Rechtsgefühl Ihrer Majestät und die bekannten Gesinnungen des Prinzen Albert sich durch ministerielle Vorurtheile nicht beeinflussen lassen.

Persigny's mit Palmerston verabredete Reise nach St. Cloud ist ein letzter Versuch, die Congress-Idee wieder anzuregen. Der Botschafter wird unverrichteter Sache zurückkehren.

Napoleon III. braucht, wie mir ein in die dortigen Verhältnisse sehr eingeweihter Bankier sagte, mindestens für zwei bis drei Jahre Frieden. Die Verluste der französischen Armee sind bisher unterschätzt worden, ebenso wie ihre Stärke und Schlagfertigkeit im allgemeinen überschätzt wird. Hatte doch Malakoff am Rhein kaum 80,000 Mann, deren einzige Reserve etwa 80,000 Rekruten bildeten, welche am 1. September zu ihm stossen sollten. Wie hätte man damit die deutschen Armeen

aufhalten können, wenn sie rechtzeitig zur Offensive geschritten wären? Ein englischer Staatsmann, der soeben von Paris kommt, geht soweit, zu versichern, eine deutsche Armee von 100,000 Mann nach Tyrol vorgeschoben, würde genügt haben, um dem zweiten Kaiserreiche Schach und Matt zu bieten.

Die finanziellen Schwierigkeiten des Augenblickes scheinen die militärischen noch zu überbieten. Wie Prinz Albert mir vor einigen Monaten voraussagte, hat dieser letzte Krieg, da Alles baar bezahlt werden musste, Summen verschlungen, welche das reiche Land nahezu erschöpft haben.

„*Raison de plus,*“ bemerkte ein Schwarzseher, „den Kaiser zu bestimmen, einen neuen Krieg vom Zaune zu brechen, der Frankreich etwas einbringen könnte.“

London, 28. Juli 1859.

Bei der Missstimmung, welche sich in der Presse diesseits und jenseits des Kanals kundgiebt, kann es nicht Wunder nehmen, wenn Gerüchte von einer nahe bevorstehenden Demonstration cursiren, die das gesunkene Vertrauen und die Erhaltung des Weltfriedens neu beleben könnte. Man spricht von einer Wiederholung des kaiserlichen Besuches in Osborne. Lord John Russell versichert, dass ihm nichts davon bekannt sei. Ein der ministeriellen Partei angehörendes Parlamentsmitglied ging noch weiter und meinte, so tief sei England doch noch nicht gesunken. Fürst Paul Esterházy, welcher, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in London, einer huldreichen Einladung der Königin nach Osborne House gefolgt war, hat diese Residenz vor kaum drei Tagen, am 25. d., verlassen. Er sagt mir, er habe während seines mehrtägigen Besuches auf der Insel Wight nicht die geringste Vorbereitung für eine Entrevue mit dem Kaiser Napoleon zu bemerken gehabt, noch eine Andeutung darüber empfangen. Der Fürst gedenkt London heute zu verlassen, um den Befehlen seines Hofes gemäss über Paris nach Wien zurückzukehren.

Lord John Russell wird heute Abend im Unterhause die in Aussicht gestellten Aufklärungen über das Abkommen von Villafranca geben. Seine Depesche vom 22. Juni ist bereits auf den Tisch des Hauses niedergelegt und heute in der „Times" veröffentlicht worden. Nach eingeholter Genehmigung des Cabinets soll nunmehr auch die Depesche vom 7. Juli an Lord Bloomfield dem Parlamente mitgetheilt werden, in welcher die bekannten preussischen Vermittelungsvorschläge als intempestiv zurückgewiesen wurden. Beide Pièces enthalten Stellen, die in Paris nicht eben mit Genugthuung gelesen werden dürften.

Zwei Punkte sind es namentlich, auf welche sich die Aufmerksamkeit derjenigen richtet, welche einen Krieg zwischen England und Frankreich über kurz oder lang für wahrscheinlich halten. Die Fischereien an den Küsten von Neufundland haben neuerdings zu Differenzen Anlass geboten, deren friedliche Lösung Schwierigkeiten bietet. Der Hauptpunkt aber ist Egypten, wo sich die Interessen und die Intriguen der Westmächte kreuzen. Lord Palmerston ist entschieden dem Projecte des Herrn von Lesseps abgeneigt. Er giebt sich den Anschein, den Durchstich der Landenge von Suez für technisch unausführbar zu halten. In Wahrheit erscheint ihm das Unternehmen gefahrdrohend für die englischen Interessen im Oriente. In den 14,000 Arbeitern, welche Lesseps angeworben, erblickt der englische Premier den Keim einer französischen Invasionsarmee. Er fürchtet, dieselben könnten den auf 120,000 Mann geschätzten Truppen des Vicekönigs zu Instructoren dienen.

London, 30. Juli 1859.

Ich will nicht verfehlen, die vorgestrige Nachtsitzung in kurzen Zügen zu skizziren.

Lord John Russell legte zunächst seine Depesche vom 7. Juni an Lord Bloomfield auf den Tisch des Hauses. Es ist dies dieselbe Depesche, welche in Berlin als eine Schülerarbeit bezeichnet wurde. In einer längeren, offenbar sorgfältig vorbereiteten Rede

verbreitete sich der Staats-Secretär des Aeusseren dann über die durch das Ereigniss von Villafranca geschaffene Sachlage. Als *captatio benevolentiae* wurde die im „Moniteur" angekündigte Reduction der französischen Streitkräfte zu Land und See nicht eben glücklich verwerthet. Diese neueste Wendung in der französischen Politik hat hier das schon vorhandene Misstrauen nur gesteigert. Man füchtet die Reciprocität, die Einladung, England möge nunmehr auch seine Küstenbefestigungen einstellen, wolle es sich nicht dem Verdachte aggressiver Hintergedanken aussetzen. Lord John begann damit, die Präliminarien von Villafranca von seinem Standpunkte aus zu beleuchten. Er hob hervor, dass die Cession der Lombardei England gleichgiltig sei, während die Reorganisation Italiens die Aufmerksamkeit des britischen Cabinets und sogar dessen Mitwirkung verdienen würde. Er las dem Hause dann eine Stelle aus einer an den Grafen Persigny gerichteten Depesche Walewski's vor. Dieselbe betraf die bevorstehenden Friedensverhandlungen in Zürich und die Aufforderung, sich an einem europäischen Congresse zu betheiligen. Lord John erklärte, die britische Regierung behalte sich ihre Entscheidung vor und werde jedenfalls erst die Mittheilung des in Zürich abzuschliessenden förmlichen Friedens-Instrumentes abwarten. Er fügte bei — und das ist die Hauptsache — England werde in keinem Falle sich an einem Congresse über die italienischen Angelegenheiten betheiligen, in welchem Oesterreich und Preussen nicht vertreten wären. Aber auch dann will Lord John von einer bestimmten Zusicherung noch nichts wissen. Er macht die Theilnahme Englands an dem in Aussicht gestellten Congresse von der vorhergegangenen Verständigung über gewisse Principienfragen abhängig. Näher auf diese letzteren einzugehen, ist überflüssig, da Oesterreich seinen Widerstand gegen die Congress-Idee nicht aufgeben wird.

In seiner Antwort wies Mr. Disraeli zunächst auf die Lücken in der ministeriellen Darlegung des Thatbestandes hin

und geisselte die zweideutige Verlegenheit, mit welcher Lord John über die Hauptfrage hinweggeschlüpft sei. Diese Frage sei, wie denn der Kaiser von Oesterreich dazu gekommen, officiell zu erklären, dass die Vermittelungsvorschläge seiner natürlichen Bundesgenossen ungünstiger gewesen, als die von seinem Gegner direct zugestandenen Bedingungen?

„Preussen,“ betonte der Führer der Opposition, „hat sich von diesem Verdachte gereinigt. Ihrer Majestät Regierung beobachtet dagegen über diesen Punkt ein verdächtiges Stillschweigen. Nur allzu gerechtfertigt ist der Verdacht, dass dieselben Minister, welche mit anders vertheilten Rollen unter ähnlichen Verhältnissen vor zehn Jahren am Ruder waren, durch ihren Hass gegen Oesterreich verblendet, den Fehler wiederholt haben, den sie damals begangen und der für Italien wie für den Weltfrieden so verhängnissvolle Folgen gehabt hat. So viel ist klar, dass sich England durch eine rechtzeitige und sachgemässe Vermittelung den Dank beider kriegführenden Mächte verdient und den Frieden gewissermassen dictirt haben würde, dessen directer Abschluss England zu einer bedenklichen Isolirung verdammt hat. Lord Palmerston's Manifest an seine Wähler von Tiverton liegt dem Napoleonischen Programme von Mailand zu Grunde. Beide haben dasselbe Schicksal gehabt. In gleicher Verblendung wie der Premier-Minister hat der Staats-Secretär des Aeusseren seiner fixen Idee, in Italien eine Whigpartei, in Florenz eine Succursale von Brooke's Club zu gründen, die Interessen des Landes aufgeopfert. Was ich vor zehn Jahren vorausgesagt, ist buchstäblich eingetroffen. Die Bestrebungen der Regeneratoren Italiens haben bisher nur die Verwirrung auf der unglücklichen Halbinsel und die Schwierigkeiten vermehrt, zugleich aber einem despotischen Machthaber Gelegenheit geboten, seine militärische Stellung zu befestigen.“

Auf diesen heftigen Angriff folgte eine staatsmännische Auseinandersetzung der Gründe, welche England abhalten müssten, sich an dem Congresse zu betheiligen, nachdem die Präliminarien

von Villafranca das Gleichgewicht Europas unerschüttert gelassen.

Lord Palmerston konnte nicht umhin einzugestehen, dass der Führer der Opposition über die dem Friedensschlusse vorausgegangenen Unterhandlungen gut unterrichtet sei. Der Premierminister sah sich daher genöthigt, den Schleier einigermassen zu lüften, welcher die Action des britischen Cabinets bisher verhüllte. Er hat eingestanden, dass Lord John dem k. k. Gesandten ein von der französischen Regierung ausgegangenes Project mitgetheilt habe, über dessen Annehmbarkeit sich die Minister Napoleon's III. nicht ausgesprochen hätten. Die Vorgänge vom 6. und 10. werden zu wohl bekannt sein, als dass es nöthig wäre, die *suppressio veri* besonders hervorzuheben, welche dieses ministerielle Geständniss kennzeichnet. Selbstverständlich hat sich der edle Viscount bemüht, seine Politik von 1848 ebenso wie die von 1859 thunlichst zu beschönigen. Die Frage des Congresses hat der Premier als eine offene, je nach den Umständen zu entscheidende dargestellt.

Lord Elcho hat seine Motion, welche zum Zwecke hat, der Regierung die Theilnahme an dem projectirten Congresse unmöglich zu machen, nicht zurückgezogen und wird dabei auf die Unterstützung Disraeli's rechnen dürfen.

Die Frage, ob die angekündigte Reduction der französischen Streitkräfte England veranlassen solle, die für die Vertheidigung des Landes angeordneten Massregeln einzustellen, ist gestern im Unterhause lebhaft discutirt worden. Die Erklärungen Palmerston's und der übrigen Minister lassen, wie der ganze Verlauf der Debatte, keinen Zweifel darüber, dass man entschlossen ist das Versäumte nachzuholen.

Paris, 10. August 1859.

Ohne die verschobene Debatte über Lord Elcho's Motion abzuwarten, bin ich am 6. Abends von London hierher geeilt,

um den Fürsten Paul Esterházy nicht zu verfehlen, welcher nur bis zum 8. hier zu verweilen gedachte.

Lord Elcho's wohlgemeinter Antrag ist nicht zur Abstimmung gelangt und die letzte Sitzung, in welcher das Unterhaus Gelegenheit hatte, sich vor den Parlamentsferien über die Tagesfrage auszusprechen, verlief ohne praktisches Resultat. Lord Elcho war schwach und zeigte sich schlecht unterrichtet, so dass das kühle „*it is not true*", womit Lord John Russell ihn unterbrach, den gewünschten Eindruck nicht verfehlte. Mit ganz anderen Waffen von dem früheren Unterstaats-Secretär Mr. Seymour Fitzgerald angegriffen, sah sich der Staats-Secretär des Aeusseren genöthigt, über die Vorgänge vom 6. und 10. Juli Andeutungen zu machen, welche der vollen Wahrheit keineswegs entsprechen. Bezeichnend für den Standpunkt des liberalen und zugleich doctrinären Ministers ist das Argument, welches er brauchte, um zu beweisen, dass die englische Regierung nicht berechtigt sei, für das Legitimitätsprincip in Toskana und Modena einzustehen.

Der englische Thron, belehrte dieser Staatsmann das Unterhaus, sei wie der belgische und der französische aus der Revolution hervorgegangen und beruhe auf dem Princip der Volks-Souveränetät. Die Räthe der Krone könnten die Grundlagen des Staates nicht antasten. Wahr ist, dass das Parlament von 1688 die Usurpation Wilhelm's III. ratificirt hat, aber es geschah dies in der Absicht, der neuen Dynastie eine Rechtsgrundlage zu verschaffen, keineswegs in der, das monarchische Princip zu erschüttern und die Theorie der Volks-Souveränetät nach England zu verpflanzen. Diese Irrlehre gehört einer späteren Zeit an. Nur der tendenziösen Feder des für whigistische Parteizwecke schreibenden Sophisten Macaulay konnte es gelingen, die englische Revolution von 1688 so darzustellen, als sei sie aus den Theorien hervorgegangen. welche die französische Revolution von 1789 aufstellte. Es erheischt einen seltenen Aufwand paradoxaler Dialektik, will

man dem aus der Reform von 1831 hervorgegangenen Unterhause von 1859 glauben machen, es habe das Recht, die Krone zu vergeben, weil das aristokratische Parlament von 1688 die vollendete Thatsache eines Wechsels der Dynastie gutgeheissen. Alles dies hindert nicht, dass im heutigen England das monarchische Princip zu einer Formsache geworden ist. Man steht ganz auf dem Boden der Revolution. Bis jetzt fühlte man dies wohl, aber man sprach es nicht aus. Einem Lord John Russell war es vorbehalten, von der Ministerbank aus der Königin zuzurufen, dass sie ihre Krone nur so lange besitze, als es dem Unterhause gefalle, ihr dieselbe zu lassen.

Verzeihung für diese Abschweifung, welche *in medias res* zurückführt und erklärt, warum das k. k. Cabinet jede Fühlung mit dem jetzigen englischen Ministerium verloren hat. Hat doch der k. k. Gesandte in London seit dem 6. Juli bis zum 6. August nicht ein Wort über Politik mit dem Staats-Secretär des Aeusseren gewechselt!

Kaiser Napoleon hat seinerseits in längeren Besprechungen mit dem Fürsten Esterházy und Metternich seiner Missstimmung gegen das heutige englische Gouvernement unverhohlen Ausdruck gegeben. Er sucht in der Discrepanz, welche sich überall in den Ansichten und Absichten der beiden leitenden Minister kund giebt, den Hauptgrund der Schwierigkeit, sich mit dem britischen Cabinet zu verständigen.

Kaiser Napoleon befindet sich unleugbar in der grössten Verlegenheit, die den Italienern gemachten Versprechungen mit den Oesterreich gegenüber in Villafranca eingegangenen Verpflichtungen in Einklang zu bringen. Denn er kann diese nur halten, wenn er jenen nicht gerecht wird. Sein Bestreben geht offenbar dahin, diese Widersprüche in der schonendsten Weise auszugleichen. Auf Englands Mitwirkung kann er dabei nicht rechnen. Dort wird man Alles aufbieten, um die Wiedereinsetzung der vertriebenen Dynastien von Modena und Toskana zu verhindern, und wäre es nur, um das

in London gefürchtete Drei-Kaiser-Bündniss im Keime zu ersticken.

Der Kaiser von Oesterreich betrachtet diesen Act der Gerechtigkeit als eine Ehrensache und als eine politische Nothwendigkeit, da er sich im Besitze von Venetien und dem Festungs-Viereck nur sicher fühlen kann, wenn die Revolution in den Nachbarstaaten gebrochen ist. Es kann nicht Wunder nehmen, dass dieser Punkt in den Audienzen des Fürsten Esterházy am ausführlichsten besprochen worden ist. Fürst Paul hat bei dem Kaiser Napoleon die freundschaftlichsten Dispositionen für die Person des Kaisers Franz Joseph und dessen Regierung gefunden. Auch konnte er in der Restaurationsfrage das vollste principielle Einverständniss constatiren. Dabei hat Napoleon III. jedoch weder ihm noch dem Fürsten Metternich verschwiegen, dass die praktische Durchführung dieses Punktes auf grosse Schwierigkeiten stosse, da Frankreich alle Gewaltmassregeln perhorrescire. Das Einzige, was Fürst Esterházy erlangt hat, ist das Versprechen, Kaiser Napoleon werde in Toskana und Modena nichts gutheissen als die in Villafranca verabredete Restauration. Fürst Paul gab mir nicht undeutlich zu verstehen, dass man in Wien die Wiedereinsetzung des Grossherzogs von Toskana und des Herzogs von Modena als eine *conditio sine qua non* des Friedens betrachte. Seiner Ansicht nach müsse man die entschlossenste Festigkeit in Paris zeigen, um derselben in Florenz und Modena nicht zu bedürfen.

Die Sendung des Grafen Reiset nach Florenz hat keinen anderen Zweck, als die Bevölkerungen in diesem Sinne zu bearbeiten. Seine heute eingegangenen Berichte stellen einen erwünschten Umschwung in Aussicht.

Erfolgt die Wiedereinsetzung, dann könnte das k. k. Cabinet vielleicht noch vermocht werden, seinen Widerstand gegen die Congress-Idee fallen zu lassen; wenigstens wird diese Frage in Wien noch als eine offene behandelt.

In den Instructionen, welche dem Grafen Colloredo nach Zürich mitgegeben worden, werden die Gestaltung der italienischen Conföderation, die Rolle Venetiens in derselben, das Ehren-Präsidium des Papstes als Punkte behandelt, denen man nur eine secundäre Bedeutung beilegt. In dieser Beziehung ist den Bevollmächtigten der weiteste Spielraum gegönnt worden. Desto kategorischer ist aber Graf Colloredo angewiesen, auf die sofortige Wiedereinsetzung der Souveräne von Toskana und Modena zu dringen.





